

Frauke Schacht

FLUCHT ALS ÜBERLEBENS- STRATEGIE

Ideen für eine zukünftige Fluchtforschung

Frauuke Schacht
Flucht als Überlebensstrategie

Editorial

Im postmigrantischen Diskurs, der nicht nur in den Sozialwissenschaften an Verbreitung gewinnt, kommt eine widerständige Praxis der Wissensproduktion zum Ausdruck – eine kritische und zugleich optimistische Geisteshaltung, die für postmigrantisches Denken von zentraler Bedeutung ist.

Die Vorsilbe »post-« bezeichnet dabei nicht einfach einen chronologischen Zustand des Danach, sondern ein Überwinden von Denkmustern, das Neudenken des gesamten Feldes, in welches der Migrationsdiskurs eingebettet ist – mit anderen Worten: eine kontrapunktische Deutung gesellschaftlicher Verhältnisse. In der radikalen Abkehr von der gewohnten Trennung zwischen Migration und Sesshaftigkeit, Migrant und Nichtmigrant kündigt sich eine epistemologische Wende an.

Das Postmigrantische fungiert somit als offenes Konzept für die Betrachtung sozialer Situationen von Mobilität und Diversität; es macht Brüche, Mehrdeutigkeit und marginalisierte Erinnerungen sichtbar, die nicht etwa am Rande der Gesellschaft anzusiedeln sind, sondern zentrale gesellschaftliche Verhältnisse zum Ausdruck bringen.

Kreative Umdeutungen, Neuerfindungen oder theoretische Diskurse, die vermehrt unter diesem Begriff erscheinen – postmigrantische Kunst und Literatur, postmigrantisches Theater, postmigrantische Urbanität und Lebensentwürfe –, signalisieren eine neue, inspirierende Sicht der Dinge.

Mit der Reihe **»Postmigrantische Studien«** wollen wir diese Idee und ihre wegweisende Relevanz für eine kritische Migrations- und Gesellschaftsforschung aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten und dazu einladen, sie weiterzudenken.

Die Reihe wird herausgegeben von Marc Hill und Erol Yildiz. Den wissenschaftlichen Beirat bilden Müzeyyen Ege, Julia Reuter, Dirk Rupnow, Moritz Schramm, Sabine Strasser und Elisabeth Tuidor.

Frauke Schacht (PhD), geb. 1989, lehrt im Bereich der Refugee Studies an der Fakultät für Bildungswissenschaften der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. Die Erziehungswissenschaftlerin war Mitglied des Doktoratskollegs »Dynamiken von Ungleichheit und Differenz im Zeitalter der Globalisierung«. Zudem ist sie seit 2016 Vorstandsvorsitzende des Projektes »FLUCHTpunkt« (Hilfe, Beratung und Intervention für Geflüchtete) des Vereines arge Schubhaft, der seit 1997 in Innsbruck tätig ist.

Frauke Schacht

Flucht als Überlebensstrategie

Ideen für eine zukünftige Fluchtforschung

[transcript]

Dissertation

Gutachter: Prof. Dr. Erol Yildiz und Univ.-Prof. Dr. Hans Karl Peterlini

Mein Dank gilt jenen Menschen, die bereit waren, mir ihre Geschichten zu erzählen, und ohne die dieses Buch nicht zustande gekommen wäre.

Für all jene, die Widerstand gegen die globalen Ungerechtigkeiten leisten. "Keine/r hat das Recht zu gehorchen." (Hannah Arendt)

Veröffentlicht mit freundlicher Unterstützung und Förderung durch nachfolgende Institutionen: Universität Innsbruck: Fakultät für Bildungswissenschaften, Institut für Erziehungswissenschaften.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell.

(Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Frauke Schacht**

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Lektorat: Dr.ⁱⁿ Margret Haider

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5615-2

PDF-ISBN 978-3-8394-5615-6

<https://doi.org/10.14361/9783839456156>

Buchreihen-ISSN: 2703-125X

Buchreihen-eISSN: 2703-1268

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

I. Verortung und Perspektiven der Forschungsarbeit

1. Einleitung	9
1.1 Annäherung an das Diskurs- und Forschungsfeld	14
1.2 Forschen über FluchtMigration	18
2. Theoretische Positionierungen	25
2.1 (Über-)Lebensstrategien als Perspektive und Analysekatgorie	26
2.2 Biographische Selbstpositionierungen – zur Rekonstruktion subjektiver und kosmopolisierter Möglichkeitsräume	31

II. Diskurse und diskursive Formationen

3. Der Diskursbegriff bei Michel Foucault	43
3.1 Diskurse als Macht-Wissens-Komplex	44
3.2 Widerständige Praktiken in rassistischen Verhältnissen	51
4. Die Objektivierung der »Anderen« als diskursive Formation	67
4.1 Die Figur des Anderen als historisches Konstrukt	70
4.2 Globale Hierarchien im Kontext einer »geteilten Globalisierung«	78

III. Die dichotome Ordnung »des« Flüchtlingsdiskurses

5. Dominate Deutungen der Flüchtlingskategorie	93
5.1 Die normalisierte Täter-Opfer-Dichotomie	93

5.2	»Wir können nicht die ganze Welt retten« – (migrations-)politisch-rechtliche Dimensionen des Diskurses	97
5.3	»Das Boot ist voll« – öffentlich-mediopolitische Dimensionen des Diskurses ..	106
5.4	»Kulturelle Differenz« und das Integrationsdispositiv – wissenschaftliche Dimensionen des Diskurses	113
5.5	Die Flüchtlingsfigur als mehrdimensionaler Macht-Wissens-Komplex	119

IV. Forschungsdesign: Methodologische und methodische Implikationen

6.	Methodologische Überlegungen	125
6.1	Zur Relevanz qualitativer Methoden – das halbbiographische Interview	127
6.2	»Das verstehende Interview« – Dialog und Gespräch	132
7.	Analyse und Deutung der Erzählungen	135

V. Heterogene (Über-)Lebensstrategien

8.	Feinanalysen und Kurzfallportraits	141
8.1	Aadil – »Bitte, Österreich, lass mich frei«	141
8.2	Yola – »I would call myself a survivor«	155
8.3	Hakim – »I am a victim of war there, but here I am not a victim«	169
8.4	Farzan – »And this makes me an experience guy«	179
8.5	Alina – »Ich fühle das selber, dass ich eine starke Frau bin«	190
8.6	Barkev – »Offensiver Widerstand«	203
8.7	Alim – »Bildung als (Über-)Lebensstrategie«	206
8.8	Rasin – »Phasisches Denken«	208
8.9	Ben – »Vermeidung von neuen Verletzungen«	211
8.10	Zahi – »FluchtMigrationserfahrung als Kompetenz nutzbar machen«	214
8.11	Zwischenfazit	217
9.	Schlussbetrachtung	221
10.	Literaturverzeichnis	225

I. Verortung und Perspektiven der Forschungsarbeit

1. Einleitung

»Es gibt im Leben Augenblicke, da die Frage, ob man anders denken kann, als man denkt, und auch anders wahrnehmen kann, als man sieht, zum Weitersehen und Weiterdenken unentbehrlich ist.«

(Foucault 1986: 15)

Mehr als 68,5 Millionen Menschen weltweit befinden sich auf der Flucht. Krieg, Hunger oder ihr Dasein als Angehörige einer Minderheit zwingen sie, ihr Heimatland zu verlassen und sich auf den gefährlichen Weg an einen anderen Ort zu begeben. FluchtMigration¹ als zentrales gesellschaftliches Thema ist zusehends ins Blickfeld von Politik und Öffentlichkeit gerückt und dominiert seit nunmehr fünf Jahren den öffentlichen Diskurs in Europa. Der in diesem Kontext mittlerweile etablierte Begriff »Flüchtlingskrise« verweist dabei auf das zugrunde liegende hegemoniale Deutungsmuster, vor dessen Hintergrund die jüngsten FluchtMigrationsphänomene wahrgenommen werden, und steht gleichzeitig symptomatisch für ein langtradiertes Blickregime westlicher Gesellschaften auf migrantisierte Bewegungen, das letztere

1 In dieser Arbeit wird der Begriff »FluchtMigration« verwendet. Die in dominanten Diskursen übliche Unterscheidung zwischen »Flüchtlingen« einerseits und »MigrantInnen« andererseits ist mit der Vorannahme verknüpft, dass eine eindeutige Trennung unterschiedlicher Mobilitätsformen möglich sei. Als Unterscheidungskriterium wird dabei meist der Aspekt der Freiwilligkeit gesehen. Während eine Flucht unfreiwillig und unter Zwang erfolgt, so die Annahme, wird Migration als freiwillige Form der Mobilität definiert. Mit dem Begriff »FluchtMigration« kommt zum Ausdruck, dass eine klare Abgrenzung zwischen beiden Mobilitätsformen nicht (immer) möglich ist. Vielmehr ist davon auszugehen, dass zahlreiche Mischformen bestehen und die Entscheidung, den Herkunftskontext zu verlassen, durch eine Vielzahl an Faktoren beeinflusst wird. Weitere Ausführungen dazu folgen in Kapitel 1.1.

als Ausnahmefall in einer national bzw. europäisch kodierten »Normalität« erscheinen lässt (vgl. Schacht 2019).

Die anfängliche solidarische Haltung, die mit dem Schlagwort »Willkommenskultur« etikettiert wurde, ist spätestens mit dem Zusammenbruch des Dublin-Systems in der Europäischen Union (EU) einer Überlastungs- und Gefährungsdebatte gewichen, die zuweilen hysterische Züge trägt (vgl. ebd.). In der diskursiven Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex Flucht-Migration reaktualisieren sich gegenwärtig Fremdheitskonstruktionen, die Menschen unter dem Label »Flüchtling« subsumieren. Sie leisten stereotypen Vorstellungen über eine homogen konzipierte Gruppe von Individuen Vor-schub und zielen letztlich auf die Konstituierung von hegemonialen Über- und Unterordnungsverhältnissen ab. Als grundlegendes Ordnungsprinzip innerhalb dieser Konzeption fungiert die binär angelegte Unterscheidung zwischen einem imaginierten »Anderen« und einem davon separat gedachten »Wir«, das kontextspezifisch europäisch oder national kodiert wird. Diese diskursiv erzeugte Differenzsetzung, die auch die gegenwärtige Repräsentationspraxis hinsichtlich des Sprechens über fluchtmigrierte Menschen dominiert, wirkt insofern als sozialer »Platzanweiser«, als sie den Zugang zu gesellschaftlich relevanten Ressourcen und Positionen entscheidend mit strukturiert. An dieser Stelle könnte in Anlehnung an jüngere sozialkonstruktivistische Ansätze von einem »doing refugee« gesprochen werden (vgl. Hirschauer 2014; Böhmer 2016).

Damit soll auf den Umstand verwiesen werden, dass bestimmte sprachlich erzeugte Differenzen sich als »Wirklichkeiten« manifestieren und materialisieren, indem sie das weitere Handeln von Menschen und deren Wahrnehmung auf die »Wirklichkeit« beeinflussen. Insofern tragen soziale Praktiken und Positionen zur Genese einer Diskursfigur des Flüchtlings und deren unterschiedlicher Variationen bei (vgl. Böhmer 2016). Die Figur des Flüchtlings taucht dabei primär in doppelter Gestalt auf: in der Figur des Täters, der eine Bedrohung für die innereuropäische bzw. nationale Sicherheit darstellt, und in der Figur des Opfers, dessen Leben von Leid und Zwang (fremd-)bestimmt ist. In beiden Betrachtungs- bzw. Denkhaltungen wird die Kategorie »Flüchtling« als soziales und politisch-rechtliches Gebilde erst hervorgebracht und unmittelbar daran gebunden. Zugleich wird die Imagination eines europäisch bzw. national kodierten »Wir« etabliert, das in dieser Konstellation entweder die Rolle des Opfers oder die des Retters einnimmt, nie aber die des Täters (vgl. Seukwa/Niedrig 2010). Dadurch wird einerseits die koloniale Vergangenheit Europas bzw. einzelner europäischer Länder, die den aktuel-

len FluchtMigrationsbewegungen (auch) zugrunde liegt, unsichtbar gemacht und die daraus resultierende Verantwortung geleugnet. Andererseits wird durch die Instrumentalisierung des »Flüchtlings« als TäterIn oder als Opfer die Etablierung eines europäischen Grenz- und Migrationsregimes vorangetrieben. Dieses wirkt sowohl exkludierend als auch inkludierend, indem die »binäre Zweiteilung des migrationspolitischen Kategoriensystems die »wahren Flüchtlinge« von den »eigentlichen MigrantInnen« (Hess/Tsianos 2007: 32f.) trennt.

Beiden Perspektiven gemeinsam ist die scheinbare Stimmlosigkeit fluchtmigrierter Menschen selbst. »Es wird über sie debattiert, verhandelt, entschieden und geurteilt. Sie werden zu Tätern oder Opfern stigmatisiert, dadurch zugleich entpolitisiert und folglich ihrer Position als handelnde Subjekte beraubt« (Schacht 2019: 118).

Entgegen beider Betrachtungshaltungen plädiere ich in meiner Dissertationsforschung für eine *alternative Perspektive*, die fluchtmigrierte Menschen als kreative Lebens- bzw. ÜberlebenskünstlerInnen begreift und, ausgehend von ihren Erzählungen, Strategien in den Mittelpunkt rückt, die einen Umgang mit den restriktiven Bedingungen – sowohl in den Herkunfts- als auch in den Ankunftskontexten – ermöglichen (vgl. ebd.). Es geht darum, die bisher weitgehend marginalisierten Perspektiven fluchtmigrierter Menschen sichtbar zu machen und sie den dominanten Fremddefinitionen entgegenzusetzen. Folglich liegt der gesamten Studie ein doppeltes strategisches Vorgehen zugrunde: Zum einen geht es mir darum, die gesellschaftlichen Konstruktionsprozesse der Flüchtlingskategorie zu dekonstruieren, indem das dahinterstehende Rezeptwissen und die Machtverhältnisse offengelegt werden. Zum anderen zielt die Arbeit darauf ab, die marginalisierten Stimmen und Erfahrungen jener Menschen, die innerhalb des dominanten Diskurses nahezu ausschließlich als »Flüchtlinge« definiert werden, sichtbar zu machen und gleichzeitig zu privilegieren.

Die Arbeit ist in fünf Teilabschnitte gegliedert. Sie beginnt im *ersten Teil* (Abschnitt I) mit der Verortung der Untersuchung im Forschungsfeld. Gleichzeitig wird die Betrachtungshaltung, die dieser Arbeit zugrunde liegt, transparent gemacht. Es geht mir um eine ressourcen- und subjektorientierte Perspektive auf die heterogenen Praktiken der Selbstpositionierung fluchtmigrierter Menschen, in der die gesellschaftlichen Strukturen und konkreten Lebensbedingungen vor Ort kontinuierlich miteinbezogen sind. Erst wenn beides zusammengedacht wird, kann ein adäquates Verständnis über die unterschiedlichen Formen des Umganges mit den Lebensrealitäten, mit

denen die GesprächspartnerInnen konfrontiert werden, generiert werden. Um diese analytisch zu fassen, wird der Begriff der (Über-)Lebensstrategie als Perspektive und Analysekategorie eingeführt. Das Ziel ist es, die Bedingungen und Möglichkeiten menschlichen Handelns in den Blick zu nehmen, und zwar nicht in ihrer Momenthaftigkeit, sondern in ihrer Kontinuität, auf die gesamte Lebensspanne bezogen. Damit wird auch bewusst der dominanten Betrachtungshaltung entgegengewirkt, die Menschen ausschließlich auf ihre Flucht/Migrationsgeschichte reduziert. Das heißt, (Über-)Lebensstrategien haben immer auch eine habitualisiert-biographische Dimension, die im Laufe des Lebens in anderen Kontexten verinnerlicht wurde und im neuen Kontext (Österreich) – in teils modifizierter Form – (re-)aktualisiert wird. Folglich werden diese, so die Annahme, durch die Auseinandersetzung mit den biographischen Erfahrungen der befragten Menschen zugänglich und (re-)konstruierbar. Zudem wird es durch einen biographischen Zugang möglich, den befragten Menschen einen Möglichkeitsraum für Selbstpositionierungen im Kontext der dominanten Fremdpositionierungen als »Flüchtling« zu eröffnen.

Der *zweite und dritte Teil* (Abschnitt II und III) der Arbeit widmet sich den dominanten Deutungen der Flüchtlingskategorie. Damit wird der Rahmen der Fremdpositionierungen abgesteckt. Ich greife hierfür auf diskurstheoretische Zugänge von Michel Foucault zurück, mit deren Hilfe Aufschlüsse darüber gegeben werden können, wie bestimmte Deutungsmuster hegemonial werden und sich durch ihre kontinuierliche Wiederholung als Element gesellschaftlicher Normalität etablieren. Dabei wird deutlich, dass die Flüchtlingskategorie als mehrdimensionaler Macht-Wissens-Komplex zu fassen ist, der auf unterschiedlichen Diskursebenen hergestellt wird und ein spezifisches Wissen über die als »anders« und »abweichend« definierten Menschen erzeugt. Gleichzeitig zeigt sich, dass dabei auf historisch etablierte Repräsentationsformen der »Anderen« zurückgegriffen wird. Wie Siegfried Jäger betont, entstehen Diskurse nicht aus dem Nichts, sondern haben eine Geschichte (vgl. Jäger 2001). Vor diesem Hintergrund wird die Objektivierung der »Anderen« als diskursive Formation sichtbar gemacht, um den gegenwärtigen Diskurs über fluchtmigrierte Menschen historisch und global einzubetten. Gleichzeitig wird die Möglichkeit des Widerstands in solchen diskursiven Machträumen der Fremddefinition thematisiert. Um der Gefahr der Romanisierung widerständiger Praktiken in rassistisch geprägten und marginalisierenden Verhältnissen zu entgehen, bezeichne ich diese als »Widerstände auf eigene Rechnung«. Die befragten Menschen befinden sich in mehrfacher

Hinsicht in intendierten Abhängigkeitsverhältnissen – sei es zu den EntscheidungsträgerInnen, die Einfluss auf den Ausgang des Asylverfahrens haben, oder zu finanziellen Versorgungsleistungen, die aufgrund des Arbeitsverbotes von existenzieller Bedeutung sind. Zudem sind widerständige Praktiken in rassistisch geprägten Verhältnissen, die auf Machtungleichheiten basieren, mit Gefahren für die davon betroffenen Menschen verknüpft. Als weiße privilegierte Wissenschaftlerin bin ich bei der Auseinandersetzung mit widerständigen Praktiken von marginalisierten und Rassismus erfahrenden Menschen zudem mit der Problematik der eigenen Involviertheit in diese Ungleichkeitsverhältnisse konfrontiert. Dies hat zum einen Konsequenzen für die Interviews, in denen ich als westlich sozialisierte Gesprächspartnerin eine spezifische gesellschaftliche und soziale Positionierung einnehme und dadurch bereits Einfluss auf das Sagbarkeitsfeld der befragten Menschen habe. Judith Butler merkt in diesem Zusammenhang kritisch an, »daß die Macht sogar den Begriffsapparat, der versucht, über diese Macht zu verhandeln, durchdringt, ebenso wie die Subjektposition des Kritikers« (Butler 1993: 36). Zum anderen darf die Betonung widerständiger Praktiken nie die Leiderfahrungen der betroffenen Menschen negieren, die mir als Nichtbetroffene nie gänzlich zugänglich werden können. Daher gilt es, weder potenzielle Handlungsmacht überzubetonen noch einen viktimisierenden Essenzialismus zu betreiben.

Das *fünfte Kapitel* (Abschnitt III) widmet sich auf einer ganz konkreten Ebene den dominanten Deutungen der Flüchtlingskategorie auf unterschiedlichen Diskursebenen (politisch-rechtlich, öffentlich-mediopolitisch, wissenschaftlich). Diese sind eng miteinander verzahnt und verstärken sich auch gegenseitig, wodurch es zu einer Art negativem Synergieeffekt kommt. Herausgearbeitet wird hier die dichotome Ordnung des dominanten, omnipräsenten Diskurses über FluchtMigrierende, der zwischen der Konstruktion des »Flüchtlings« als TäterIn oder als Opfer changiert. Damit ist der Rahmen der hegemonialen und machtvollen Fremdpositionierungen, mit denen die befragten Menschen im Ankunfts-kontext konfrontiert werden, abgesteckt.

Bevor im *fünften Teil* (Abschnitt V) der Arbeit die unterschiedlichen Erzählungen von zehn fluchtmigrierten Menschen in den Mittelpunkt gerückt werden, widmet sich der *vierte Teil* (Abschnitt IV) den methodologischen und methodischen Implikationen, die dem Forschungsdesign zugrunde liegen.

Der umfassende *fünfte Teil* (Abschnitt V) der Studie widmet sich dann den heterogenen (Über-)Lebensstrategien und Selbstpositionierungsprozessen von geflüchteten Menschen. Dabei wird der Frage nachgegangen, wie Menschen ihr Leben unter restriktiven und diskriminierenden Bedingungen

gestalten. Wie gelingt es ihnen, trotz der Widrigkeiten, mit denen sie konfrontiert werden, handlungsfähig zu bleiben und Wege zu finden, um mit den bestehenden Verhältnissen nicht nur einen Umgang zu finden, sondern darin den eigenen Möglichkeitsraum sogar zu erweitern?

Abschließend werden die gesammelten Erkenntnisse resümiert. Die Schlussfolgerungen, die sich daraus ziehen lassen, werden sodann in ihrer Bedeutung für unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche sichtbar.

1.1 Annäherung an das Diskurs- und Forschungsfeld

Die folgenden Ausführungen sollen eine erste Annäherung an das Diskurs- und Forschungsfeld darstellen, in dem diese Studie zu verorten ist. Dieses wird im Laufe des theoretischen Teils der Arbeit weiter konkretisiert. Dabei wird zum einen deutlich, welche theoretischen Perspektivierungen der vorliegenden Arbeit zugrunde liegen, und zum anderen wird die eigene theoretische Positionierung sichtbar, vor deren Hintergrund sich das Erkenntnisinteresse konzipiert. Eine Forschung über FluchtMigration und ihre AkteurInnen ist mit zahlreichen Problemen verbunden, die es zu reflektieren und miteinzubeziehen gilt. Um eine akteurs- und subjektzentrierte Perspektive einzunehmen, die den Ausgangspunkt dieser Arbeit bildet, wird der Begriff der (Über-)Lebensstrategie eingeführt und konturiert. Dieser markiert die Blickrichtung, von der aus der Themenkomplex FluchtMigration und die Praktiken der daran beteiligten AkteurInnen verstanden werden, und bildet damit die Analysekategorie, die für die weiteren Ausführungen von zentraler Bedeutung sind. Die Bezeichnung »(Über-)Lebensstrategien« signalisiert folglich den spezifischen Blick auf die vorliegende Thematik und verweist auf den angestrebten Perspektivenwechsel, nämlich weg von Opfer- und Problematisierungsnarrativen hin zur je eigenen Lebenserfahrung und zu ressourcenorientierten Zugängen.

Dadurch wird zum einen begrenzt, was gesehen wird und werden kann; zum anderen wird deutlich, was außerhalb des Blickfeldes situiert ist – denn Sehen ist immer auch eine Art des Übersehens. Die folgenden Erläuterungen erheben daher keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Vielmehr geht es darum, die relevanten theoretischen Bezugspunkte zu erhellen, um den Rahmen dieser Untersuchung nachvollziehbar zu machen.

Zunächst sollen also das Forschungsvorhaben und das Erkenntnisinteresse verortet werden. Dafür scheint es fürs Erste sinnvoll, den Gegenstands-

bereich näher zu definieren, auf den sich das Forschungsinteresse bezieht. Anders als in zahlreichen anderen Studien, die gegenwärtig zum Themenfeld FluchtMigration und »Flüchtlinge« veröffentlicht werden, liegt der Fokus dieser Arbeit auf den vielschichtigen Prozessen der Kategorisierung, also jenen Mechanismen, die Menschen erst als »Flüchtling« identifizieren. Die Entstehungszusammenhänge und das in diesem Kontext generierte Wissen über die unter der Kategorie »Flüchtling« subsumierten Menschen sollen als machtvollle Identitätszuschreibungen sichtbar gemacht und kritisch hinterfragt werden. Wie Albert Scherr und Çiğdem İnan betonen, kann eine reflexive Forschung über FluchtMigration »die politischen und rechtlichen Dimensionen ihres Gegenstandes nicht einfach voraussetzen [...], mit denen soziale Wirklichkeit hergestellt wird« (Scherr/İnan 2015: 141), sondern ist aufgefordert, die Begriffe und die darin eingeschriebenen Bedeutungszusammenhänge zu analysieren. Damit wird unter anderem das Ziel verfolgt, eine sich einmischende Forschung zu betreiben, die sich nicht in Deskriptionen erschöpft, sondern politische Veränderungen anstrebt (vgl. Reckinger 2014).

Bei der Definition des Forschungsgegenstandes drängt sich zwangsläufig die Frage nach der Abgrenzung des Themenfeldes Flucht von jenem der Migration auf. Im Sinne der oben skizzierten Notwendigkeit, dominante Begrifflichkeiten und die darin enthaltenen (Be-)Deutungszusammenhänge kritisch zu hinterfragen, wird in der vorliegenden Arbeit der Begriff der FluchtMigration² verwendet, wie ihn Thomas Fischer et al. (2018) vorschlagen. Die im dominanten Diskurs übliche Unterscheidung zwischen »Flüchtlingen« einerseits und »MigrantInnen« andererseits ist mit der Vorannahme verknüpft, dass eine eindeutige Trennung unterschiedlicher Mobilitätsformen möglich sei. Als Unterscheidungskriterium gilt dabei meist der Aspekt der Freiwilligkeit: Während eine Flucht unfreiwillig und unter Zwang erfolgt, so die Annahme, wird Migration als freiwillige Form der Mobilität definiert. Mit dem Begriff »FluchtMigration« kommt zum Ausdruck, dass eine klare Abgrenzung zwischen beiden Mobilitätsformen nicht (immer) möglich ist. Vielmehr ist davon auszugehen, dass zahlreiche Mischformen bestehen und die Entscheidung, den Herkunftskontext zu verlassen, durch viele Faktoren beeinflusst wird (vgl. Treibel 2011).

2 Der Begriff »Flüchtling« wird dann verwendet, wenn es um die diskursiven Herstellungsprozesse und Fremd- bzw. Selbstbeschreibung der Kategorisierung von Menschen als »Flüchtlingen« geht.

So betont auch der Fluchtmigrationsforscher Matthew J. Gibney: »Almost all migration is matter of both force and choice« (Gibney 2013: 116). Auch Scherr und İnan machen deutlich, dass Migrationen, wie alle anderen sozialen Handlungen auch, »das Ergebnis einer komplexen Verschränkung von strukturellen Zwängen mit der individuellen und kollektiven Handlungsmächtigkeit (agency)« (Scherr/İnan 2015: 138) sind. Die Unterscheidung von erzwungener und freiwilliger Migration geht mit weitreichenden Konsequenzen einher. Während den Menschen, die unter ersterer Kategorie subsumiert werden, legitime FluchtMigrationsmotive zugesprochen werden und ihnen damit in der Regel ein Recht auf Einwanderung zugestanden wird, ist jenen Menschen, die unter die Kategorie »freiwillige Migration« fallen, der Zugang zur EU weitgehend verwehrt. Folglich sind die Konstruktionen dieser Kategorien als machtvollere migrationspolitische Instrumente zu verstehen, mit denen versucht wird, die Mobilität von Menschen aus dem Globalen Süden in den Globalen Norden zu steuern, zu kontrollieren und zu verhindern.³ Damit rückt die *konstruktivistische Dimension* des Flüchtlingsbegriffes in den Vordergrund.

Die grundlegende These, auf der die weiteren Ausführungen basieren, lautet, dass es sich bei der Kategorie »Flüchtling« um eine machtvollere Zuschreibung von außen handelt, die sowohl als politisch-rechtliches als auch soziales Konstrukt kontinuierlich hergestellt und dabei unmittelbar in nationale bzw. europäische Selbstdefinitionen eingeschrieben wird (vgl. Seukwa/Niedrig 2010). Allerdings würde eine Forschung, die ausschließlich die vielschichtigen Herstellungsprozesse der Kategorie »Flüchtling« fokussiert, letztlich in einem Diskurs *über* jene Menschen verhaftet bleiben, die gegenwärtig überwiegend Gegenstand von Auseinandersetzungen sind und nicht als handelnde Subjekte mit Ressourcen und Kompetenzen sichtbar werden. Daher wird in dieser Studie ein doppeltes strategisches Vorgehen favorisiert, das die individuellen und kollektiven Formen des Umgangs mit der machtvollen Fremdpositionierung als »Flüchtling« in den Blick nimmt. Ich gehe also davon aus, dass ein durch den Diskurs konstituiertes Subjekt kein durch den Diskurs determiniertes Subjekt ist. Diskursiv konstituierte Subjekte sind in der Lage, sich zu den Diskursen und ihren Machteffekten zu verhalten und sich zu positionieren. Die performative Verwobenheit von Subjekt und Objekt ermöglicht es, dass ein *Sich-ins-Verhältnis-Setzen* zu konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen und diskursiven Fremdpositionierungen denkbar wird.

3 Weitere Ausführungen dazu finden sich im Kapitel 5.

Übertragen auf das Thema der vorliegenden Arbeit, wird die Anrufung von Menschen als »Flüchtlinge« als gesellschaftliche Fremdpositionierung begriffen. Diese Zusammenhänge und Voraussetzungen müssen sichtbar gemacht werden, ohne dabei die vielfältigen Formen des Umgangs der betroffenen Menschen mit diesen aus dem Blick zu verlieren. Gesellschaftliche Strukturen und die darin agierenden bzw. dadurch konstituierten Subjekte werden in der vorliegenden Arbeit als zwei Seiten einer Medaille betrachtet.

Damit ist der Anspruch verbunden, die heterogenen Narrationen von FluchtMigrierenden zum Ausgangspunkt weiterer Analysen zu machen, wie es etwa auch der Ansatz der Postmigration favorisiert (Bojadžijev/Römhild 2015: 10ff.; Yıldız 2013; Yıldız/Hill 2015). So wird der »Versuch unternommen, von den Rändern und Ausschlüssen her zu denken und die Peripherie als notwendige Konstruktion des Zentrums aufzufassen, derer das Zentrum bedarf und ohne die es keines wäre« (Falch 2017: 9). Einem dominanten Diskurs *über* FluchtMigrierende – den es zunächst zu spezifizieren gilt – entgegen, soll in dieser Arbeit ein Diskurs von FluchtMigrierenden *selbst*⁴ generiert werden, der Gegenerzählungen, Deutungen und Wirklichkeitskonstruktionen privilegiert.

Demzufolge versteht sich die vorliegende Arbeit als Beitrag zu einer »widerständigen Praxis der Wissensproduktion« (Yıldız 2017b: 22), die jenseits historischer »Wir und die Anderen«-Konstruktionen den Versuch unternimmt, mit Hilfe der Perspektiven und Erzählungen FluchtMigrierender polarisierende Denkmuster zu entlarven. Folglich ist die Thematik dieser Arbeit an der Schnittstelle zwischen aktors- und subjektbezogener Migrationsforschung, macht- und performanztheoretischen Überlegungen und diskursanalytischen Zugängen situiert, die in den weiteren Ausführungen konturiert werden.

Das Ziel der Arbeit ist dabei bescheiden und ambitioniert zugleich: Sie soll mit lauter Stimme von und mit jenen erzählen, deren Perspektiven in dominanten Diskursen nur selten aufscheinen. Menschen mit FluchtMigrationserfahrungen werden als Expertinnen und Experten ihres Lebens ernst genommen. Ihre Sichtweisen, ihre Erfahrungen, Probleme, Deutungen und Handlungsstrategien stehen dabei im Zentrum. Dabei wird im gesamten Forschungsprozess ein Austausch auf Augenhöhe angestrebt. Unabdingbar ist daher ein selbstreflektierter und -kritischer Zugang, der den Machtapparat

4 Jener Menschen, die im Kontext der vorliegenden Studie befragt wurden.

Wissenschaft – und damit die eigene Involviertheit in hierarchische und unterdrückende Strukturen – kontinuierlich mitdenkt und hinterfragt.

1.2 Forschen über FluchtMigration

»Die Aufgabe der Kritik besteht [...] darin, Räume zu schaffen, in denen die Anderen gehört werden. [...] Eine kritische Praxis muss [...] in der Lage sein, das Nichtgedachte der dominanten Diskurse zu denken und denen zuzuhören, die zur Zielscheibe der epistemischen Gewalt werden.« (Castro Varela/Dhawan 2003: 279)

Mit dem sprunghaften Anstieg der Zahl asylsuchender Menschen in Europa 2011 scheint die Nachfrage nach wissenschaftlicher Expertise in Politik, Medien, Praxis und Öffentlichkeit kontinuierlich gestiegen zu sein. Während sich im angelsächsischen Raum bereits in den 1980er Jahren ein eigenständiges, institutionell verankertes Forschungsfeld zum Thema FluchtMigration – die *Refugee Studies*⁵ – etabliert hat, steckt eine übergreifende institutionalisierte Struktur der Forschung im deutschsprachigen Raum noch in den Kinderschuhen. 2013 gründeten Olaf Kleist, Nora Markard und Jochen Oltmer im Rahmen einer Konferenz in Berlin zum 20. Jahrestag des Inkrafttretens der Asylrechtsreform von 1993 das »Netzwerk Flüchtlingsforschung«, das 2018 in »Netzwerk Fluchtforschung« umbenannt wurde. 2016 gab es erste Versuche, die deutschsprachige Forschung über FluchtMigration zu bündeln und zu systematisieren. Dazu wurde das Forschungsprojekt »Flucht: Forschung und Transfer« unter der Leitung von Andreas Pott an der Universität Osnabrück ins Leben gerufen. Dieses Projekt verfolgt drei Ziele: eine Bestandsaufnahme und Vernetzung der Forschungslandschaft in Deutschland; die Bündelung der Wissensbestände; und deren Transfer in Politik, Administration, Zivilgesellschaft, Medien und Öffentlichkeit (vgl. Pott et al. 2016). Allerdings kann gegenwärtig noch nicht von einem fest etablierten Forschungsfeld gesprochen werden (vgl. Kleist 2018).

Der bis dato weitgehend fehlenden Bündelung und Vernetzung einzelner Forschungsarbeiten und -projekte ist vermutlich auch die enorme Bandbreite

5 Zu den bekanntesten englischsprachigen Forschungseinrichtungen gehören das Refugee Studies Centre an der University of Oxford sowie das Centre for Refugee Studies an der York University in Toronto. Beide verfügen über eine eigene Fachzeitschrift.

an Zugängen jüngerer Publikationen und Forschungsprojekte geschuldet. Bei einer ersten Sichtung der Literatur zum Themenfeld FluchtMigration kristallisieren sich vier Schwerpunkte heraus, die die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen dominieren:

- a) Einzeluntersuchungen zu verschiedenen Gruppen, die sich auf bestimmte Herkunftsländer beziehen (exemplarisch dazu Kratzmann 2016) oder spezifische Alterskohorten, insbesondere unbegleitete minderjährige Flüchtlinge (exemplarisch dazu Fischer/Graßhof 2016), in den Blick nehmen.
- b) Studien, die spezifische Problemlagen fokussieren, wie etwa die Traumatisierung (exemplarisch dazu Brücker et al. 2016; Aroche/Coello 2016) oder Unterbringung.
- c) Empirische Untersuchungen, die sich auf spezifische Handlungsfelder beziehen, wie Politik, Soziale Arbeit, Recht oder Bildung (exemplarisch dazu Endres de Oliveira 2016; Engler 2016; Biakowski/Halotta/Schöne 2016), und sich dabei vor allem mit Fragen der Integration von FluchtMigrierenden in einzelnen gesellschaftlichen Teilbereichen auseinandersetzen.
- d) Quantitative Studien, die sich in nationalen Kontexten mit der Integration von FluchtMigrierenden auf dem Arbeits- oder Ausbildungsmarkt (exemplarisch dazu HAYS 2016) oder sich im internationalen Kontext mit der Bereitstellung von Datenbanken befassen (statistische Erhebungen, Sammlung juristischer und politischer Regelungsbestände) (UNHCR; ECRE).

Gemein ist einem überwiegenden Teil der publizierten Forschungsarbeiten im deutschsprachigen Raum, dass die Kategorisierung von Menschen als »Flüchtling« meist unhinterfragt übernommen oder affirmativ auf die Definition der Genfer Flüchtlingskonvention verwiesen wird. Dadurch kommt es zur Naturalisierung und Essenzialisierung von Differenzsetzungen, die die dahinterstehenden Machtverhältnisse kaum thematisieren (vgl. Seukwa/Niedrig 2010). Das Konstrukt des »Flüchtlings« wird folglich häufig als voraussetzungsvolle Selbstverständlichkeit angenommen und damit fast schon zu einer scheinbar identitätsbestimmenden Beschreibung von Menschen (vgl. Schroeder 2003; Krause 2016).

Die Einschreibung der Perspektiven und Erzählungen von FluchtMigrierenden selbst in den hegemonialen Diskurs und die Positionierung zu eben jenem bleiben in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Themenbe-

reich Flucht und Asyl bisher weitgehend lückenhaft. Die dominante Blickrichtung, die somit auch den wissenschaftlichen Diskurs kennzeichnet, trägt dabei nicht selten paternalistische Züge. Nötig ist daher eine Verschiebung des Blickes, durch die sichtbar wird, wie Menschen unter restriktiven gesellschaftlichen Verhältnissen kreative Strategien und Lebensentwürfe entwickeln, um sich gesellschaftlich zu verorten (vgl. Yıldız 2009).

Forschungsarbeiten, die sich explizit aus einer kritischen Perspektive mit der konstruktivistischen Dimension der Kategorisierung und Hierarchisierung unterschiedlicher menschlicher Mobilitäten auseinandersetzen, finden sich schon seit längerem im wissenschaftlichen Diskurs wieder – unter anderem auch im Kontext der kritischen Migrations- und Grenzregimeforschung. Maßgeblich vorangetrieben wurde diese zunächst von der Transit Migration Forschungsgruppe und schließlich von Kritnet (Netzwerk für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung). Bei der Migrations- und Grenzregimeforschung handelt es sich um ein interdisziplinäres Forschungsfeld, das sich mit den unterschiedlichen AkteurInnen des europäischen Grenzregimes auseinandersetzt. Der Fokus liegt auf den Entstehungszusammenhängen, Praktiken und Diskursen sowie den Institutionalisierungen des europäischen Grenzregimes. Gleichzeitig betonen Ansätze der kritischen Migrations- und Grenzregimeforschung auch die Handlungsmacht, die von den AkteurInnen der FluchtMigrationsbewegung ausgeht. Zentral innerhalb der Forschungsrichtung ist dabei der Regimebegriff, der es nach Serhat Karakayalı und Vassilis Tsianos »ermöglicht [...] eine Vielzahl von AkteurInnen einzubeziehen, deren Praktiken aufeinander bezogen sind, nicht aber in Gestalt einer zentralen (systemischen) Logik geordnet, sondern vielfach überdeterminiert sind« (Karakayalı/Tsianos 2005: 46).

Immer wieder wird in der kritischen Auseinandersetzung mit dem europäischen Migrations- und Grenzregime auch die These der »Autonomie der Migration« vertreten. Diese geht davon aus, dass sich die Aktivitäten der MigrantInnen und der Kontrollagenturen, wie etwa Frontex, nicht als Objekt-Subjekt-Verhältnis fassen lassen. Vielmehr handelt es sich um ein asymmetrisches Machtverhältnis, in dem die Kontrollagenturen zwar einerseits überlegen sind, was andererseits aber keinesfalls die Verhinderung von Flucht-Migrationsbewegungen zur Folge hat, sondern auf die Regulierung der Zuwanderung von ArbeiterInnen abzielt (vgl. ebd.: 49). Das europäische Grenzregime zeichnet sich folglich durch eine selektive Öffnung der physischen Grenzen für Arbeitsmobilität aus. Dabei werden die unterschiedlichen Mi-

grationskategorien als ein zentrales und machtvoll migrationspolitisches Instrumentarium verstanden.

Der Begriff des Grenzregimes ist für die vorliegende Arbeit deshalb relevant, weil er die konventionelle Definition von Grenzen als statische Linien sowie das Verständnis von Staaten als letzte Akteure der Migrationskontrolle überwindet und die *Eigensinnigkeit* und Unkontrollierbarkeit von FluchtMigrationsphänomenen betont. Dadurch wird es möglich, fluchtmigrierte Menschen nicht (ausschließlich) als Objekte von Fremdrepräsentationen und machtvollen Diskursen zu begreifen, sondern die Entwicklung eigener Strategien als aktive Reaktion auf die Bedingungen an den Grenzen sichtbar zu machen. Gleichzeitig warnt die Forschungsgruppe Transit Migration aber vor der Überhöhung subjektiver Praktiken von FluchtMigrantInnen »als Garant für Subversion« (Karakayalı/Tsianos 2007: 15) und betont die produktive Dimension staatlichen Handelns im Kontext des Grenzregimes, das als dynamische, sich wandelnde Reaktionen auf (dynamische, sich wandelnde) Praxen der Migration verstanden werden muss (vgl. Bojadžijev/Karakayalı 2007: 204). Grenzen werden somit zu Räumen der Aushandlung, in und zwischen denen Kämpfe um die Frage nach Kontrolle und Bewegungsfreiheit ausgetragen werden. Zugleich bilden sie (Möglichkeits-)Räume der (Re-)Stabilisierung und Destabilisierung etablierter Zugehörigkeitsverhältnisse sowie »imaginierte[r] Gemeinschaften« (Anderson 1983).

An dieser Stelle setzen auch postkoloniale Forschungen an. Die Konturierung einer als europäisch vorgestellten Gemeinschaft, die mit Begriffen wie »Aufklärung«, »Menschenrechte« und »Rationalität« verknüpft wird, muss immer in Abhängigkeit von einem davon different gedachten »Anderen«, einem »konstitutiven Draußen« (Hall 1997), in den Blick genommen werden. In dieser Konstellation nimmt die Konstruktion des »Flüchtlings« – insbesondere verkörpert durch »Flüchtlinge« aus der »Dritten Welt« (vgl. Seukwa/Niedrig 2010) – eine zentrale Rolle ein und erfüllt bestimmte Funktionen für die europäisch kodierte Selbstdeutung. Europa als geographisches, politisch-rechtliches und historisch gewachsenes Gebilde existiert nur durch die kontinuierliche diskursive Ausgrenzung und physische Abwehr jener, die als nicht dazugehörig gelten (vgl. Bitterli 2004). Das Ziel einer postkolonialen Perspektivierung des narrativen Machtraumes der Fremdpositionierung der »Anderen« verfolgt ein doppeltes strategisches Vorgehen. Zum einen werden asymmetrische Repräsentationsverhältnisse in ihrer Funktionalität für die europäische Selbstformierung aufgedeckt. Zum anderen werden gleichzeitig Möglichkeitsräume beleuchtet, in denen kollektive und individuelle Praxen

und Identitäten in ihrer Heterogenität »sowie in ihrem implizitem Selbstverständnis« (Reckwitz 2008: 105) rekonstruiert werden, ohne dabei auf ein zugeschriebenes Widerstandspotenzial reduziert zu werden. Die alltäglichen Praktiken, die nicht durch Eindeutigkeit, sondern durch Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten charakterisiert sind, müssen zum Ausgangspunkt der Betrachtung genommen werden, um mit der scheinbar eindeutigen Logik binär angelegter Identitätskonstruktionen wie »Wir/Andere« und »Inländer/Ausländer« zu brechen und sie zu dekonstruieren.

Eine dekonstruktive Perspektive, die die essenzialisierende Kategorie des »Flüchtlings« als soziales und politisch-rechtliches Konstrukt begreift und zu deren Auflösung beitragen will, läuft dabei immer Gefahr, die individuellen Geschichten und Erfahrungen der damit Bezeichneten zu verharmlosen. Allerdings stellt sich im Gegenzug die Frage, ob vor dem Hintergrund des gegenwärtig häufig unreflektierten Gebrauchs der »Flüchtlingskategorie« nicht eben gerade die jeweiligen Einzelschicksale unsichtbar gemacht werden und Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen ihre Herkunftskontexte verlassen, mit dem Begriff »Flüchtling« homogenisiert werden. Genau weil die rechtliche Zugehörigkeit zu dieser Gruppe den darunter subsumierten Menschen gewisse Rechte zugesteht oder verweigert und damit als fremdbestimmte kollektive Identität die Lebenssituation der Menschen beeinflusst, ist ein *kontextsensibler* Gebrauch des Begriffes von Bedeutung.

Der in dieser Studie favorisierte Ansatz will genau jene bisher weitgehend marginalisierten Perspektiven in den Mittelpunkt rücken, um den verengten eurozentristisch geprägten Diskurs über globale MigrationsFluchtphänomene zu erweitern und den Blick auf die dahinterliegenden Geschichten zu lenken. Durch den Versuch, die Perspektiven fluchtmigrierender Menschen einzunehmen, gelingt es, zum einen mit deren stigmatisierender Fremddefinition als »TäterInnen« oder »Opfer« zu brechen und sie als aktive GestaltungskünstlerInnen ihrer eigenen Lebensentwürfe sichtbar zu machen. Zum anderen wird es durch diese Perspektivenverschiebung möglich, einen Beitrag zur kritischen Wissensproduktion im Kontext migrantischer Bewegungen zu leisten, die – entgegen konventioneller Betrachtungen – FluchtMigrationsphänomene nicht verobjektiviert, naturalisiert und problematisiert, sondern der gesellschaftlichen Realität der FluchtMigrationsgesellschaft Rechnung trägt.

Eine wichtige Referenzarbeit in diesem Zusammenhang ist jene von Louis Henri Seukwa, die unter dem Titel »Der Habitus der Überlebenskunst« (2006) erschienen ist. Im Fokus seiner Studie stehen die Perspektiven und Erzählungen junger FluchtMigrierender vom afrikanischen Kontinent, die er

im Ankunfts-kontext Hamburg interviewt. Dabei zeigt er eindrucksvoll, wie Menschen unter schwierigen Bedingungen und trotz oder gerade aufgrund restriktiver gesellschaftlicher Rahmenbedingungen Strategien entwickeln, um »individuelle und unkonventionelle Wege bzw. Umwege« (Yıldız 2016: 77) zu finden, die einen Umgang mit ihrer Situation möglich machen. Die Bewältigungs- und Handlungskompetenzen, die im ebenfalls restriktiven Herkunftskontext Afrika (vgl. Seukwa 2006: 105ff.) unter schwierigen Bedingungen erworben wurden, werden durch die erneute Konfrontation mit ähnlich repressiven Rahmenbedingungen, die sich in erster Linie aus den asylrechtlichen Reglementierungen ergeben, reaktualisiert. Daher beschreibt Seukwa diese Kompetenzen als habituierte Überlebenskunst:

»Fasst man Kompetenz als Habitus auf, das heißt als äußere Strukturen, die inkorporiert werden und ihrerseits wiederum die Handlungen des Individuums strukturieren, so erlaubt dies, den klassischen Antagonismus zwischen Struktur und Kultur zu überwinden. [...] Mit dem Begriff »Überlebenskunst« lassen sich Kompetenzen benennen und erklären, die in einem für die Entfaltung des Bildungspotenzials afrikanischer Flüchtlinge besonders ungünstigen Kontext ausgebildet wurden. Wie die Fallstudie eines einzelnen Jugendlichen illustriert, erlaubt dieser Begriff zudem durch die Analyse der Performanz und der damit verbundenen Aktionen sowie Modalitäten ihre Ausführung, die produktive Aktivität der Mehrheit dieser Jugendlichen zu erkennen. Denn diese liefern sich nicht als resignierte Opfer den entfremdenden Situationen aus, vielmehr demonstrieren sie durch allerlei Taktiken und Listen, die sie innerhalb dieser Strukturen ergreifen, die sowohl transgressive als auch kreative Kraft des Habitus der Überlebenskunst. Sie lassen sich – trotz der in Teilen und von manchen als ausweglos empfundenen Situation – nicht zum Objekt von Regelungen mit inhärentem Abwehrcharakter machen, sondern bilden sich als Subjekte.« (Seukwa 2006: 258f.)

Besonders zwei Aspekte sind für die weiteren Ausführungen interessant. Erstens ist dies die Perspektive der Inkorporierung von Handlungsmacht (Agency), die Seukwa als Kunst des Überlebens beschreibt und die im Folgenden als Resultat biographischer Selbstpositionierungen als (Über-)Lebensstrategien sichtbar gemacht wird sowie für das gewonnene Interviewmaterial als Analysekategorie fungiert. Und zweitens betont Seukwa die Notwendigkeit der Soziokontextualisierung des Kompetenzbegriffes: Ein adäquates Verständnis der entwickelten Bewältigungs- und Handlungsstrategien sei nur möglich,

wenn die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in die Analyse miteinbezogen werden.

Diese sind nicht nur mit unabsehbaren Risiken für die einzelnen Personen verknüpft, sondern verlangen ihnen auch ein hohes Maß an individueller Anstrengung ab, wie in den weiteren Ausführungen deutlich wird. Während sich die Studie von Seukwa primär auf formelle und informelle Bildungsprozesse und deren Transfer zwischen zwei Kontexten (Herkunfts- und Ankunfts-kontext) bezieht, wird in dieser Arbeit eine Erweiterung der Überlebenskompetenz auf alltägliche Lebenssituationen und den Umgang mit restriktiven Bedingungen im Laufe des Lebens angestrebt

2. Theoretische Positionierungen

Im Folgenden wird zunächst der Begriff der (Über-)Lebensstrategie für die weitere Analyse handhabbar gemacht und der theoretisch-analytische Zugang der vorliegenden Arbeit näher konturiert. Anschließend wird die Idee der (Über-)Lebensstrategie mit Überlegungen zur biographischen Selbstpositionierung verknüpft, um diese in Anlehnung an Louis Henri Seukwas »Habitus der Überlebenskunst« als eine besondere Disposition sichtbar zu machen, den gegebenen (restriktiven) gesellschaftlichen Bedingungen »die Stirn zu bieten, ohne dem Fatalismus zu verfallen« (Seukwa 2006: 199). Für die Analyse des empirischen Materials muss das Konzept der (Über-)Lebensstrategie in der Lage sein, die Erfahrungen FluchtMigrierender so zu rahmen, dass sowohl gesellschaftliche und strukturelle als auch individuell-subjektive Aspekte und Zusammenhänge in den Blick kommen. Damit ist gemeint, dass subjektiv geschaffene und objektiv gegebene Möglichkeitsräume des Handelns *zusammengedacht* werden müssen, um die daran beteiligten Mechanismen adäquat fassen zu können. Der Begriff der (Über-)Lebensstrategie muss folglich in doppelter Hinsicht kontextualisiert werden: in seiner zeitlichen und in seiner sozialen Dimension. So sind die jeweiligen (Über-)Lebensstrategien untrennbar verwoben mit dem in der Vergangenheit Erlebten, dem in der Gegenwart Erfahrenen und dem in der Zukunft Angestrebten. Gleichzeitig beziehen sie sich immer auf die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse und Lebensbedingungen, die die Menschen vor Ort vorfinden.

Allerdings sind die AkteurInnen nicht nur *nicht* auf bestimmte Bedingungen festgelegt, sondern sie verändern, beeinflussen und gestalten diese aktiv in einem gewissen Rahmen. Es geht darum, wie es Michel Foucault ausdrückt, »die Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden« (Foucault 1993: 12), in den Fokus der Aufmerksamkeit zu rücken, um Handlungsräume sichtbar zu machen, ohne diese dabei allerdings außerhalb von Machtbeziehungen zu verorten.

2.1 (Über-)Lebensstrategien als Perspektive und Analysekatgorie

»Es ist die Kunst der subversiven Transgression, die es durch die Kombination von verschiedenen Taktiken ermöglicht, innerhalb eines restriktiven und repressiven Systems, wie es die aus dem Asylrecht abgeleiteten Maßnahmen bilden, zu überleben, ohne es zu verlassen oder sich damit abzufinden.« (Seukwa 2006: 243)

Die Begriffe »Strategie« und »Lebensstrategie« werden in den Sozialwissenschaften im Zusammenhang mit »Fragen nach den Möglichkeiten und Formen der Gerichtetheit von individuellem und kollektivem Handeln unter spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen« (Geisen 2015: 111) angewendet. Allerdings wird der Strategiebegriff in diesem Kontext selten systematisch konzeptualisiert. Im alltäglichen Sprachgebrauch wird unter »Strategie« eine intentionale und zielgerichtete Handlung verstanden. Zwar kann auch ein bewusster und reflexiver Einsatz von Handlungsstrategien Teil einer (Über-)Lebensstrategie sein, allerdings soll der Strategiebegriff im Folgenden weiter gefasst werden, um dadurch als sensibilisierendes Konzept für die empirische Analyse nutzbar zu werden. Ein verengtes Verständnis von »Strategie« als abwägendes und planvolles Handeln scheint mit Blick auf Menschen mit FluchtMigrationserfahrung nicht zielführend, gerade weil die einzelnen Stationen einer FluchtMigration sich nur bedingt durch Planbarkeit auszeichnen und mit Unsicherheiten verknüpft sind. Daher wird davon ausgegangen, dass Lebensstrategien immer auch eine »habitualisierte Dimension« (Riegel/Stauber/Yıldız 2018: 25) aufweisen, womit auf die Arbeiten von Pierre Bourdieu verwiesen ist.

Das Konzept der Strategie ist ein zentraler Bestandteil in der bourdieuschen Theorie der Praxis »und verweist auf einen den Akteuren innewohnenden praktischen Sinn für Entscheidungen« (Kumoll 2009: 225). Strategien sind für Bourdieu demnach nicht intentionale Handlungen, sondern solche, die vor dem Hintergrund des Habitus generiert werden. Bourdieu bezeichnet den Habitus auch als Modus Operandi, also als eine Art und Weise des Vorgehens, des Handelns und Tätigwerdens des Menschen (vgl. Bourdieu 1987: 281). Der Habitus ist »ein aktives, schöpferisches Verhältnis zur Welt und nicht als eine mechanisch-repetitive Gewohnheit« (Bourdieu/Wacquant 1996: 155) zu verstehen. Damit positioniert sich Bourdieus Konzept des Habitus auch in Opposition zu Theorien der rationalen Entscheidung und des

rationalen Handelns, die menschliches Handeln letztlich auf »rationale Reaktionen« reduzieren (vgl. ebd.: 156). Er verwendet den Begriff der Strategie folglich mit einer ganz anderen theoretischen Intention, »nämlich als Bezeichnung für die großen objektiven Handlungsverläufe, die von den sozialen Akteuren ständig in der Praxis konstituiert und beim Zusammentreffen eines Habitus mit einer bestimmten Konstellation des Feldes definiert werden« (ebd.: 162). Der Habitus wird somit zu einem »Erzeugungsprinzip von Strategien, die es ermöglichen, unvorhergesehenen und fortwährend neuartigen Situationen entgegenzutreten [...], ein System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, der, alle vergangenen Erfahrungen integrierend, wie eine Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix funktioniert und [...] es ermöglicht, unendliche Aufgaben zu erfüllen« (Bourdieu 1976: 165/169).

Der Begriff des Habitus ist untrennbar mit dem Konzept des Feldes verbunden, was auch für das Verständnis der vorliegenden Studie relevant ist: Habitus und Feld sind nicht als Gegensatz zu verstehen, sondern stehen in einem relationalen Verhältnis zueinander. Der klassische Dualismus zwischen Objektivität und Subjektivität wird aufgehoben, indem Bourdieu und Wacquant den Habitus als »sozialisierte Subjektivität« (Bourdieu/Wacquant 1996: 159) konzipieren. Das Gesellschaftliche wird inkorporiert und in die Körper eingeschrieben. Individuum und Gesellschaft werden nicht als Binarität konstituiert, sondern zusammengedacht. »Wenn man vom Habitus redet, dann geht man davon aus, daß das Individuelle und selbst das Persönliche, Subjektive, etwas Gesellschaftliches ist, etwas Kollektives« (ebd.). Das Feld, das Bourdieu häufig in Analogie zur Metapher des Spieles verwendet, ist folglich auf die darin agierenden Akteure angewiesen und existiert nur insoweit, »als auch die Spieler existieren, die sich hineinbegeben, an die Belohnungen glauben, die er [der Spiel-Raum; Anm. d. Verf.] anbietet, und sie aktiv zu erringen versuchen« (Bourdieu/Wacquant 1996: 40). Das Spiel ist dabei nicht als eine Form der Unterhaltung zu verstehen, sondern als ein Schauplatz, an dem soziale Kämpfe um den Zugang zu symbolischen und materiellen Ressourcen stattfinden (vgl. Rehbein/Saalmann 2010: 100f.). Jedes Feld ist durch eine eigene Logik und spezifische Regeln gekennzeichnet. Sowohl diese Regeln als auch die Felder selbst unterliegen einem kontinuierlichen Wandel und sind nicht als statische Entitäten zu verstehen. Das jeweilige Feld strukturiert den Habitus, der wiederum »das Produkt der Inkorporierung der immanenten Notwendigkeit dieses Feldes« (Bourdieu/Wacquant 1996: 160f.) ist. Das Verhältnis von Habitus und Feld wird als wechselseitiges Beziehungsgeflecht konzipiert:

»Die soziale Realität existiert sozusagen zweimal, in den Sachen und in den Körpern, in den Feldern und in den Habitus, innerhalb und außerhalb der Akteure. [...] Ich bin in der Welt enthalten, aber sie ist auch in mir enthalten, weil ich in ihr enthalten bin; weil sie mich produziert hat und weil sie die Kategorien produziert hat, die ich auf sie anwende, scheint sie mir selbstverständlich, evident. Im Verhältnis zwischen Habitus und Feld geht die Geschichte ein Verhältnis mit sich selbst ein.« (Bourdieu/Wacquant 1996: 161)

Diese Perspektive ist auch für das vorliegende Arbeit von Bedeutung. Durch das Zusammendenken von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und handelnden Individuen werden letztere weder isoliert von gesellschaftlichen Lebenszusammenhängen betrachtet, noch sind sie vollkommen von diesen determiniert und den gesellschaftlichen Zwängen in ihrem alltäglichen Leben passiv ausgeliefert. Ähnlich argumentiert auch Loïc Wacquant (2006) in seiner Studie über die Transformationsprozesse schwarzer Ghettos in Chicago, wenn er dafür plädiert, dass die Menschen im Ghetto »als Handelnde erkannt und näher beschrieben werden [müssen], sodass ihre Gewohnheiten und Lebensformen nicht nur als Derivate von Zwängen auftauchen, [...] sondern als Produkt ihrer aktiven Auseinandersetzung mit den externen und internen sozialen Kräften, die ihre Welt durchkreuzen und formen.« (Wacquant 2006: 203) In diesem Verständnis muss der Begriff der (Über-)Lebensstrategie als aktive, sinnhafte Auseinandersetzung, als aktives »Tun« gefasst werden, das sich immer im »Spannungsverhältnis von ›Geprägt-Sein‹ und ›aktivem Herstellen und Mitgestalten‹ sozialer Verhältnisse« (Riegel/Stauber/Yıldız 2018: 23) bewegt.

Auch Stuart Hall (2004) verweist auf diese Verwobenheit von »Geprägt-Sein« und Möglichkeitsräumen des Herstellens/Mitgestaltens, die bei ihm unter dem Begriff der Handlungsmacht (Agency) gefasst werden. In seinem Konzept der *Artikulation* bestimmt Hall das Verhältnis zwischen Subjekt und Diskurs als Vernäht-Sein zwischen einem diskursiven Außen und den inneren Prozessen der Subjektwerdung. Wie Tina Spies (2010) in ihrer Studie zu jungen Straffälligen im Kontext von Migration und Männlichkeit in Anlehnung an das Hall'sche Konzept der *Artikulation* zeigt, sind Struktur und Subjekt dabei nicht als Gegensätze, sondern als sich gegenseitig bedingende Momente zu verstehen. Ein durch den Diskurs konstituiertes Subjekt ist nicht ein durch den Diskurs determiniertes Subjekt. Vielmehr sind die diskursiv konstituierten Subjekte in der Lage, die Diskurse und ihre Machteffekte zu verändern. Indem Subjekt und Objekt als performativ miteinander verbunden angese-

hen werden, ergibt sich die Möglichkeit, gerade jene Diskurse sichtbar zu machen, zu kritisieren und zu verändern.

»Das Einnehmen einer Subjektposition erfordert also – Hall zufolge – nicht nur, dass das Subjekt innerhalb eines Diskurses in die Subjektposition hineingerufen wird, sondern dass es auch in die Position investiert. Dies kann durch ein einfaches sich Hineinfügen geschehen, aber auch durch eine kreative Ausgestaltung oder Veränderung der Position bzw. durch einen anhaltenden Kampf gegen die Position.« (Spies 2010: 136)

Im Moment der *Anrufung*¹ als etwas oder jemand eröffnet sich ein Möglichkeitsraum für subversive Praktiken und Widerstand bzw. für Verschiebungen und Umdeutungen. Die Verbindung zwischen Struktur und Subjekt, wie sie Hall beschreibt, betont die potenzielle Handlungsmacht des Sich-ins-Verhältnis-Setzens zu hegemonialen Diskursen und Prozessen der Fremdpositionierung. Diese bewegt sich in einem Kontinuum, das sich zwischen den Polen der Affirmation und des Widerstands aufspannt, woraus ganz unterschiedliche Umgangsformen resultieren. Gleichzeitig ist sie dabei in kollektive und individuelle Sinnzusammenhänge eingebettet.

Übertragen auf die in dieser Studie behandelte Thematik heißt das, dass Menschen mit Flucht/Migrationserfahrung die stigmatisierende Zuschreibung »Flüchtling« in ihrer binären Logik (Viktimisierung/Skandalisierung) eben nicht passiv annehmen müssen, sondern sich prinzipiell bei der *Anrufung* als »Flüchtling« aktiv zu dieser Fremdpositionierung verhalten können oder diese als Artikulationsraum nutzen können, um den Zugang zu Rechten einzuklagen.

Hall spricht von Strategien der Transkodierung, die sich ebenfalls als Gegenstrategien und Form der *Artikulation* verstehen lassen, um Zuschreibungen bzw. Stereotype umzukehren oder umzudeuten. Kategorisierungen und Begriffe werden angeeignet und mit neuen positiven und empowernden Bedeutungen aufgeladen, wie etwa das Beispiel »Black is Beautiful« zeigt (vgl. Hall 2004a: 158). Solche performanz- und machttheoretischen Überlegungen

1 Mark Terkessidis spricht von »Entantwortung« und markiert damit deutlicher, wie es der Begriff der Anrufung nahelegt, die asymmetrischen Machtverhältnisse innerhalb einer rassistisch konnotierten Interaktion. Diese findet im Fall der rassistischen Zuschreibung nicht zwischen zwei Individuen statt, sondern vielmehr mit den stereotypisierenden Vorurteilen, die meist auf vermeintlich ethnische »Abstammungskriterien« zurückgeführt werden: »Am konkreten Individuum wird konsequent vorbeigeblickt – es wird entantwortet.« (Terkessidis 2004: 191)

finden sich auch in den Arbeiten von Judith Butler (1991/2006) wieder. Sie spricht von »Resignifikation« und verweist ähnlich wie Hall auf die Möglichkeit, trotz diskriminierender und unterdrückender Bedingungen handlungsfähig zu bleiben. (Über-)Lebensstrategien können somit auch als ein Versuch gesehen werden, die eigene Handlungsfähigkeit unter den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen aufrechtzuerhalten oder zu erweitern. Damit ist auf den Umstand verwiesen, dass Menschen die gesellschaftlichen Erwartungen, die mit den an sie herangetragenen Zuschreibungen einhergehen, nicht erfüllen müssen, »sondern diese auch infrage [...] stellen [können] und darauf hinwirken [können], die widersprüchlichen und beschränkten Verhältnisse und Lebensbedingungen für sich und andere zu erweitern« (Riegel/Stauber/Yıldız 2018: 24).

Mit dem Begriff der (Über-)Lebensstrategien werden folglich die Bedingungen und Möglichkeiten menschlichen Handelns in den Blick genommen, und zwar nicht in ihrer Momenthaftigkeit, sondern in ihrer Kontinuität, mithin auf die gesamte Lebensspanne bezogen. So müssen (Über-)Lebensstrategien immer auch im Kontext der biographischen Erfahrungen eines Menschen betrachtet werden. Darauf verweisen auch Christine Riegel, Barbara Stauber und Erol Yıldız (2018):

»Von Lebensstrategien wird dann gesprochen, wenn nicht nur einzelne Handlungsvollzüge gemeint sind, die situationsbezogen und momenthaft sind. Dies verweist auf eine gewisse zeitliche Kontinuität von Lebenspraktiken oder -strategien, die die Lebensgeschichte zumindest partiell durchziehen oder sich wiederholende Aspekte aufweisen.« (Riegel/Stauber/Yıldız 2018: 24)

Gleichzeitig unterliegen (Über-)Lebensstrategien einem kontinuierlichen Veränderungsprozess im Laufe des Lebens. Handlungsstrategien und Formen der Auseinandersetzung mit den jeweiligen Verhältnissen wandeln sich zum einen aufgrund bisheriger Erfahrungen und damit zusammenhängender Lernprozesse, zum anderen müssen (Über-)Lebensstrategien immer wieder an die sich wandelnden Verhältnisse und Situationen vor Ort angepasst werden, um nicht ihren »praktischen Sinn« zu verlieren (vgl. ebd.).

(Über-)Lebensstrategien werden also vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrungen, die ein Mensch im Laufe seiner Lebensgeschichte macht, generiert und beinhalten darüber hinaus eine auf die Zukunft gerichtete Intention, die mehr oder weniger bewusst sein kann. Sie können dazu dienen, die eigenen Lebensentwürfe umzusetzen – wobei Lebensentwürfe hier als Resul-

tat biographischer Arbeit verstanden werden: Sie bilden sich in der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Regeln, Diskursen und sozioökonomischen Bedingungen sowie individuellen Bedürfnissen und zukünftigen Bestrebungen (vgl. Günther 2009: 93). Genau wie (Über-)Lebensstrategien unterliegen Lebensentwürfe einem kontinuierlichen Veränderungsprozess und sind nicht durch Kontinuität, sondern durch Varietät im Laufe eines menschlichen Lebens gekennzeichnet.

Aus den bisherigen Ausführungen wird deutlich, dass (Über-)Lebensstrategien in dieser Studie als aktive Handlungen gefasst werden, die in der Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Bedingungen und Verhältnissen vor Ort individuell oder kollektiv entwickelt werden und zur Anwendung kommen. Dabei integrieren sie alle bisherigen Erfahrungen eines Menschen und sind gleichzeitig in unterschiedlicher Ausprägung auf ein in der Zukunft liegendes Ziel gerichtet. (Über-)Lebensstrategie können folglich auch als Handlungsstrategien angesehen werden, um bestimmte soziale Positionierungen innerhalb eines gesellschaftlichen Gefüges zu erhalten bzw. zu erlangen oder, um mit Bourdieu zu sprechen, den Zugang zu gesellschaftlich relevanten Kapitalsorten zu sichern. Darüber hinaus schließt der Begriff der (Über-)Lebensstrategie auch Handlungsweisen mit ein, die sowohl in habitualisierter Form auftreten als auch routiniert wiederholt werden oder als alltägliche Praktiken in Erscheinung treten (vgl. Riegel/Stauber/Yıldız 2018).

2.2 Biographische Selbstpositionierungen – zur Rekonstruktion subjektiver und kosmopolisierter Möglichkeitsräume

»Je nach gesellschaftlicher Lage und Position, d.h. je nachdem, wie das Individuum in den spannungsreichen gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen positioniert ist, wie es von anderen positioniert wird und wie es sich selbst in der Welt positioniert, sehen die Subjekte unterschiedliche Möglichkeiten und Grenzen zu agieren und ihr Leben zu gestalten.« (Riegel/Stauber/Yıldız 2018: 23)

Wie bereits dargelegt, sind (Über-)Lebensstrategien eingebettet in die jeweiligen biographischen Erfahrungen, diskursiven Formationen² und sozialen

2 Der Begriff der diskursiven Formation wird in Kapitel 3 näher beleuchtet.

und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, in denen Individuen ihren Alltag bestreiten und handeln. Daher wird im Folgenden davon ausgegangen, dass eben jene (Über-)Lebensstrategien durch die Auseinandersetzung mit den biographischen Erzählungen der Menschen zugänglich werden und rekonstruiert werden können. Gleichzeitig können biographische Erzählungen Aufschlüsse über die individuelle Sinnproduktion und -repräsentation im Kontext diskursiver Regime/Formationen geben. Umgekehrt heißt das, dass die Analyse des diskursiven Kontextes, wie sie in den Kapiteln 4 und 5 der vorliegenden Arbeit umgesetzt wird, die Erzählungen der befragten Personen in einen weiteren Kontext stellt und die Bezüge und Brüche der biographischen Selbstpositionierung sichtbar werden lässt.

Zunächst muss allerdings die Frage geklärt werden, was unter dem Begriff der biographischen Selbstpositionierung verstanden wird. Dazu wird das Konzept des subjektiven Möglichkeitsraumes eingeführt, das es ermöglicht, gesellschaftliche Verhältnisse und den Umgang mit diesen zusammenzudenken.

Das Konzept des *subjektiven Möglichkeitsraumes* stammt aus der Kritischen Psychologie und wurde unter anderem von Klaus Holzkamp (1983) geprägt. Holzkamp geht davon aus, dass gesellschaftliche Verhältnisse, durch die Menschen sozial positioniert werden, keinesfalls als determinierende Bedingungen für ihr Handeln und Leben zu verstehen sind (vgl. Holzkamp 1997). Sie haben grundsätzlich die Möglichkeit, sich zu diesen gesellschaftlichen Verhältnissen und ihren Bedeutungen zu verhalten oder nicht oder anders zu handeln, als von ihnen erwartet wird. Allerdings sind sie dabei nie gänzlich autonom, sondern stets eingebunden in ihre »konkret historischen Lebensbedingungen als lage- und positionsspezifische [...] Ausschnitte der *gesellschaftlichen Bedeutungsstrukturen*« (Holzkamp 1990: 4, Herv. i.O.). Holzkamp unterscheidet des Weiteren zwei Pole, die den subjektiven Möglichkeitsraum konturieren: den *situationalen* Pol und den *personalen* Pol. Der *situationale* Pol bezieht sich auf »die jeweils aktuelle Konstellation von gesellschaftlichen Möglichkeiten und Behinderungen, vor die sich das individuelle Subjekt gestellt sieht« (Leiprecht 2001: 17); der *personale* Pol inkludiert die biographischen Erfahrungen, Wissensbestände und Interpretationsressourcen von Handlungen und Nichthandlungen (vgl. Holzkamp 1983). Dazu gehören nach Rudolf Leiprecht auch Verarbeitungsformen der Selbst- und Fremdbestimmung, in denen ein Mensch in der Vergangenheit bestimmte Handlungsmöglichkeiten und -barrieren erfahren und diese demensprechend interpretiert bzw. wahrgenommen hat (vgl. Leiprecht 2005). Hieran wird deutlich, dass der sub-

jektive Möglichkeitsraum unabdingbar an die biographische Erfahrung eines Menschen gebunden ist und damit auch nur durch den Versuch der Rekonstruktion eben dieser zugänglich wird. Diese Verwobenheiten und gegenseitigen Bedingtheiten können durch Zugänge einer subjektorientierten Biographieforschung sicht- und erklärbar gemacht werden.

Die Biographieforschung geht davon aus, dass in der erzählten Lebensgeschichte eines Individuums die Verschränkungen zwischen Individuum und Gesellschaft aufgezeigt werden können (vgl. Rosenthal 1995; Dausien 1996; Spies 2010). So argumentiert etwa Gabriele Rosenthal wie folgt:

»Mittels der erzählten Lebensgeschichte wird es möglich, dass Sozial- und HumanwissenschaftlerInnen das Wechselverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft sowie die gegenwärtige Relevanz kollektiver Vergangenheiten nicht aus den Augen verlieren. Die individuelle Geschichte eines Menschen und die kollektive Geschichte, die subjektiven und die gesellschaftlichen Wirklichkeiten durchdringen sich wechselseitig. Die Lebensgeschichte ist sowohl in ihrer Entwicklung als auch im gegenwärtigen deutenden Rückblick der BiographInnen immer beides zugleich: individuelles und soziales Produkt.« (Rosenthal 2002: 13)

Damit verweist Rosenthal auf den sozialen Konstruktionscharakter von Biographien. Auch in der vorliegenden Studie wird Biographie als soziale Konstruktion verstanden, die sich »im Spannungsfeld von Struktur und Handeln [bewegt und] [...] bezüglich der Bedingungen ihrer Herausbildung und in ihren konkreten Formen an einen je spezifischen historisch-gesellschaftlichen Kontext gebunden ist« (Dausien 2000: 100).

Das, was in biographischen Interviews erzählt wird, darf jedoch nicht gleichgesetzt werden mit dem in der Vergangenheit tatsächlich Erlebten. Wie Rosenthal (1995) betont, basieren Erinnerungen auf einem Vorgang der Reproduktion: Das Vergangene kommt in der Tätigkeit des Erzählens zum Ausdruck, wobei das Erlebte »entsprechend der Gegenwart der Erinnerungssituation und der antizipierten Zukunft« (Rosenthal 1995: 70) wiedergegeben wird und dabei einer ständigen Veränderung unterliegt. Da biographische Erzählungen sich als hochselektiver Prozess herausstellen, in dem eben nur bestimmte Passagen oder Momente eines Lebens rekonstruiert werden, gilt der Akt des Erzählens als eine Möglichkeit zur Selbstermächtigung. Das heißt, die befragte Person kann eine biographische Erzählung auch dafür nutzen, um ein spezifisches Repräsentationsinteresse zu verfolgen und sich selbst zu positionieren (vgl. Spies 2010: 84). Darauf weisen auch Bettina Dausien und Paul

Mecheril (2006) hin: »Diese Positionierung erfolgt – im Modus Biographie – vor allem über die »narrativ darstellbare Lebensgeschichte«, mit der Interaktionsteilnehmer nicht nur ihre »persönliche Identität (...) ausbilden«, sondern ebenso ihre »soziale Identität.« (Dausien/Mecheril 2006: 160) In biographischen Erzählungen eröffnet sich den befragten Personen eine Möglichkeit, ihre Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen aufrechtzuerhalten und sich dadurch innerhalb einer Community zu positionieren oder Ausschlüsse aus Kollektiven zu thematisieren.

Diese Eröffnung eines Gestaltungsraumes, der auch Selbstpositionierungen und -verortungen ermöglicht, sehen auch Wolf-Dietrich Bukow et al. im Zusammenhang mit der Erzeugung biographischer Formate³:

»Das Format erzeugt gesellschaftliche Wirklichkeit und verschafft dem Einzelnen im konkreten Fall Möglichkeiten, sich neu und gezielt zu platzieren, zu orientieren, sich sein Leben zu erklären und seine Praxis zu legitimieren und dies besonders dann, wenn der Dauerablauf des Alltags fraglich geworden ist.« (Bukow et al. 2006: 11)

Diese biographischen Formate schließen auch fiktive oder nur durch Hörensagen vermittelte Ereignisse mit ein; Erzählungen können beispielsweise darauf rekurren, um ein bestimmtes Selbstverständnis zum Ausdruck zu bringen. Dabei können Lebensgeschichten situationsabhängig sehr unterschiedlich erzählt werden. Das Selbstverständnis der befragten Personen, das dabei zum Ausdruck kommt, kann entsprechend variieren – ein Umstand, auf den auch Judith Butler hinweist (2003):

»Ich kann die Geschichte meiner Herkunft erzählen, ich kann sie sogar immer wieder auf verschiedene Weise erzählen, aber diese Geschichte, die ich erzähle, ist mir nicht zuzurechnen und kann nicht meine eigene Zurechenbarkeit festsetzen. Jedenfalls will ich hoffen, dass ich das nicht kann, denn gewöhnlich nach ein paar Glas Wein – erzähle ich die Geschichte auf ziemlich verschiedene Weisen, die nicht immer miteinander vereinbar ist. Eine Herkunft haben könnte auch genau das heißen: über mehrere mögliche Versionen dieser Herkunft zu verfügen.« (Butler 2003: 50f.)

3 Bukow et al. (2007) benutzen den Begriff »Format« in Anlehnung an den Begriff »Script«, um auf die sozialen Konstruktionsprozesse und -praktiken von Biographien im Sinne des »doing biography« zu verweisen.

Damit sind biographische Erzählungen immer als Momentaufnahme zu verstehen, die durch einen Auslöser generiert werden, einen Impuls, der Individuen dazu anregt, sich als Person selbst biographisch zu denken.⁴ Folglich entwickelt das Individuum eine Theorie über sich selbst (vgl. Lutz/Davis 2005: 245).

Diese befindet sich in ständigem Wandel. Somit sind Biographien als Prozess des Werdens zu verstehen, »dialogisch, interaktiv, dynamisch und offen« (Lutz 2010: 120). Gleichzeitig wird davon ausgegangen, dass in biographischen Erzählungen subjektive Handlungsräume implizit oder explizit artikuliert werden. Diese subjektiven Handlungsräume sind abhängig von der jeweiligen sozialen Positionierung, die durch verschiedene Strukturkategorien, wie etwa *race*, *class*, *gender*, *body* und *ability*, bedingt ist und bestimmte Handlungsmöglichkeiten und -hindernisse der jeweiligen Person prägt, ohne diese dabei vollkommen zu determinieren. Denn gleichzeitig entwickeln die Individuen von dort aus subjektive Denk-, Interpretations- und Handlungsperspektiven, um mit den Bedingungen vor Ort umzugehen, die Handlungsfähigkeit aufrechtzuerhalten, über ihre Lebensbedingungen zu verfügen oder diese zu erweitern (vgl. Riegel 2010: 251).

So zeigt auch Louis Henri Seukwa (2006) in seiner bemerkenswerten Studie zum »Verhältnis von Kompetenz und Migration im Spiegel von Flüchtlingsbiographien« am Beispiel eines jungen Mannes, Meme, der aus Liberia nach Hamburg geflohen ist, welche Ausdrucksformen diese subjektiven Perspektivierungen haben können, und fasst diese als »Habitus der Überlebenskunst«. Beispielsweise definiert Meme Schwierigkeiten, mit denen er sich konfrontiert sieht, zu Herausforderungen um. Dadurch wird es ihm möglich, diesen mit einer Aktivität, einem aktiven Handeln, wie etwa dem Erlernen der deutschen Sprache, die Stirn zu bieten. Eine weitere Ausdrucksform des Habitus der Überlebenskunst, die Seukwa identifiziert und die auch in vielen der für diese Studie geführten Interviews eine tragende Rolle spielt, ist »die Kunst, trotz ungewissen Ausgangs weiterzumachen« (Seukwa 2006: 231).

Die Idee eines bloß subjektiven Möglichkeits- und Handlungsraumes greift allerdings zu kurz, besteht damit doch die Gefahr, dem Partikularismus zu verfallen, indem Gesellschaften oder Kollektive, auf die sich ein Subjekt

4 Im Falle des biographischen Interviews besteht der Stimulus aus den Fragen seitens der interviewenden Person. Damit ist diese gleichzeitig auch Konstrukteurin der von den Erzählsubjekten konstruierten Wirklichkeit. Die Interviewsituation wird hier als kommunikative Praxis verstanden. Ausführlicher dazu in Kapitel 6.

bezieht, ausschließlich als nationalstaatlich konstruierte Bezugsgröße gedacht werden. Subjektive Möglichkeitsräume sind in einer globalisierten Welt immer schon als »transnationale« (Pries 2008) bzw. »kosmopolisierte« (Beck 2017) Möglichkeitsräume zu verstehen. Dies ist auch der Tatsache geschuldet, dass gerade bei erhöhten Mobilitätsmöglichkeiten und gestiegenem Mobilitätsdruck im Kontext von Globalisierungsprozessen Biographien unabdingbar transnational und »kosmopolisiert« (ebd.) werden. Sie sind nicht mehr linear und chronologisch, sondern vielmehr brüchig und sequenziell. Daher müssen die biographischen Rekonstruktionen kontextualisiert werden, um die sozialen Sinnstrukturen miteinzubeziehen. Allerdings stellen die Erkenntnisse, die auf diese Weise zu gewinnen sind, dennoch stets nur eine Momentaufnahme dar.

Im Zusammenhang mit FluchtMigration verweist die Kontextualisierung von biographischen Erzählungen auf eine Pluralisierung eben jener Kontexte: Sie werden multikontextuell und verweisen somit auf »dezentrierte Positionierungen« (Supik 2005: 14ff.), sind nicht mehr nur an einen Ort und eine Gesellschaft gebunden.

Auf die Tendenz zur Transnationalisierung der eigenen Biographie wies auch Ulrich Beck vor bereits mehr als 30 Jahren hin – er markierte diese als eine unerlässliche Bedingung für einen gelungenen Zugang zur »zweiten Moderne« (Beck 1997). Die »transnationale Ortspolygamie«, wie Beck sie nennt, bezeichnet das Phänomen »des Verheiratetseins mit mehreren Orten, die verschiedenen Welten zugehören: das Einfallstor der Globalität im eigenen Leben führt zur Globalisierung der Biographie« (ebd.: 129). Helma Lutz ergänzt Becks Ausführungen und betont, dass die eine Biographie unterschiedlich prägenden Strukturkategorien (z.B. *race*, *gender*, *class*), die wiederum mit unterschiedlichen sozioökonomischen und gesellschaftlichen Positionierungen einhergehen, bei der Betrachtung »globalisierter Lebenswelten« nicht aus dem Blickfeld geraten dürfen, weil sonst die Gefahr besteht, strukturelle und soziale Ungleichheiten auszublenden (vgl. Lutz 2010: 116).

Der Zugang zu gesellschaftlich relevanten Ressourcen, ob materiell oder immateriell, muss ein unverzichtbarer Bestandteil der Biographie-Arbeit werden – gerade vor dem Hintergrund der Globalisierung –, um Dynamiken globaler Inklusions- und Exklusionsmechanismen miteinzubeziehen. Dazu schreiben Jörg Zirfas, Michael Göhlich und Eckart Liebau (2006: 189): »Transnationale Phänomene sind immer auch vor dem Hintergrund sozialer Kämpfe um Ressourcen (Macht, Geld ...) zu interpretieren«. Dabei sollte »nicht aus-

geblendet werden, dass die [...] verfüg- und mobilisierbaren Ressourcen [...] durchaus unterschiedlich eingeschätzt werden müssen« (ebd.).

An anderer Stelle spricht Ulrich Beck (2017) von »kosmopolisierten Handlungsräumen«, die sich unter anderem dadurch auszeichnen, dass in ihnen kreatives Handeln funktional und damit zur Ressource wird. Bestehende Grenzen im Handeln und im Denken werden durch die Fähigkeit des kosmopolisierten Handelns zu Möglichkeiten, den eigenen Lebensentwurf umzusetzen (vgl. Beck 2017: 29). Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen mobil werden (müssen), verbinden mit der physischen Grenzüberschreitung nicht selten die Hoffnung auf ein besseres Leben. Die Überschreitung der Grenze wird so (auch) zu einer potenziellen Erweiterung des Möglichkeitsraums und kann mit Beck als *kosmopolisierte (Über-)Lebensstrategie* verstanden werden.

Die eigentlichen »Normalbiographien«⁵ im Kontext zunehmender Globalisierungsprozesse können somit auch als »Biographien in Bewegung« oder »bewegte Biographien« bezeichnet werden. Den Aspekt der Mobilität anzuerkennen, ist für Helma Lutz zentral, um migrantisierte biographische Narrationen nicht aus einem defizitären und krisenfokussierten Blick zu betrachten: »Solange sie in der Normalbiographie nicht vorgesehen, kein erwartbares Lebensereignis ist, bleibt Migration potenziell immer ein Sonderposten, eine Unordentlichkeit, die erklärt beziehungsweise auf die Bezug genommen werden muss.« (Lutz 2010: 125)

Diese dominanten Konstruktionen biographischer Normalitätsannahmen, wie sie Lutz hier andeutet, sind immer noch in Kategorien wie (nationaler bzw. europäischer) Sesshaftigkeit verhaftet oder erkennen nur bestimmte Formen der Mobilität als solche an,⁶ während sie andere Formen als Migration oder Flucht definieren. Eine Normalitätsvorstellung, die implizit oder explizit von einem »methodologischen Nationalismus« ausgeht und darauf basierend mit binären Zugehörigkeitskonzepten (zugehörig/nicht zugehörig) arbeitet, bezeichnen Dausien und Mecheril als »nicht normale

5 Der Begriff »Normalbiographie« beinhaltet, dass die biographische Erzählung von der Normalitätsvorstellung (implizit oder explizit) ausgeht, die sich an einer weißen, mononationalen, kontinuierlich vollzeiterwerbstätigen männlichen und leistungsfähigen Modellbiographie orientiert.

6 Zygmunt Bauman spricht von einer »globalen Hierarchie der Mobilität«, im Zuge derer die Zugänge zu gesellschaftlich relevanten Ressourcen (materiell und immateriell) für bestimmte Gruppen zugänglich sind, während sie für andere Gruppen versperrt bleiben (vgl. Bauman 1998).

Normalität« (Dausien/Mecheril 2006: 171). Zudem unterscheiden sie zwischen einer »dominanten Normalität« und »lokalen Normalitäten«. Lokale Normalitäten unterscheiden sich von der dominanten Normalität vor allem durch die Annahme, dass sich Normalitätsvorstellungen im Kontext der alltagsweltlichen Praxis pluralisieren und auch nebeneinander bestehen können. Lokale Normalitäten sind also nicht binär und ausschließlich konzipiert, sondern verweisen auf eine »Vielzahl an alltagsweltlichen Normalitäten« (ebd.: 170). Diese Unterscheidung ist insofern interessant für die vorliegende Arbeit, weil sie es ermöglicht, das Bedürfnis nach Zugehörigkeit in einem sozialen Zusammenhang zu sehen und den damit verbundenen Anspruch, an dem teilzuhaben, was als normal gilt, nicht ausschließlich als (Re-)Produktion gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu verstehen – gerade darin liegt ja (auch) die Möglichkeit zur Dekonstruktion:

»In den lokalen Normalitäten wird die dominante Ordnung aufgegriffen, einer Verschiebung und Neubeschreibung unterzogen, sie wird auf Eis gelegt und außer Kraft gesetzt, dekonstruiert und überzeichnet. Sie wird bestätigt und belächelt. [...] Es gibt keine »normale Migrationsbiographie« im Sinne empirisch beschreibbarer Normalitäten oder Erwartungsstrukturen oder gar gelebter Lebensgeschichten, sondern eine Vielzahl unterschiedlicher Typen von Normalität, unterschiedliche biographische Erfahrungs- und Erwartungsmuster, die sich an je konkreten Orten in je konkreten kulturellen Praxen herstellen. Diese lokalen Normalitäten konstituieren sich zwar in Abgrenzung zur dominanten Normalität, sie werden von ihr hervorgebracht, aber nicht determiniert.« (Dausien/Mecheril 2006: 171)

Es geht an dieser Stelle nicht darum, in den biographischen Erzählungen und Selbstpositionierungen das Allheilmittel aller Problematiken zu konstatieren oder sich krampfhaft auf die Suche nach subjektiven Handlungsräumen zu begeben. Wohl aber wird eine Perspektive eingenommen, die die Bewegung von Menschen im Kontext der Globalisierung als (historische) »Normalität« unterstreicht, die von dem Gedanken ausgeht, den der Fotograf Nicolò Degiorgis (2015) folgendermaßen auf den Punkt bringt: »Menschen haben keine Wurzeln, sondern Beine – sie bewegen sich« (Degiorgis 2015: o.A.). Sowohl in der gegenwärtigen Forschungslandschaft als auch in öffentlichen Diskursen herrscht nämlich ein massives Ungleichgewicht zwischen dem, was erzählt und damit sichtbar wird, und dem, was nicht erzählt wird und unsichtbar bleibt. Ein ressourcenorientierter und akteurszentrierter Blick auf die biographischen Erzählungen von Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen

mobil geworden sind oder werden mussten, ein Blick, der sich jenseits einer skandalisierenden Rhetorik bewegt und die Wissensbestände, Stimmen und Praktiken jener Menschen als solche anerkennt und stark macht, ist notwendiger denn je – und zwar schon deshalb, weil die bisherigen Debatten nicht weiterführen und keine zukunftsorientierten Ideen bieten können. Gleichzeitig dürfen bestehende Macht- und Herrschaftsverhältnisse und die Gewalterfahrungen, die Menschen sowohl vor und während als auch nach der Flucht-Migration erfahren, nicht aus den Augen verloren werden. Daher verschreibt sich die vorliegende Arbeit einem »optimistischen Blick unter Protest«.

Ziel ist es also, bestehende diskriminierende, rassistisch konnotierte und postkolonial geprägte Machtverhältnisse, durch die der globale Zugang zu materiellen und immateriellen Ressourcen geregelt wird, aufzudecken und zu kritisieren. Darüber hinaus braucht es aber auch alternative Deutungs- und Interpretationsangebote, Wissensbestände und Perspektiven, die die vermeintliche Imagination des »Westens« als Zentrum irritieren und das bis heute so dominante soziale Ordnungsprinzip westlicher Gesellschaften, das zwischen den imaginierten »Anderen« und einem davon separierten »Wir« differenziert, zu demontieren.

Das darin enthaltene Rezeptwissen über die »Anderen« strukturiert alle weiteren Beobachtungen und wird zum Leitfaden der Wahrnehmung (vgl. Yıldız 2017b). Die sich dadurch etablierenden gesellschaftlichen Machtverhältnisse, in denen ein spezifisches Wissen über die »Anderen« (re-)produziert wird, sind Gegenstand der folgenden zwei Kapitel (Abschnitt II und III). So gilt es, die Figur des Flüchtlings in seiner dichotomen Gestalt (TäterIn/Opfer) als Konstrukt auf unterschiedlichen Diskursebenen sichtbar zu machen. Damit wird zunächst der diskursive Machtraum der Fremdpositionierung abgesteckt, in dessen Kontext die Erzählungen FluchtMigrierender gestellt werden müssen. Darüber hinaus wird es aber auch möglich, das Spannungsverhältnis zwischen Fremd- und Selbstpositionierung als unabdingbar aufeinander bezogene Momente sichtbar zu machen und den dominanten Deutungs- und Interpretationsmustern alternative Erzählungen entgegenzusetzen.

II. Diskurse und diskursive Formationen

3. Der Diskursbegriff bei Michel Foucault

»In Wirklichkeit ist die Macht produktiv; und sie produziert Wirkliches. Sie produziert Gegenstandsbereiche und Wahrheitsrituale: das Individuum und seine Erkenntnisse sind Ergebnisse dieser Produktion.«

(Foucault 1994: 250)

Der Begriff des Diskurses wurde maßgeblich durch Michel Foucault mit geprägt und hat in den Geistes- und Sozialwissenschaften bis heute nichts an Aktualität und Relevanz eingebüßt, im Gegenteil: Er hat sich – meist unter Verweis auf die Arbeiten von Foucault – dort inzwischen als Konzept etabliert. Die Spezifizierung und Bestimmung des Diskursbegriffs bleibt im Großteil der Studien aber vollständig aus, vielmehr wird seine Bedeutung stillschweigend als bekannt vorausgesetzt (vgl. Frank 2012: 39). Während Foucault selbst nie eine klare und konsistente Definition des Begriffes vorgelegt hat, gibt es gegenwärtig eine unüberschaubare Anzahl an Publikationen, die versucht, ihn zu konturieren und systematisch anwendbar zu machen. Im deutschsprachigen Raum sind diesbezüglich insbesondere Jürgen Link, Siegfried Jäger und Reiner Keller zu nennen, die die methodologischen Fragmente des foucaultschen Gesamtwerkes zu einem handhabbaren Werkzeug für die kritische Analyse von Diskursen machten.

Dennoch wird immer wieder betont, dass es sich bei der Diskursanalyse keinesfalls um eine einheitliche Methode handle, die als Rezeptwissen universell einsetzbar sei; vielmehr müsse diese als »concept in progress« (ebd.: 49) verstanden werden. Gerade daher ist es wichtig, im Folgenden transparent zu machen, was hier als »Diskurs« gefasst wird. Auf diese Weise soll der Begriff für die anschließende Analyse der diskursiven Konstruktion der Flüchtlingskategorie operationalisierbar gemacht werden. Für die hier behandelte

Thematik scheint dabei besonders die Frage danach relevant, welche Beziehungen und Interaktionen zwischen einem Diskurs und den AkteurInnen bestehen, die innerhalb diskursiver Machträume positioniert werden und/oder sich selbst positionieren.

Einerseits wird im Folgenden also die enge Verknüpfung zwischen Macht und Wissen in den Blick genommen. Aus dieser Perspektive können Diskurse auch als Macht-Wissens-Komplexe verstanden werden, aus denen ein spezifisches Wissen erzeugt wird, das innerhalb dieser Diskurse zirkuliert. Dieses Wissen muss im Kontext bestehender Machtbeziehungen betrachtet werden. Andererseits wird der Fokus in einem nächsten Schritt auf die AkteurInnen, die innerhalb und in Bezug auf diskursive Rahmungen agieren, gelegt, wobei insbesondere widerständige Praktiken und die damit verbundenen Risiken in den Blick genommen werden. Denn genauso, wie es keine AkteurInnen ohne die diskursiv erzeugte »Wirklichkeit« gibt, gibt es keine Diskurse ohne die daran beteiligten und agierenden sozialen AkteurInnen, die diese Diskurse (re-)produzieren, aber eben auch verwandeln können.

Bevor diese Erkenntnisse auf die Analyse der Flüchtlingskategorie übertragen werden, wird jenes – auch dieser zugrunde liegende – polarisierende Repräsentationsmuster skizziert, das zwischen einem national bzw. europäisch kodierten »Wir« und einem davon separat gedachten »Anderen« unterscheidet. Indem dieses Muster als diskursive Formation sichtbar gemacht wird, lässt sich die regelmäßige Wiederkehr der Denkfigur zeigen. Die gegenwärtigen Debatten weisen also historische Kontinuitäten auf und sind nicht untrennbar an jüngere Entwicklungen, etwa die steigende Zahl an Menschen, die in Europa nach Schutz suchen, gebunden. Mit dieser Einsicht soll die Dominanz einer ahistorischen Metaerzählung aktueller FluchtMigrationsbewegungen durchbrochen werden, die unter anderem in der Konstruktion eines »Ausnahmезustandes« Legitimationsgrundlage für die gegenwärtigen Dramatisierungs- und Problematisierungsdebatten ist.

3.1 Diskurse als Macht-Wissens-Komplex

Der Versuch, eine explizite und einheitliche Bestimmung des Diskursbegriffes in Foucaults Lebenswerk zu finden, ist von Beginn an zum Scheitern verurteilt. Dies ist insbesondere dem Umstand geschuldet, dass Foucault selbst sein Denken als kontinuierlichen Prozess der Veränderung und des Perspektivenwechsels verstanden hat: »Ich versuche, meine Instrumente über die Ob-

jekte zu korrigieren, die ich damit zu entdecken glaube, und dann zeigt das korrigierte Instrument, dass die von mir definierten Objekte nicht ganz so sind, wie ich gedacht hatte. So taste ich mich voran und stolpere von Buch zu Buch.« (Foucault 1976: 522)

So kreist sein Denken zwar immer wieder um Überlegungen, die nach Diskurs-, Macht- und Subjektverhältnissen fragen, allerdings ohne dabei kongruente Antworten zu geben. Nach François Ewald ist das Gesamtwerk Foucaults durch ein »vagabundierende[s] Denken« (Ewald 1978: 8) gekennzeichnet, das eine gewisse »geistige Beweglichkeit« (Angermüller 2007: 209) zulässt. Foucault versucht, die Gegenstände seiner Analyse aus unterschiedlichen Perspektiven zu fassen, und formiert diese immer wieder in neuen Variationen und Formen (vgl. Sarasin 2005: 13). Er selbst versteht sein Schreiben und Denken auch als »Werkzeugkasten«, aus denen man sich bedienen solle und »jene Idee oder Analyse als Schraubenzieher verwenden [kann], um Machtsysteme kurzzuschließen, zu demontieren oder zu sprengen« (Foucault 1976: 53). Dennoch lassen sich in seinen Arbeiten »Die Ordnung der Dinge« (1978a) und »Archäologie des Wissens« (1995) wichtige theoretische und methodologische Überlegungen zum Begriff des Diskurses sowie unterschiedliche Zugangsweisen zu dessen Analyse finden.

Für die vorliegende Arbeit und die im anschließenden Kapitel skizzierte diskursanalytische Betrachtung der Flüchtlingskategorie wird im Folgenden der Diskurs als »Macht-Wissens-Komplex« verstanden. Beide Begriffe, Macht und Wissen, sind aus der Perspektive Foucaults untrennbar miteinander verwoben, ohne dabei gleichgesetzt werden zu können. So geht Foucault davon aus,

»[...] daß die Macht Wissen hervorbringt (und nicht bloß fördert, anwendet, ausnutzt); daß Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; daß es keine Machtbeziehungen gibt, ohne daß sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert.« (Foucault 1994: 34)

Unter dem Begriff des Wissens verstehe ich in Anlehnung an Siegfried Jäger »alle Arten von Bewußtseinsinhalten bzw. von Bedeutungen, mit denen jeweils historische Menschen die sie umgebende Wirklichkeit deuten und gestalten« (Jäger 2011: 91). Diese Wissensordnungen werden diskursiv vermittelt und strukturieren, wie Objekte, Ereignisse oder Abfolgen von Ereignissen wahrgenommen, gedeutet und interpretiert werden. So zeigt die inzwischen etablierte Beschreibung der Ereignisse im Sommer 2015 als »Flüchtlingskri-

se«, wie dieses Phänomen aus einer dominanten Perspektive wahrgenommen wurde, und formiert den Gegenstand »FluchtMigration« auf eine bestimmte Art und Weise.¹ In diesem Problematisierungs- und Dramatisierungsdiskurs wird damit der Gegenstand in seiner krisenhaften und problematisierten Konzeption sichtbar, während alternative Deutungen und Interpretationen unsichtbar bleiben.

Mit einer solchen Analyse der Formation von Objekten wird zugleich der produktive, realitätserzeugende, hervorbringende Aspekt von Diskursen betont. Die Aufgabe einer Diskursanalyse besteht nun darin, diese realitätskonstituierenden Aspekte von Diskursen herauszuarbeiten. Damit ist auch die Annahme verbunden, dass Gegenstände nicht »an sich« zugänglich sind, sondern sich erst durch und in Diskursen materialisieren – was allerdings nicht bedeutet, dass ihnen ihre reale Existenz abgesprochen würde. Vielmehr handelt es sich hierbei um eine erkenntnistheoretische Positionierung, die jegliche prädiskursive Existenz der »Dinge an sich« verneint. Hannelore Bublitx bringt dies wie folgt auf den Punkt:

»Etwas wird als Realität eingeführt, indem es zum Gegenstand des Wissens wird. [...] Diskurse sind also nicht einer vorgängigen Ordnung der Dinge begründet, sondern ihre Machtwirkung besteht darin, eine spezifische Ordnung der Dinge hervorzubringen und ihr eine eigenständige Realität zu verleihen.« (Bublitx 2011: 251)

Der realitätserzeugende Charakter von Diskursen konturiert folglich die symbolische Ordnung sozialer Wirklichkeit(en). Diskurse sind somit als »Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen« (Foucault 1981: 74). Wissen und Macht können dabei als zwei Dimensionen des wirklichkeitsgenerierenden und wirkmächtigen Diskurses angesehen werden (vgl. Bublitx 2011). Diese stehen in einem relationalen Wirkungsverhältnis zueinander. Das heißt, Wissenselemente sind zugleich Elemente eines Machtsystems, während Machtmechanismen umgekehrt auf einem diskursiv hervorgebrachten Wissenssystem basieren (vgl. ebd.). Auch Jäger betont diese Wechselwirkung von Macht und Wissen, wenn er Diskurse konzipiert »als Fluß von Wissen bzw. sozialen Wissensvorräten

1 Auch Lisa Gensluckner (2017) betont, dass beispielsweise die Bezeichnung »Kriegskrise« statt »Flüchtlingskrise« einen ganz anderen Gegenstand formiert hätte und damit auch andere Fragen in den öffentlich-politischen Debatten gestellt worden wären.

durch die Zeit, [...] der individuelles und kollektives Handeln und Gestalten bestimmt, wodurch er Macht ausübt« (Jäger 2011: 92).

Hervorzuheben ist an dieser Stelle, dass Diskurse gesellschaftlich funktional sind und bestimmten Zwecken dienen (vgl. ebd.). So wird im weiteren Verlauf der Arbeit noch zu zeigen sein, dass die Bezeichnung »Flüchtlingskrise« in ihrer Notstandsrhetorik sich »als eine höchst effektive politische Strategie« (Hess et al. 2017: 12) herausstellt(e) und unter anderem als Legitimationsgrundlage dient(e), um etwa die massiven Asylrechtsverschärfungen umzusetzen, erneut Grenzübergänge zu »sichern«, das Massengrab im Mittelmeer zu rechtfertigen oder das europäische Projekt der Externalisierung des Grenzregimes voranzutreiben (vgl. ebd.; Hess et al. 2014). Die »Notfall-Politik« wurde so zu einem als notwendig erachteten und als alternativlos konzipierten Modus des Regierens mit dem Ziel zu suggerieren, dass die inszenierte »Flüchtlingskrise« kontrollierbar und regulierbar sei.

Darüber hinaus materialisieren und institutionalisieren sich Diskurse beispielsweise in Form von Gesetzen und bringen spezifische Denk-, Sprech- und Handlungsmuster hervor, die sich wiederum in handlungsleitenden Konzepten niederschlagen (können). Dabei stecken sie auch immer das ab, was Siegfried Jäger und Jens Zimmermann als »Sagbarkeitsfeld« (Jäger/Zimmermann 2010: 106f.) bezeichnen. In diesem wird festgelegt, was zu einem bestimmten Zeitpunkt und in einem bestimmten Kontext sagbar ist und was außerhalb dieses Feldes des Sagbaren liegt. Die diskursive Produktion von Wissen beruht also auf machtvollen Prozessen des Ein- und Ausschlusses eben jener Aussagen, die als »wahr«, und jener, die als »falsch« gelten. (Vgl. Seier 2001)

»Jede Gesellschaft hat ihre eigene Ordnung der Wahrheit, ihre ›allgemeine Politik‹ der Wahrheit: d.h. sie akzeptiert bestimmte Diskurse, die sie als wahre Diskurse funktionieren lässt; es gibt Mechanismen und Instanzen, die eine Unterscheidung von wahren und falschen Aussagen ermöglichen und den Modus festlegen, in dem die einen oder andern sanktioniert werden; es gibt einen Status für jene, die darüber zu befinden haben, was wahr ist und was nicht.« (Foucault 1978c: 51)

Nach Foucault etablieren sich nicht alle Diskurse und die darin erzeugten Wissensformen und -inhalte in gleicher Intensität, da die Möglichkeiten ihrer Streuung unmittelbar mit den bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen zusammenhängen.

Zu unterscheiden ist zwischen hegemonialen Diskursen, die bis auf die Diskursebene des Alltages ihre Wirkung entfalten, und jenen Diskursen, »die nicht öffentlichkeitsrelevant werden« (Yıldız 2009: 34).

Ein Diskurs kann nach Jäger dann als herrschend oder hegemonial bezeichnet werden, wenn Wissen über eine bestimmte Zeit als ein »richtiges Wissen« gilt und sich als ein solches verfestigt und naturalisiert. Dieser Prozess der Etablierung von Wissensbeständen wird durch Institutionen und gesellschaftliche Regelungen gestützt (vgl. Jäger 2009). Die für eine bestimmte Zeit hegemonialen Diskurse bringen bestimmte »Wahrheiten« und »Evidenzen« hervor, die wiederum von Menschen angeeignet und reproduziert werden (vgl. ebd.). Allerdings können dabei mehrere herrschende Diskurse nebeneinander existieren, die sich auch gegenseitig bekämpfen und um die Deutungshoheit ringen. Diskurse sind folglich »dasjenige, worum und womit man kämpft; er [der Diskurs; Anm. d. Verf.] ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht« (Foucault 1991: 11).

Neben dem als »richtig« geltenden (Macht-)Wissen identifiziert Foucault auch jene Wissensarten, die er als »unterworfenen Wissensarten« bezeichnet. Darunter fasst er einerseits historische Inhalte, die verschüttet, »in funktionalen Zusammenhängen oder in formalen Systematisierungen verschleiert« (Foucault 1978b: 60) wurden. Andererseits sind es Wissensarten, die »als nicht sachgerecht oder als unzureichend ausgearbeitet disqualifiziert wurden: naive, am unteren Ende der Hierarchie, unterhalb der erforderlichen Wissens- oder Wissenschaftlichkeitsniveaus rangierende Wissensarten« (ebd.). Die Differenzierung und Hierarchisierung zwischen den unterschiedlichen Wissensarten sind als Resultate von Machteffekten zu verstehen (vgl. Foucault 1992: 60).

Diese Machteffekte und -mechanismen legen nicht nur fest, was als »wahr«, »richtiges« Wissen gilt und im Bereich des Sagbaren liegt, sondern sie strukturieren auch die Subjektpositionen innerhalb eines Diskurses. Damit ist zum einen gemeint, dass die Möglichkeiten, an bestimmten Diskursen zu partizipieren – wie etwa dem nationalen Diskurs, der über Homogenisierungsstrategien die (nationale) Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit festlegt –, begrenzt sind und diese nicht allen Menschen gleichermaßen offenstehen. Diskurse bringen folglich immer sowohl sprechende Subjekte (Zugangsmöglichkeiten) als auch zum Schweigen gebrachte Subjekte (Zugangsbarrieren) hervor:

»Niemand kann in die Ordnung des Diskurses eintreten, wenn er nicht gewissen Erfordernissen genügt, wenn er nicht von vornherein dazu qualifiziert ist. Genauer gesagt: nicht alle Regionen des Diskurses sind in gleicher Weise offen und zugänglich; einige sind stark abgeschirmt (und abschirmend), während andere fast allen Winden offenstehen und ohne Einschränkung jedem sprechenden Subjekt verfügbar erscheinen.« (Foucault 1991: 26)

Andererseits werden Subjekte durch historisch situierte Diskurse auch erst als solche hervorgebracht, indem sie (potenzielle) Positionen für AkteurInnen generieren. Indem Diskurse Macht über Subjekte ausüben, werden aus Individuen Subjekte. Versteht man Diskurse wie in den bisherigen Ausführungen als strukturierende Wissensseinheiten, legt dieses Wissen vorab fest, wie sich Subjekte als eben solche formieren (vgl. Yıldız 2009: 48). Denn Diskurse enthalten Symbole, Bilder, Begriffe und Kategorien, die Subjekte zur Positionierung aufrufen und ansprechen (vgl. Spies 2010). Diese gesellschaftlichen und diskursiv erzeugten Sortierungs- und Ordnungsschemata basieren überwiegend auf dualistisch bzw. binär strukturierten Kategorisierungen (vgl. Lutz/Wenning 2001). Nach Helma Lutz und Norbert Wenning beruht etwa die Kategorie »Geschlecht« auf dem binären Gegensatz Männer/Frauen, die Kategorie »Nation« auf dem Gegensatz Angehörige und Nichtangehörige, und die Kategorie »gesellschaftlicher Entwicklungsstand« stellt eine Moderne dem Traditionellen gegenüber² (vgl. ebd.: 20). Diese binären Oppositionskategorien gehen mit bestimmten Bewertungen und Hierarchisierungen einher (vgl. Bublitz 1999: 35).

Dadurch kommt es laut Hannelore Bublitz »zur Errichtung einer gesellschaftlichen Kultur, die Wissenskategorien als Grundlage gesellschaftlich produzierter Wahrheiten und als Maßstab des gesellschaftlich Legitimen zu Kriterien des Subjektstatus macht« (ebd.: 36). Das »normale« Subjekt wird in dieser binären Ordnungslogik primär über das »abweichende«, »andere« Subjekt konstruiert, wie im folgenden Kapitel weiter ausgeführt wird. Zu betonen ist an dieser Stelle, dass durch die kontinuierliche Wiederholung und (Re-)Produktion dieser »Humandifferenzierungen« (Hirschauer 2014) und -hierarchisierungen die meist unhinterfragten Grunddualismen naturalisiert und ontologisiert werden. Die Ordnung der Dinge erscheint

2 Darüber hinaus verweisen Lutz und Wenning noch auf weitere binär angelegte Differenzkategorien: Ethnizität (*dominante Gruppe/ethnische Minderheit*) – Kultur (*Zivi-lisierte/Unzivilisierte*) – Gesundheit (*Behinderte/Nichtbehinderte*) (vgl. Lutz/Wenning 2001: 20f.).

als natürliche Gegebenheit und deren historisches Gewordensein bleibt im Verborgenen. Sie werden zu rezeptartigen Wissensformen, um soziale Wirklichkeit zu deuten, und (re-)produzieren gleichzeitig eben jene soziale Realität. Damit kommt einem kritischen diskursanalytischen Zugang, wie ihn auch die vorliegende Arbeit favorisiert, die Aufgabe zu, diese gesellschaftlichen Ontologisierungen und Naturalisierungen beständig zu hinterfragen. Andrea D. Bührmann und Werner Schneider (2008) sprechen in diesem Kontext in Anlehnung an Foucault von einer »kritischen Ontologie« (vgl. Bührmann/Schneider 2008: 35f.).

Im Kontext der oben beschriebenen »Subjektformationen«³ kann von einer *diskursiv-normativen Subjektivierungsmacht* gesprochen werden (vgl. von Grönheim 2017: 59). In Folge derer die Individuen durchaus mit unterschiedlichen Subjektpositionen konfrontiert werden, die wiederum widersprüchlich und ambivalent sein können. Allerdings lassen sich diese Subjektpositionen »nicht beliebig wählen, sondern werden durch Diskurse reguliert, zum Beispiel bildet Heterosexualität eine Norm, die schwule Subjektpositionen erschwert.« (Motakef 2014: 394)

Gleichzeitig liegt in diesem Moment des Einnehmens einer Subjektposition, das ein Sprechen im Diskurs überhaupt erst ermöglicht, der (potenzielle) Widerstand und die Subversion gegen dominante Fremdzuschreibungen. Wie bereits erwähnt, sind Menschen durch den Diskurs geprägt, ohne dabei vollkommen von diesem determiniert zu sein. Damit bewegt sich die Entfaltung der Subjekte immer in einem Spannungsfeld zwischen Selbstbestimmung und diskursiver Limitation, zwischen Selbst- und Fremdpositionierung. Diese Möglichkeit des Widerstandes ist für Foucault unmittelbar mit Macht verwoben, wobei die Formen des Widerstandes vielfältig ausfallen können: »Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. Und doch oder vielmehr

3 Rudolf Leiprecht zieht den Begriffen »Subjektivierung«, »Subjektbildung« und »Subjektwerdung« den Begriff »Subjektformationen« vor. Während die drei ersten Begriffe den Entstehungsprozess betonen und dadurch suggerieren, es gäbe einen Zeitpunkt, an dem ein menschliches Individuum noch *kein* Subjekt sei, betont der Begriff der Subjektformationen jene »Prozesse, in denen individuelle Subjekte auf machtvoller Weise in eine »bestimmte Form« gebracht wurden oder gebracht werden sollen.« (Leiprecht 2014: 261) Sie sind folglich schon immer Subjekt und nicht Objekt. Gleichzeitig wird nach Leiprecht durch den Begriff der Subjektformation die Aufmerksamkeit stärker auf die komplexen und widersprüchlichen Zusammensetzungen von Formationen und Formierungen, die an menschliche Subjekte herangetragen werden, gerichtet (vgl. ebd.).

gerade deswegen liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht.« (Foucault 1977: 117)

Hier wird deutlich, dass Foucault Subjekte zwar als Produkt der diskursiven Machtkonstellationen, diese aber nicht vollkommen den Diskurszwängen unterlegen sieht. Subjekte sind durchaus fähig, sich gegenüber den herrschenden Verhältnissen und Zuschreibungen widerständig zu verhalten (vgl. ebd.: 117f.). Nach Hartmut Krauss ist ein Subjekt immer auch ein tätiges Subjekt und als »eigensinnig-selbsttätiges, aktiv auswählendes, bewertendes, abwehrendes, synthetisierendes und ausbalancierendes Wesen« (Krauss 2002: 107) zu verstehen. Subjekte treten also in ein relationales Verhältnis mit den sich wandelnden und historisch situierten Diskursen und Praktiken ein und sind dadurch in der Lage, diese zu unterlaufen und zu verändern (vgl. Yıldız 2009).

Auf dieses Möglichkeitspotenzial des Widerstandes gegen dominante Deutungen und Zuschreibungen, die, wie bisher gezeigt wurde, als diskursiver Macht-Wissens-Komplex verstanden werden können, wird im folgenden Kapitel näher eingegangen. Dabei wird nicht nur der Möglichkeitsraum für widerständige Praktiken ausgelotet, sondern es werden auch die damit verbundenen Risiken und Ambivalenzen thematisiert.

3.2 Widerständige Praktiken in rassistischen Verhältnissen

»Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt drauf an, sie zu verändern.« (Karl Marx, 11. Feuerbach-These)

Im vorangegangenen Kapitel wurden Diskurse als Macht-Wissens-Komplex sichtbar gemacht. Es wurde gezeigt, dass Diskurse Wissens- und Denkkordnungen hervorbringen, die Menschen mit mehreren Subjektpositionen konfrontieren. Diese können angeeignet, eingenommen oder modifiziert werden. Das Subjekt kann sich widerständig und kritisch gegenüber diesen Zuschreibungen verhalten, ohne dabei unabhängig von diesen zu agieren. Es kann in eine aktive Auseinandersetzung mit ihnen treten, sich in ein Verhältnis zu ihnen setzen oder Widerstand dagegen leisten. Um diese Möglichkeitsräume für widerständige Praktiken nicht zu romantisieren und dadurch das »widerständige Subjekt« zu heroisieren, müssen auch die damit verbundenen Risiken miteinbezogen werden, und das in doppelter Hinsicht: Zum einen sind die Gefahren mitzudenken, die mit widerständigen Praktiken in

risikoreichen Verhältnissen einhergehen; und zum anderen kann die Thematisierung von Widerstand aus wissenschaftlicher Perspektive als solche (auch) problematische Effekte nach sich ziehen, wie im Folgenden gezeigt wird.

Widerständige Praktiken »auf eigene Rechnung«

In Foucaults Verständnis von Macht ist das Konzept des Widerstandes, wie mittlerweile deutlich wurde, bereits angelegt. Widerstand liegt dabei allerdings nie außerhalb der Macht, sondern stellt vielmehr eine Bedingung für diese dar (vgl. Seier 2001: 102). Dabei unterscheidet Foucault zwischen Macht einerseits und Herrschaft andererseits. Machtverhältnisse sind für ihn ubiquitär und spannen sich wie ein Netz über die gesamte Gesellschaft. Dadurch verfügen grundsätzlich alle in einer Gesellschaft lebenden Menschen über ein gewisses Machtpotenzial, dessen Ausmaß und Wirkungsweisen höchst unterschiedlich ausfallen. Im Gegensatz dazu spricht Foucault von Herrschaft oder Gewaltverhältnissen⁴, »wenn aufgrund der ungleichen Verteilung von Macht Menschen über Menschen bestimmen und sie z.B. ausgrenzen und ausbeuten können« (Jäger 2009: 129f.; vgl. auch Foucault 1987: 254f.).

Mit mehr oder weniger Macht ausgestattet ist dem Subjekt ein Widerstandspotenzial gegen dominante Fremdzuschreibungen und -beschreibung- en immanent. Allgemein wird allerdings davon ausgegangen, dass die Möglichkeit des Widerstandes gegen die herrschende Ordnung und das bestehende hierarchische Repräsentationssystem darin begründet liegt, dass Macht- und Herrschaftsverhältnisse nie absolut oder total sind, sondern es »immer Sprünge, Risse [gibt], die zu Geburtsstätten von Veränderung werden können« (Grossberg 1999: 61).

Widerständige Praktiken können sich in vielfältigen Formen äußern und in ihrer Intensität sowie zeitlichen Dauer stark variieren. Sie lassen sich als kritische und reflexive Auseinandersetzung mit bestehenden Verhältnissen verstehen, die, mit Foucault gesprochen, als »die Kunst, nicht regiert zu werden, bzw. die Kunst, nicht auf diese Weise und um diesen Preis regiert zu werden« (Foucault 1992: 12), bezeichnet werden können. Die verschiedenen Formen des Widerstandes, etwa widerständiges Sprechen oder widerständiges Handeln, sind dabei in risikoreiche Verhältnisse verstrickt (vgl. Scharithow 2014). Daher kann die Rekonstruktion individueller oder kollektiver

4 Machtverhältnisse schließen den »Gebrauch von Gewalt« dabei nicht aus. Diese ist nur nicht »ihre Grundlage oder Natur« (Foucault 1987: 254).

Widerstandspraktiken mit den damit verbundenen Risiken letztlich nur aus dem empirischen Material selbst generiert werden.

Wenn man diese Einsichten auf die vorliegende Studie überträgt, erscheinen Menschen mit FluchtMigrationserfahrungen – wie alle anderen Menschen auch – als AkteurInnen und keinesfalls, in einer viktimisierend-reduktionistischen Sichtweise, als den bestehenden Verhältnissen passiv ausgeliefert. Selbst unter widrigsten Bedingungen und Umständen sind sie agierende und intervenierende Personen, die sich Räume der Selbstpositionierung erschließen. Dennoch zeichnen sich die als risikoreich bezeichneten Verhältnisse, in denen FluchtMigrierende agieren, durch einige Spezifika aus, die den Möglichkeitsraum für widerständige Praktiken äußerst eng und ambivalent werden lassen. Auch hier scheint die Idee des subjektiven Möglichkeitsraumes nach Klaus Holzkamp hilfreich, um ein differenziertes Verständnis dessen zu generieren, wie Widerstand individuell ausgestaltet werden kann und gleichzeitig immer schon in gesellschaftliche Verhältnisse eingebettet ist. Dabei ist vor allem Holzkamps Unterscheidung zwischen einem *personalen* und *situationalen* Pol des subjektiven Möglichkeitsraumes relevant: Während der personale Pol nur durch die biographischen Erzählungen der einzelnen Menschen zugänglich wird und damit höchst individuell ist, können bezüglich des situationalen Poles (siehe Kapitel 2.2) einige Aussagen getroffen werden, die sich (vorsichtig) verallgemeinern lassen, wobei die subjektive Interpretation und Wahrnehmung dieser Bedingungen wiederum nur aus dem Einzelfall rekonstruierbar sind. In der aktuellen Situation und in ihrem jeweiligen soziogesellschaftlichen Kontext betrachtet (situationaler Pol), sind die Lebensbedingungen von FluchtMigrierenden, wie in fast allen Gesprächen deutlich wird, durch die »Normalität des Rassismus« in der Dominanzgesellschaft geprägt. Rassismus als strukturierendes Element gesellschaftlicher Verhältnisse stellt dabei ein risikoreiches Verhältnis dar und macht Widerstand zu einem ambivalenten Unterfangen (auch) für FluchtMigrierende. Die Konsequenzen, wie etwa sich wiederholende Verletzungen oder Ausgrenzungserfahrungen, tragen die Menschen selbst, weshalb man von widerständigen Praktiken »auf eigene Rechnung« sprechen kann.

Auf diese Gefahren verweist auch Wiebke Scharathow (2014) in ihrer Studie »Risiken des Widerstandes«, in der sie sich mit Jugendlichen und ihren Rassismuserfahrungen sowie den riskanten Umgangsformen mit diesen vor dem Hintergrund ungleicher Machtverhältnisse auseinandersetzt. Zwar beziehen sich ihre Untersuchungen auf die Institution Schule, allerdings lassen

sich diese Ergebnisse auch auf andere gesellschaftliche Bereiche und Institutionen übertragen. Rassismus definiert Scharathow dabei als

»[...] ein System von Diskursen und Praktiken der Unterscheidung und Bedeutungszuschreibung mit herabwürdigenden, diskriminierenden sowie Diskriminierung legitimierenden und plausibilisierenden Effekten [...], die in ein binäres Repräsentationssystem eingelassen sind, in dem zwischen einem konstruierten nationalen, kulturellen, rassialisierten und/oder religiösen ›Wir‹ und einem entsprechenden ›Nicht-Wir‹, zwischen Zugehörigkeit und Andersheit, Normalität und Abweichung in Migrationsgesellschaften wirkmächtig unterschieden und so eine symbolische und soziale Ordnung hergestellt und legitimiert wird, die auf das Zusammenleben und Interagieren von Menschen einwirkt.« (Scharathow 2014: 47)

Hinzuzufügen ist, dass Rassismus eine gesellschaftliche Funktion erfüllt und als ein sozialer »Platzanweiser« verstanden werden muss, durch den der Zugang zu gesellschaftlich relevanten Positionen und (materiellen wie immateriellen) Ressourcen reguliert wird. Das Ordnungsprinzip, das Rassismus unter anderem kennzeichnet, basiert auf der binär angelegten Differenz zwischen einem imaginierten »Anderen« und einem davon separat gedachten »Wir«, das im Falle von FluchtMigrierenden kontextspezifisch national oder europäisch kodiert wird. Ein solches Regime der (Nicht-)Zugehörigkeit ist nach Birgit Rommelspacher »eine der zentralen Formen, in dem sich Rassismus im Alltag wie auch in den Institutionen und in der Politik durchsetzt« (Rommelspacher 2009: 31). Wie noch gezeigt wird, handelt es sich hierbei um ein historisch gewachsenes Repräsentationssystem westlicher Gesellschaften, das eine lange Tradition hat und als Macht-Wissens-Komplex tief in den gesellschaftlichen Strukturen verankert ist.

Zygmunt Bauman merkt an, dass »alle Gesellschaften Fremde produzieren, jedoch jeder Gesellschaftstyp produziert seine eigene Art von Fremden auf eigene unnachahmliche Weise« (Bauman 1999: 17). Diese Aussage veranschaulicht, wie national zentrierte Ideologien funktional werden und welche Macht bestimmte Deutungen besitzen, die Menschen, die Grenzen überschreiten, zu *Anderen*, zu *Fremden* machen. Diese Deutungen, die sich zu bestimmten Mythen und Figuren verdichten, symbolische Ordnung schaffen und sich als Normalität etablieren, gilt es zu erforschen und zu verstehen, abzuwehren und zu kontrollieren, zu nutzen und zu integrieren (vgl. Yıldız

2017a; De Genova 2017; Sassen 2008; Beck-Gernsheim 2004).⁵ »In der diskursiven Formierung der Flüchtlingsfigur wird eine Differenz konstruiert, die wiederum naturalisiert wird« (Yıldız 2017a: o.A.) (*ontologischer Dualismus*). Die darunter subsumierten Menschen werden als homogene Gruppe zusammengefasst und dem »Eigenen« aufgrund kultureller, religiöser und/oder ethnischer Unterschiede als grundsätzlich verschieden und unvereinbar gegenübergestellt. Dabei werden die erzeugten Differenzen zugleich in eine hierarchisch strukturierte Beziehung gebracht. Nach Rommelspacher kennzeichnen die vier Elemente Naturalisierung, Homogenisierung, Polarisierung und Hierarchisierung das Inventar des Rassismus als gesellschaftliches Verhältnis (vgl. Rommelspacher 2009).

Dieses Verhältnis kann nach Paul Mecheril (2007) aus drei Gründen als »Normalität« bezeichnet werden. Erstens produziert rassistisches Wissen Normalitäten, indem, wie bereits beschrieben wurde, ein gesellschaftliches Ordnungssystem konstituiert wird und die erzeugten Kategorien sich als Normalität etablieren; gleichzeitig greift rassistisches Wissen auf bereits vorhandene Normalitätsvorstellungen zurück, legitimiert und (re-)produziert diese. Zweitens kann insofern von der »Normalität des Rassismus« gesprochen werden, als rassistische Diskriminierungen und Zuschreibungen für die davon Betroffenen oftmals zur alltäglichen Lebensrealität gehören. Und drittens ist durch jene Alltäglichkeit sowie durch die Dauerhaftigkeit des Rassismus und seine Legitimationsfunktion für bestehende Über- und Unterordnungsverhältnisse ein gewisser Gewöhnungseffekt eingetreten: »Berichte über rassistische Vorkommnisse gehören zur ›Normalität‹, wir haben uns an sie gewöhnt, auch mit dem Effekt einer gewissen Abstumpfung und achselzuckenden Zurkenntnisnahme« (Mecheril 2007: 3).

Als gesellschaftliches Verhältnis, das auf sozialen Konstruktionen beruht, geht Rassismus mit massiven realen Konsequenzen für die Menschen einher, die in diesen Verhältnissen leben und versuchen, ihr Leben zu gestalten (vgl. Scharathow 2014). Diese werden allerdings unterschiedlich wahrgenommen, erlebt und gedeutet. Widerständiges Handeln und/oder Sprechen gegen dieses dominante Repräsentationssystem von (Nicht-)Zugehörigkeitsverhältnissen ist, wie bereits angedeutet, durchaus risikoreich und kann insofern als

5 In Anlehnung an Hartmut M. Giese kann auch von der Produktion eines »gläsernen Flüchtlings« gesprochen werden, dessen Lebenswelt durch die zunehmende Generierung von Wissen über den Flüchtling zusehends kolonialisiert und vereinnahmt wird (vgl. Giese 1984b).

Widerstand »auf eigene Rechnung« bezeichnet werden, da die damit einhergehenden Konsequenzen das widerständige Subjekt selbst trägt. Scharathow sieht das Risiko, sich widerständig gegenüber der »Normalität des Rassismus« zu verhalten, vor allem in der marginalisierten Positionierung der als »anders« Konstruierten sowie in dem »reduktionistische[n], gesellschaftlich aber weiterhin als ›wahr‹ akzeptierten[n] Wissen zu Rassismus« (ebd.: 421).

Die dominante Vorstellung rassistischer Handlungen als intendierte individuelle Handlungen rückt die Frage nach den Absichten und Motiven jener Personen in den Mittelpunkt, deren Verhalten diskriminierende, rassistische Effekte hat (vgl. Scharathow 2014). Bagatellisierende und negierende Reaktionen auf das Thematisieren von Rassismus(-erfahrungen), wie etwa »Das war doch nicht so gemeint!«, »Das hast du falsch verstanden!«, lassen solche Erfahrungen quasi als nichtexistent erscheinen und bringen die Personen in eine Beweispflicht, die mit einer »Legitimationspflicht« für die angebrachte Beschwerde einhergeht (vgl. ebd.).

Ein weiteres Risiko der Thematisierung von Rassismuserfahrungen, das mit ambivalenten Effekten einhergehen kann, sieht Scharathow hinsichtlich der eigenen Verortung beim Zur-Sprache-Bringen von Diskriminierungserfahrungen »sowohl in den unmittelbaren sozialen Beziehungen als auch innerhalb der gesellschaftlichen sozialen Ordnung« (ebd.: 421). Die Gefahr besteht darin, dass der Hinweis auf die eigene prekäre oder ausgegrenzte Positionierung diese zum einen selbst (erneut) vergegenwärtigt und der Status als vermeintlicher »Anderer« reproduziert wird. Damit verbunden ist ein »Verletzungs- und Prekarisierungspotenzial« (ebd.) durch die Wiederholung und Auseinandersetzung mit bestehenden Unterdrückungs- und Ungleichheitsverhältnissen. Darüber hinaus wird den Subjekten in solchen Situationen mitunter bewusst, wie marginal ihre Möglichkeiten sind, diese Ungleichheitsverhältnisse zu beeinflussen und zu verändern (vgl. ebd.).

Ein Beispiel für derartige widerständige und kreativ ausgestaltete Praktiken, die aber durchaus auch mit widersprüchlichen und teilweise kontraproduktiven Effekten einhergehen, ist jene der Selbstethnisierung. Sie kann als eine strategische Reaktion auf strukturelle Diskriminierungsformen und gesellschaftliche Machtverhältnisse gelesen werden. Dazu meint etwa Vladimir Wakounig: »Ethnizität wird zu einer wichtigen Ressource, auf die zurückgegriffen wird, wenn es gilt, politische Strategien der Abwehr gegen weitere Marginalisierung und Diskriminierung zu entwickeln« (Wakounig 2008: 124f.). Bei der Selbstethnisierung wird die kontinuierliche Fremdzuschreibung als »ethnisch Anderer«, die Erol Yıldız in Anlehnung

an den foucaultschen Macht-Wissens-Komplex treffend als Ethnizitätsdispositiv (Yıldız 2013) bezeichnet, angeeignet und subversiv umgedeutet. Diese Neuidentifikation und -definition der Fremdzuschreibung kann als eine Strategie verstanden werden, die den zugeschriebenen Merkmalen alternative Erzählungen und Gegenbilder zu dominanten Deutungen entgegensetzt. Die ethnisierten Kategorien werden zu eigen gemacht, indem sie anders ausgefüllt werden. Gleichzeitig läuft diese Form des Widerstandes als Gegenstrategie auch Gefahr, die dominante binäre Differenzlogik (»Wir und die Anderen«) zu reproduzieren und die Positionierung als vermeintlich »Anderer« zu zementieren, wenn etwa auf die national kodierte soziale Zugehörigkeitsordnung rekurriert wird. Allerdings ist das darin liegende subversive Widerstandspotenzial, das sich kategoriale Zuschreibungen aneignet, neu und kreativ umdeutet und das somit hegemoniale Normalitätsvorstellungen verschiebt, vielversprechend vor dem Hintergrund eingengter Handlungsräume.

Darüber hinaus gestaltet es sich oft als problematisch, wenn sich Menschen mit FluchtMigrationserfahrung explizit gegen Fremdzuschreibungen auflehnen, sich dazu oppositionell positionieren und auf rassistische Praktiken hinweisen, weil sich viele von ihnen in (materiellen und immateriellen) Abhängigkeitsbeziehungen zu Behörden und insgesamt zu Mitgliedern der Dominanzgesellschaft wiederfinden. Zu nennen sind hier etwa Asylverfahren (sowie die darin agierenden EntscheidungsträgerInnen) und finanzielle Abhängigkeiten aufgrund der Diskriminierung am Arbeitsmarkt, aber auch die verbreitete Erwartungshaltung, die explizit oder implizit Dankbarkeit und Demut seitens der FluchtMigrierenden voraussetzt. Wie noch gezeigt wird, kommt dabei der Konstruktion des »Flüchtlings« als hilfsbedürftiges Opfer eine entscheidende Funktion zu, legitimiert diese doch die paternalistische Beziehungskonstellation zwischen dem helfenden »Retter« und dem »zu rettenden Flüchtling«.

Nicht zuletzt aber wird eine kritische Auseinandersetzung mit rassistisch konnotierten Ausgrenzungspraktiken erschwert durch die kontinuierliche Erzeugung von Angst und Unsicherheit bezüglich des »rechtmäßigen« Aufenthaltes im Ankunfts-kontext sowohl auf rechtlicher als auch auf gesellschafts-politischer Ebene. Diese diskursiv erzeugten Unsicherheiten, die mit realen Konsequenzen für die Menschen einhergehen, überlappen sich mit dem Integrationsparadigma, das in einem System »organisierter Desintegration« (Täubig 2009) kontinuierliche Anpassungsleistungen von FluchtMigrierenden einfordert, die sich aus dem unsicheren Aufenthalt eine legitime und »gu-

te Bleibeperspektive«⁶ erarbeiten müssen. Aus einer neoliberalen Logik heraus scheint unter dem Leitsatz »Integration durch Leistung« zumindest die Chance gegeben zu sein, sich eine Existenz im Ankunfts-kontext verdienen zu können. Die Paradoxie der Anforderung an jene Personen, die einerseits aufgrund ihres rechtlichen und sozialen Status weder uneingeschränkten Zugang zum Arbeitsmarkt noch zu anderen Regeleinrichtungen haben und andererseits gesellschaftlich teilnehmen und sich »integrieren« sollen, ist an dieser Stelle deutlich hervorzuheben.

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, dass der Handlungsspielraum für Widerstand in risikoreichen und machtvollen (rassistischen) Verhältnissen durchaus ambivalent und herausfordernd ist und sich als außerordentlich eng erweist. Trotz alledem entwickeln Menschen in diesen Verhältnissen (widerständige) Handlungs- und Umgangsweisen mit Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen, die im empirischen Teil dieser Arbeit anhand der individuellen Fallportraits näher in den Blick genommen und auf Grundlage der Erzählungen der befragten Personen rekonstruiert werden.

Allerdings ist nicht nur die Problematisierung von Marginalisierungs- und Diskriminierungserfahrungen seitens der Subjekte mit Risiken verbunden, sondern auch die Thematisierung von Widerstand auf wissenschaftlicher Ebene birgt Gefahren, die im Folgenden kurz skizziert werden.

Widerstand als Gegenstand und Ziel wissenschaftlicher Auseinandersetzung

Widerstand und widerständige Praktiken sind, wie bereits beschrieben, höchst individuell und richten sich einerseits nach dem jeweiligen subjektiven Möglichkeitsraum der Menschen bei der Bewertung und Deutung der

6 Der Begriff »Bleibeperspektive« ist äußerst umstritten. Die Idee ist es, Menschen nach Herkunftsländern zu separieren: in jene, die eine »gute« Bleibeperspektive haben, und jene, denen eine »schlechte« Bleibeperspektive, etwa aufgrund der Flucht aus einem »sicheren Herkunftsstaat«, zugestanden wird. Daran gekoppelt ist etwa der Zugang zu Integrationskursen, die nur Menschen mit »guter« Bleibeperspektive offenstehen. Der Ausschluss von sozialer Teilhabe oder auch Abschiebungen werden zunehmend mit dem Argument der Bleibeperspektive legitimiert. Eine individuelle Prüfung des einzelnen Falles und der Gründe für eine Flucht, wie es das Asylgesetz vorsieht, ist damit nicht mehr gegeben.

eigenen Rahmenbedingungen – die immer schon gesellschaftliche Rahmenbedingungen sind –, andererseits auch nach den eigenen biographischen Erfahrungen und dem bisherigen Umgang mit Rassismus. Die Gefahr, die im Kontext einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dieser Thematik besteht, liegt unter anderem darin, ein verengtes und staatszentriertes Verständnis von Widerstand zu vertreten. Darauf verweist auch Cristina Yurena Zerr, wenn sie schreibt:

»Unser Begriff des ›Widerstands‹ ist von einem westlichen Verständnis geprägt und wird meist innerhalb eines staatlichen Rahmens gedacht. Um Widerstand zu leisten, muss ein Mensch der vorherrschenden Auffassung zufolge erst Teil einer politischen Gemeinschaft sein. Die Staatsbürger*innenschaft stellt dabei oftmals die Eintrittskarte dar, damit ›legitimer‹ Widerstand geleistet werden kann – zum Beispiel durch die Ausübung des Rechts auf Meinungsfreiheit mit der Teilnahme an einer Demonstration, der [sic!] Gründung einer politischen Partei etc. Als Konsequenz ergibt sich daraus, dass Widerständigkeiten, die aus dieser Norm herausfallen, weder gesehen noch anerkannt werden.« (Zerr 2015: o.A.)

Zudem handelt es sich bei dem Begriff des Widerstandes um ein normativ und historisch aufgeladenes Konzept, das sich in stetigem Wandel befindet und dadurch schwer zu fassen ist. Da Widerstand untrennbar mit Machtverhältnissen verbunden ist und diese in einer globalisierten Weltgesellschaft nicht mehr ausschließlich nationalstaatlich organisiert sind, wird Widerstand gegen bestehende Macht- und Herrschaftsordnungen zunehmend komplexer und undurchsichtiger (vgl. Daase 2014). Auch Foucault weist auf die vielfältige Gestalt und Ausformung von widerständigen Praktiken hin:

»Darum gibt es im Verhältnis zur Macht nicht den einen Ort der Großen Weigerung – die Seele der Revolte, den Brennpunkt der Rebellionen, das reine Gesetz des Revolutionärs. Sondern es gibt einzelne Widerstände: mögliche, notwendige, unwahrscheinliche, spontane, wilde, einsame, abgestimmte, kriecherische, gewalttätige, unversöhnliche, kompromissbereite, interessierte oder opferbereite Widerstände, die nur im strategischen Feld der Machtbeziehungen existieren können.« (Foucault 1977: 117)

Allerdings greift ein Verständnis von Widerstand im Kontext von FluchtMigrierenden, das diesen ausschließlich als individuellen Akt konzipiert, deutlich zu kurz und missachtet das politische Machtpotenzial kollektiver Wider-

stände, wie sie sich etwa im »langen Sommer der Migration«⁷ (Hess et al. 2017) formiert haben.

»Die Mobilisierung tausender Menschen, die sich Anfang September 2015 zu Fuß auf den Weg Richtung österreichische Grenze machten, nachdem sie zuvor wochenlang nahezu ohne Versorgung auf dem Budapester Ostbahnhof Keleti festgesessen hatten, war ein kollektiver politischer Akt, dem tagelange logistische Planung und soziale Organisation vorausgegangen sind. Mehr noch: Im march of hope ließen sich die politischen Praktiken und Erfahrungen der Akteure des Arabischen Frühlings und vieler Kämpfe der Migration wiedererkennen.« (Hess et al. 2017: 20)

Aber auch vor 2015 gab es immer wieder kollektive Vereinigungen, die von Geflüchteten gegründet wurden und sich für eine menschenwürdige Behandlung einsetzen. Als Beispiel ist hier die Karawane für die Rechte der Flüchtlinge und MigrantInnen anzuführen, die als gemeinnütziger Verein bereits seit 2008 Demonstrationen und Proteste organisiert, um politischen Widerstand gegen die zunehmenden Einschränkungen der Rechte von FluchtMigrierenden zu leisten. Auch der Zusammenschluss von geflüchteten AktivistInnen im Rahmen der Refugee Tent Action, die 2012 von Bayern aus in ganz Deutschland an Einfluss gewannen und neben Protestmärschen auch Hungerstreiks und öffentliche Kundgebungen organisierten, stellt eine Form des kollektiven Widerstandes dar. Für Österreich ist in diesem Zusammenhang das Refugee Protest Camp Vienna zu nennen, zu dessen Gründung es 2012 im Erstaufnahmезentrum Traiskirchen durch mehrere AktivistInnen kam. Öffentliche Aufmerksamkeit erhielten diese vor allem durch ihren Marsch nach Wien im Dezember 2012, bei dem einige von ihnen die Votivkirche besetzten, um ihre Forderungen öffentlich wirksam zu artikulieren.

Im Fokus der vorliegenden Arbeit stehen allerdings nicht kollektive und politisch-organisierte Formen des Widerstandes, sondern individuelle widerständige Alltagspraktiken, die nicht selten bestehende Normen neu besetzen,

7 Der Ausdruck »langer Sommer der Migration« bezieht sich auf die Ereignisse im Sommer 2015, als das europäische Grenz- und Migrationsregime in sich zusammenbrach. Tausende Menschen überquerten damals die Grenzen in der EU. Unter dem beharrlichen Druck der FluchtMigrationsbewegung kam es am 05.09.2015 zur offiziellen Grenzöffnung in Österreich und Deutschland. Weitere Ausführungen dazu finden sich bei Hess et al. 2017.

verschieben und subversiv unterlaufen, um Räume für Selbstpositionierungen und -definitionen zu erschließen. Davon sind Formen des kollektiven und politisch organisierten Widerstandes jedoch nicht völlig ausgeschlossen, wie auch in einigen Interviews deutlich wird.

Widerstand wird in dieser Arbeit also – das soll an dieser Stelle festgehalten werden – als relationales Handeln verstanden, das nicht aus sich selbst heraus erklärbar ist. Der Begriff gewinnt seine Bedeutung demnach erst, wenn widerständiges Handeln in Beziehung zu den einzelnen Individuen, ihren subjektiven Möglichkeitsräumen und den Zielobjekten, gegen die es sich richtet, gesetzt wird. Daher werden konkrete widerständige Praktiken und deren subjektiver Sinn- und Deutungsgehalt erst durch die Erzählungen der befragten Personen zugänglich. Widerständige Praktiken werden also tendenziell als offenes und sensibilisierendes Analyseinstrument verstanden, um der Verschiedenheit der Subjekte, deren Kämpfen und der Ausformung ihres jeweiligen Widerstandspotenzials Rechnung zu tragen. Allerdings ist ein derartig weites Verständnis des Widerstandsbegriffes, das es erlaubt, Widerstand überall dort zu sehen, wo man nur genau hinschaut, ebenfalls nicht unproblematisch. Ein inflationärer Gebrauch von Widerstand führt nämlich zu einer inhaltlichen Entwertung des Begriffes und »zu methodischen Problemen und analytischen Unschärfen« (Noack 2016: 11) des selbigen. Im Weiteren wird aus einer praxistheoretischen Perspektive von widerständigen Praktiken und Widerständigkeiten gesprochen, die verstanden werden als »eine kreative und produktive Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Existenzbedingungen, [...] als ein aktiver Prozess, in dem der Lebenspraxis Sinn und Bedeutung verliehen wird« (Scherr 2013: 8).

Neben der Gefahr eines einerseits verengten und andererseits allzu weiten Verständnisses von Widerstand läuft eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem immer auch Gefahr, das widerständige Subjekt zu romantisieren und heroisieren. Vor der Überhöhung subjektiver Praktiken »als Garant für Subversion« (Karakayalı/Tsianos 2007: 15) von FluchtMigrantInnen warnt etwa die Forschungsgruppe Transit Migration. Zugleich betont sie die produktive Dimension staatlichen Handelns im Kontext des Migrations- und Grenzregimes, das als dynamische, sich wandelnde Reaktion auf (dynamische, sich wandelnde) Praktiken der Migration verstanden werden muss (vgl. Bojadžijev/Karakayalı 2007: 204). Migrationspolitiken und Migrationsbewegungen werden in diesem Verständnis, wie bereits weiter oben ausgeführt, als sich gegenseitig bedingende Kräfteverhältnisse gelesen. Die dabei eingenommenen Perspektiven betonen ein Verständnis von FluchtMigration

als sozialer Bewegung, indem sie »den Exodus, die Flucht, die Migration als kraftvolle Abstimmung mit den Füßen und als Selbstermächtigungsstrategie für ein besseres Leben in den Mittelpunkt der Analyse stellen« (Hess/Tsianos 2004: 12). Kritik an diesem Ansatz kommt unter anderem von der Karawane für die Rechte der Flüchtlinge und MigrantInnen, die in der Betonung des Widerstandspotenziales und der These der »Autonomie der Migration« die Gefahr sehen, dass »der Horror und die Gründe der Flucht unerwähnt bleiben« (iz3w 2005: 20). Diese Kritik teilend, schlagen Martina Benz und Helen Schwenken vor, von einer »Eigensinnigkeit der Migration« zu sprechen. Dadurch wird es möglich, den »überschüssigen und nicht staatlich zu regulierenden Anteil von Migrationsbewegungen« (Benz/Schwenken 2005: 363) einzufangen, »ohne dabei eine Autonomie zu behaupten« (ebd.).

Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit widerständigen Praktiken im Kontext von FluchtMigration steht folglich vor der Herausforderung, sich mit diesen auseinanderzusetzen, ohne dabei die Zwänge, Ausbeutung und Marginalisierung zu verschleiern. Dazu gehört auch die Thematisierung der komplexen Verstrickungen der jeweiligen Ankunftsländer im Globalen Norden in postkoloniale Ungleichheitsverhältnisse – in die ich als weiße privilegierte Wissenschaftlerin unabdingbar mit verstrickt bin –, die oftmals als Ursache für FluchtMigration verstanden werden müssen. Der Slogan der Flüchtlingsorganisationen Karawane und The Voice in Deutschland, »Wir sind hier, weil ihr unsere Länder zerstört«, bringt diese Notwendigkeit auf den Punkt. Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen ihre Herkunftskontexte verlassen haben bzw. verlassen mussten, werden immer *auch* zu Opfern struktureller, gesellschaftlicher und postkolonialer Zwänge und Machtverhältnisse. Diese teils traumatisierenden Erfahrungen dürfen bei der Betonung widerständiger Praktiken im akademischen Kontext nicht zugunsten der Überbetonung von Handlungsmacht negiert werden.

Gleichzeitig ist die Tendenz zur Viktimisierung im aktuellen FluchtMigrationsdiskurs als »eine machtvolle diskursive Struktur [zu verstehen], deren Effekte für die Betroffenen höchst problematisch sind« (Seukwa/Niedrig 2010: 182). Daher wird davon ausgegangen, dass sowohl das Sprechen über widerständige Praktiken mit Risiken verbunden ist – wenn etwa Leiderfahrungen bei der Überbetonung von widerständigem Handeln nahezu vollständig negiert werden –, als auch das Verschweigen oder Negieren dieser höchst problematisch ist, weil es Menschen zu hilflosen Opfern äußerer Umstände stilisiert. Die Konsequenz aus diesen Überlegungen kann nur sein, die vielfältigen Formen subjektiver Bewältigungsstrategien und widerständiger Prakti-

ken hervorzuheben sowie die damit verbundenen Risiken und Leidenserfahrungen ernst zu nehmen und in die Analyse miteinzubeziehen. *Beide* Perspektiven müssen also zentraler Bestandteil der Analyse sein, um weder potenzielle Handlungsmacht überzubetonen, noch einen viktimisierenden Essentialismus zu betreiben.

Diese Form einer alternativen Wissensproduktion, die ausgehend von den biographischen Selbstpositionierungen der fluchtmigrierten Menschen und im Diskurs *mit* ihnen generiert wird, versteht sich selbst als ein widerständiges und gegenhegemoniales Projekt. Damit wird Widerständigkeit nicht nur zum Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzung, sondern vielmehr zum Ziel eben jener. In Anlehnung an postmigrantische Ansätze geht es, wie Erol Yıldız pointiert formuliert, darum, die »Geschichten aus der Perspektive und Erfahrung von Migration zu erzählen und dabei marginalisiertes und weithin ignoriertes Wissen sichtbar zu machen« (Yıldız 2017: 22). Diese Perspektivenverschiebung, weg von der dominanten Blickrichtung hin zu einer Perspektive der Migration, versteht Yıldız selbst als eine solch »widerständige Praxis« (ebd.). Damit ist wissenschaftliches Schreiben gleichzeitig immer schon ein politischer Akt, dessen Ziel es ist, hegemoniale Deutungs- und Wahrnehmungsmuster zu irritieren und zu dekonstruieren.

Dabei kann Forschung nie neutral sein. Jede Forschungspraxis impliziert eine politische Haltung und favorisiert dabei eine bestimmte Deutung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Die Erzeugung von Wissen über ein Phänomen ist zudem eingebunden in epistemische Machtkämpfe um Deutungshoheiten. Letzteres betont auch Adele Clarke und plädiert dafür, die Konzeption des Wissenschaftlers⁸ als »bescheidenen Zeugen«⁹, der auf einem positivistischen Wissenschaftsverständnis basierend vermeintlich objektive Erkenntnisse generiert, durch die Figur eines »unbescheidenen Zeugen« zu ersetzen:

»In Wirklichkeit müssen wir unbescheidene Zeugen werden, zugestandene verkörperte Wissende, und neue, ja radikale Vorstellungen davon produzie-

8 Clarke spricht aufgrund der historischen, androzentristischen Gegebenheiten im 16. Jahrhundert nur in der männlichen Form.

9 Clarke sieht diese historisch gewachsene Figur des Wissenschaftlers als »bescheidenen Zeugen« in der Verschiebung von religiösen zu westlichen wissenschaftlichen Formen der Produktion von Wissen, die sie im 16. Jahrhundert verortet: »Der neue Held der Renaissance ist vielmehr eine fabrikneue weiße männliche Figur – der bescheidene Wissenschaftler. [...] Der bescheidene Zeuge erscheint persönlich unaufdringlich, ausgeglichen und daher unvoreingenommen.« (Clarke 2012: 63)

ren, was gewusst werden kann und sollte. Die Heterogenität der Perspektiven abzubilden, ist bis heute ein ziemlich radikaler Akt [...], als ob es ›wirklich‹ nur zwei Perspektiven ›von Bedeutung‹ gäbe.« (Clarke 2012: 64)

Die Anerkennung der Unmöglichkeit, objektives, »wahres« Wissen zu generieren, stellt auch eine zentrale Prämisse der Kritischen Diskursanalyse dar, wie sie Siegfried und Margarete Jäger vertreten. Die Absicht dabei ist es, nicht nur Kritik an dominanten und hegemonialen Wirklichkeitskonstruktionen zu üben, sondern als wissenschaftlich schreibende Person Position zu beziehen (vgl. Jäger/Jäger 2007). Damit wird eine Kritische Diskursanalyse, wie sie in der vorliegenden Arbeit mit Blick auf den Herstellungsprozess der Flüchtlingsfigur umgesetzt wird, auch als ein politisches und intervenierendes Projekt verstanden, das sich der Illusion wissenschaftlicher Objektivität und »Wertfreiheit radikal widersetzt« (ebd.: 8) und sich unterdrückten und zugerichteten Subjektivitäten verpflichtet fühlt. Ähnlich argumentiert auch Edward Said, wenn er schreibt:

»Ein Intellektueller, der spezifische Anschauungen, Ideen und Ideologien artikuliert und repräsentiert, will diese gesellschaftlich auch umgesetzt sehen. Dem Intellektuellen, der behauptet, nur für sich selbst oder um der reinen Gelehrsamkeit oder des abstrakten Wissens willen zu schreiben, kann, ja darf man nicht glauben. Wie der große Schriftsteller Jean Genet einmal sagte, ist man in dem Augenblick, in dem man veröffentlicht, bereits in das politische Leben eingetreten; wer also nicht politisch werden will, sollte weder schreiben noch sich öffentlich äußern.« (Said 1997: 111)

Vor dem Hintergrund der bisherigen Ausführungen kann an dieser Stelle das Ziel einer widerständigen Wissensproduktion näher definiert werden. Es geht darum, Möglichkeitsräume zu schaffen, in denen andere und bisher weitgehend marginalisierte Perspektiven und Wissensbestände sichtbar gemacht werden, die dominante Diskurse irritieren und dadurch in der Lage sind, eine »alternative Welt zu schaffen« (Cox 1981: 32). In Anbetracht der massiven Gewalt, mit der das europäische Grenz- und Migrationsregime gegenwärtigen FluchtMigrationsbewegungen entgegentritt, besteht zusehends die Notwendigkeit einer »eingreifenden Wissenschaft« im Sinne Pierre Bourdieus. Darauf weist auch Gilles Reckinger hin: »Kurz gesagt also geht es darum, verkürzten Autoritätsargumenten die Autorität wissenschaftlicher Rigorosität entgegenzusetzen – nicht mehr und nicht weniger.« (Reckinger 2014: 224) Damit wird die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit bestehenden

Macht- und Herrschaftsverhältnissen als ein Instrumentarium verstanden, diese kritisch zu hinterfragen und zu dekonstruieren.

Aber auch im Rahmen wissenschaftlicher Forschung ist die Möglichkeit, widerständiges Wissen zu generieren, begrenzt und in ambivalente Verhältnisse verstrickt. So stellt sich etwa die Frage nach dem Gewinn, den die unterschiedlichen AkteurInnen aus den Forschungen, etwa zu dieser Studie, ziehen: Während eine Dissertation zu einem gesellschaftlichen »Statusaufstieg« führt, können die Menschen, die für die Gespräche gewonnen wurden, durch den Abschluss dieser Arbeit von keiner direkten »Statusveränderung« profitieren. So bleiben die gesellschaftliche Positionierung und der Zugang zu relevanten Ressourcen ungleich strukturiert und werden im Kontext der sich hierarchisch kennzeichnenden Forschungspraxis reproduziert. Damit stellt sich der Versuch, die marginalisierten Stimmen und Erzählungen hör- und sichtbar zu machen, als ein ambivalentes Unterfangen heraus und spiegelt letztlich die dominanten gesellschaftlichen Hierarchieverhältnisse wider. Dieser Umstand kann und darf nicht ignoriert werden. Allerdings können (und müssen) die eigene Ausgangslage und die unabdingbare Involviertheit der Forschenden in diese Unter- und Überordnungsverhältnisse als Möglichkeit für Reflexionsprozesse nutzbar gemacht werden.

Spätestens an dieser Stelle ist im Sinne einer postkolonialen Kritik darüber hinaus die Frage nach den (Un-)Möglichkeiten angemessener Repräsentationen marginalisierter Subjekte durch WissenschaftlerInnen zu stellen. In ihrem Essay »Can the Subaltern Speak?« (1988) setzt sich Gayatri C. Spivak mit den Schwierigkeiten der Repräsentation sogenannter »subalternen Gruppen« auseinander. Dabei thematisiert sie auch die Rolle der »FürsprecherIn«, die jene Subjekte, die innerhalb dominanter Diskurse kein Gehör finden, durch die eigene privilegierte gesellschaftliche Positionierung als MittlerIn dabei unterstützen kann, die Perspektiven »subalternen Subjekte« sichtbar zu machen, weil sie sich nicht selber repräsentieren können (vgl. Castro Varela/Dhawan 2007). Dabei ist jede Repräsentation »immer problematisch und nie adäquat oder gar komplett« (ebd.: 41). Repräsentation ist immer auch als eine Form von Gewalt zu verstehen und damit nie unschuldig. Der Versuch, die unterschiedlichen Stimmen jener Menschen hörbar zu machen, die in den Gesprächen zu Wort kommen, bringt wiederum andere Subjekte zum Schweigen. Es handelt sich dabei zudem, aus einer globalen Perspektive auf FluchtMigration betrachtet, um Menschen, die den gefährlichen Weg nach Europa auf sich genommen haben und sich bereits im Globalen Norden aufhalten. Damit gehören die befragten Personen zu jenem geringen Anteil an

FluchtMigrierenden, die nicht im Globalen Süden verortet sind, wo sie meist un menschlichen Bedingungen ausgesetzt sind.

Es bleibt festzuhalten, dass der Versuch, die Perspektiven und Erzählungen jener Menschen sichtbar zu machen, die in dieser Arbeit zu Wort kommen, notwendigerweise selektiv bleibt. Darüber hinaus sind die Erzählungen durch die Interpretationen und Implikationen der schreibenden und forschenden Person geprägt und bilden damit nur *mittelbar* die Perspektiven der FluchtMigrierenden ab.

Trotz der Schwierigkeiten, die mit der Repräsentation von marginalisierten Gruppen einhergehen, sieht Spivak anders als Foucault eine Verantwortung für die Repräsentation der Menschen, denen innerhalb hegemonialer Diskurse nicht zugehört wird (vgl. Spivak 2008), und hält diese dabei für unabdingbar, um antihegemoniale Politiken zu bestärken. Auch Nikita Dhawan und Maria do Mar Castro Varela gehen davon aus, dass trotz der Dilemmata, die mit der Repräsentation von marginalisierten Gruppen und Individuen einhergehen, eine Verantwortung aufseiten jener besteht, die sich wirkmächtig Gehör verschaffen können, *über* und vor allem auch *für* jene Menschen zu sprechen (vgl. Castro Varela/Dhawan 2007).

Verantwortlichkeit bedeutet in diesem Kontext, auch die eigenen vermeintlichen Selbstverständlichkeiten und Normalitäten zu hinterfragen sowie etablierte Kategorisierungsprozesse und ihre machtvollen Bedeutungsinhalte kritisch zu beleuchten. Um ein tieferes und differenzierteres Verständnis der Konstruktion der Flüchtlingsfigur zu erlangen, wird daher im folgenden Kapitel das historische Ordnungsprinzip, das sich entlang der diskursiv erzeugten Differenz zwischen einem konstruierten »Wir« und einem davon separat gedachten »Anderen« organisiert, näher beleuchtet. Damit wird die Grundlage für die daran anschließende Kritische Diskursanalyse im Kontext von FluchtMigration gelegt, im Zuge deren sich Prozesse des »Othering« als historische Kontinuität westlicher Repräsentationspraktiken in der Figur des »Flüchtlingsanderen« reaktualisieren.

4. Die Objektivierung der »Anderen« als diskursive Formation

»Zuerst ist die Welt symbolisch geteilt, in gut-böse, wir-sie, anziehend-abstoßend, zivilisiert-unzivilisiert, den Westen-den Rest. Alle anderen, vielen Unterschiede zwischen ihnen und innerhalb dieser beiden Hälften sind zusammengebrochen, vereinfacht – d.h. stereotypisiert. Durch diese Strategie wird der Rest als etwas definiert, das der Westen nicht ist – sein Spiegelbild. Es wird als das absolute, wesenhafte, verschiedene andere repräsentiert: Der Andere.«

(Hall 1994: 167)

Die diskursive Konstruktion der Flüchtlingsfigur basiert auf einem lange tradierten und machtvollen Repräsentationssystem westlicher Gesellschaften. Entgegen der weitverbreiteten Debatten, die FluchtMigration überwiegend aus einer ahistorischen Perspektive in den Blick nehmen, geht die vorliegende Arbeit davon aus, dass sich in der diskursiven Konstruktion der Figur des Flüchtlings postkoloniale Herrschaftsverhältnisse artikulieren und reaktualisieren und diese Figurationen damit als Kontinuität eben dieser verstanden werden müssen. Die dominierende historische Dekontextualisierung aktueller FluchtMigrationsbewegungen erweist sich dabei als äußerst funktional für die Konzeption eines politischen und sozialen Ausnahmezustandes. Dieser wiederum ist die Legitimationsgrundlage für »Notfall-Politiken« (siehe Kapitel 1.2) und ihre prekären Übergangslösungen, die nicht selten zur andauernden Lebensrealität für FluchtMigrierende in Europa werden. Daher ist

die Sichtbarmachung der Regelmäßigkeit, mit der die »Anderen« historisch kontinuierlich erzeugt werden, ein wichtiges Moment, um mit der ahistorischen Metaerzählung über FluchtMigration in Europa zu brechen. In diesem Zusammenhang wird davon ausgegangen, dass die Objektivierung der »Anderen« als diskursive Formation in den Blick genommen werden kann. Diskursive Formationen heben sich vom Diskurs durch eine größere Regelmäßigkeit in der Hervorbringung ihrer Gegenstände ab (vgl. Keller 2007). So schreibt Foucault:

»In dem Fall, wo man in einer bestimmten Zahl von Aussagen ein ähnliches System der Streuung beschreiben könnte, in dem Fall, in dem man bei den Objekten, den Typen der Äußerung, den Begriffen, den thematischen Entscheidungen eine Regelmäßigkeit (eine Ordnung, Korrelationen, Positionen und Abläufe, Transformationen) definieren könnte, wird man übereinstimmend sagen, daß man es mit einer diskursiven Formation zu tun hat [...].« (Foucault 1986: 58)

Diskursformationen bzw. diskursive Formationen können als historische Ordnungen und dominante Sichtweisen auf einen bestimmten Themenkomplex in den Blick genommen werden (vgl. Schwab-Trapp 2006). Sie sind »als institutionalisierte und legitimierungsfähige Formen des Sprechens über spezifische Themenfelder und Gegenstandsbereiche [zu verstehen], in denen verschiedene thematisch gebundene Diskurse aufgegriffen, in Beziehung zueinander gesetzt und auf spezifische Weise organisiert werden« (ebd.: 269). Damit schreiben sich diskursive Formationen unter anderem in die institutionellen und alltagspraktischen Handlungslogiken ein und werden so zu einer sich manifestierenden Wirklichkeit für die darin agierenden Subjekte.

Die Objektivierung des »Anderen« in Abgrenzung zu einem dadurch diskursiv erzeugten »Wir« stellt im Kontext westlicher Diskurse über globale FluchtMigrationsbewegungen ein solches historisches Ordnungsprinzip dar und wird im Folgenden als diskursive Formation sichtbar gemacht. Durch die Kategorisierung und Bewertung des »Anderen« wird ein europäisch bzw. national kodierte »Wir« überhaupt erst denkbar (vgl. Bitterli 2004). Die Konstruktion des »Anderen« ist damit unmittelbar an die Konstruktion des »Eigenen« geknüpft. Gleichzeitig fungiert die Objektivierung des »Anderen« dabei als Legitimation für die Ausübung bestimmter Machtstrukturen und Dominanzverhältnisse. Dazu schreibt Gita Steiner-Khamsi:

»Kulturelle Unterschiede zwischen Aus- und Inländern sind sozial konstruiert. Sie führen zur Distanzierung, Ausgrenzung und Marginalisierung von eingewanderten Minderheiten. Der Distanzierungsprozess dient der Identitätsbildung von Einheimischen: Er ermöglicht es ihnen, sich selbst als Einheimische und Inländer zu konstituieren und sich von den »Anderen« abzugrenzen. Die Konstruktion wird vom Standort der Einheimischen vorgenommen. Die Eingewanderten sind die Objekte, welche analysiert und klassifiziert werden.« (Steiner-Khamsi 1992: 3)

Während die Gruppen, die durch den Prozess des »Othering« zu »kulturellen, ethnischen und/oder religiösen Anderen« werden, je nach historischem Kontext in westlichen Diskursen relativ austauschbar sind, bleiben die Mechanismen und Funktionen der Objektivierung eben jener ähnlich strukturiert, wie sich exemplarisch am Beispiel der Flüchtlingskategorie zeigen lässt.

Zunächst kommt es zur *Homogenisierung* von Individuen, die aufgrund vermeintlicher kultureller, religiöser und/oder ethnischer Unterschiede unter eine Gruppe subsumiert werden (»Flüchtling«). Diese *Kategorisierung* der »Anderen« als »Flüchtlinge« geht mit einer Entwertung (bis hin zu einer *Entmenschlichung*) und Essenzialisierung der Individuen und der Aufwertung der dadurch separat konstruierten »Wir-Gruppe« einher, wobei die beiden Seiten hierarchisch zueinander in Beziehung gesetzt werden: »Die Flüchtlinge« werden symbolisch und/oder faktisch (wie im Falle der Abschiebung) außerhalb der nationalstaatlichen bzw. europäischen Grenzen verortet. Ihre Legitimation zu bleiben wird damit grundsätzlich infrage gestellt (Hierarchisierung und Delokalisierung). Es kommt zu einer *Entmächtigung* jener Menschen, die unter der Gruppe der »Flüchtlinge« gefasst werden, die wiederum eine *Entrechtung* zur Folge hat und mit einer Unterwerfung unter das Gesetz einhergeht (Asyl- und Fremdenrecht).

Die Objektivierung von FluchtMigrierenden als »Andere« hat weitreichende Konsequenzen für jene Menschen, ja legitimiert nicht zuletzt auch die Ausübung massiver Gewalt an diesen Menschen – wie es etwa die unterlassene Seenotrettung im Mittelmeer zeigt.¹ Diese »kann als aktiver und zuweilen ab-

1 Das europäische Netzwerk UNITED dokumentierte zwischen 1993 bis 2018 den Tod von 34.361 Menschen an den europäischen Außengrenzen. Hierbei handelt es sich jedoch lediglich um die Zahlen der geborgenen Leichen. Die Dunkelziffer wird auf weitere tausende Tote geschätzt (vgl. <http://unitedagainstrefugeedeaths.eu>). Das Heidelberger Institut für Konfliktforschung spricht ab 1000 Todesopfern pro Jahr von einem Krieg (vgl. <https://hiik.de/hiik/methodik/>).

sichtsvoller Versuch der Herstellung und Bewahrung einer sozialen Ordnung verstanden werden« (Castro Varela/Mecheril 2016: 7), die im Falle des europäischen Migrations- und Grenzregimes tödliche Folgen hat.²

Der oben beschriebene Zusammenhang kann als objektivierende *Anrufung* («Flüchtling») bezeichnet werden. Allerdings wird diese Fremdpositionierung laut Stuart Hall (siehe Kapitel 2.1) nicht lediglich passiv angenommen, sondern die Menschen verhalten sich in differenten Kontexten unterschiedlich zu diesen Zuschreibungen (Artikulation). So kann etwa die Identifikation mit der Kategorisierung als »Flüchtling« durchaus als eine Strategie eingesetzt werden, mit Hilfe derer Rechte, wie etwa jene, die mit einem legitimen Aufenthaltsstatus einhergehen, eingeklagt werden können, während in anderen Kontexten die Kategorisierung als »Flüchtling« zurückgewiesen wird, wie beispielsweise in sozialen Interaktionen zwischen Menschen mit und solchen ohne Flucht/Migrationserfahrung.

Wie aus den einleitenden Zitaten zu diesem Kapitel deutlich wird, sind diskursive Formationen und Diskurse ausschließlich in ihrer Einbettung in historische Kontexte zu verstehen (vgl. Jäger 2001). Um die Zusammenhänge im Kontext der Konstruktion »des nichtwestlichen Anderen«, die der Generierung der Flüchtlingsfigur zugrunde liegt, deutlich zu machen, gilt es im Folgenden, diese historischen Bezüge des westlichen Ordnungsprinzips («Wir und die Anderen») und dessen Funktionen für die Konstituierung einer nationalen bzw. europäisch kodierten Identität herauszuarbeiten.

4.1 Die Figur des Anderen als historisches Konstrukt

Die Trennung des »Eigenen« vom »Fremden« erscheint in vielen Kontexten nicht als Resultat einer ordnungsstiftenden Konstruktionsleistung, sondern als »natürliche Gegebenheit«, als Selbstverständlichkeit (vgl. Reuter 2002). Ein wichtiger Grund hierfür ist, dass die Differenz zwischen Eigenem und Fremden »eine Trennung zwischen sozial verhandelten Bedeutungskategorien ist, die zum Großteil habitualisiert, institutionalisiert, durch Sozialisation und Typisierung zu einer »objektiven Tatsache« der gesellschaftlichen

2 Es ist davon auszugehen, dass die Distanzierung zum Mittelmeerraum durch die geographische Lage der mitteleuropäischen Länder die objektivierenden Mechanismen weiter verstärkt.

Wirklichkeit geronnen ist« (ebd.: 10). Die Ontologisierung dieser Differenzkategorien weist eine lange Tradition in westlichen Gesellschaften auf und bildet ein machtvoll-repräsentationssystem, auf dessen Grundlage das Eigene und das Fremde erst hergestellt werden. Die Figur des Anderen wird im Folgenden als historisches Konstrukt in den Blick genommen, das sowohl kontinuierlich (re-)produziert wird als auch kontextspezifische Transformationsprozesse durchlaufen hat. Die grundlegende These lautet, dass sich in der Konstruktion des »Flüchtlings« jene historisch gewachsenen Repräsentationen (re-)aktualisieren und somit bestehende globale Über- und Unterordnungsverhältnisse legitimiert und aufrechterhalten werden.

Gerade in postkolonialen Ansätzen³ gibt es eine intensive Auseinandersetzung mit der Konstruktion des »nichtwestlichen Anderen« und der damit unmittelbar einhergehenden Konturierung eines national bzw. westlich kodierten »Wir«. Mit dem Präfix »post« ist dabei sowohl eine *zeitliche* als auch eine *epistemische* Dimension gemeint. Das heißt, ein postkolonial informierter Blick weiß um die Langzeitwirkungen des Kolonialismus (*zeitliche* Dimension) und thematisiert das Fortbestehen und die Nachwirkungen »einer Vielzahl von Beziehungsmustern und Effekten kolonialer Herrschaft« (Randeria/Conrad 2002: 24). Aus dieser Perspektive erscheint die heutige Welt immer noch geprägt durch imperiale und neokoloniale Herrschafts- und Machtverhältnisse, die die asymmetrische Beziehung zwischen dem geopolitischen Norden und dem geopolitischen Süden reproduzieren und zementieren (vgl. ebd.).

Die *epistemische* Dimension postkolonialer Ansätze bezieht sich auf die »Dekonstruktion und Verabschiedung zentraler Annahmen des kolonialen Diskurses« (ebd.: 25), die sich vor allem durch binäre Oppositionen artikulieren, wie die Trennung zwischen dem »Wir« und den »Anderen«. Diese dichotome Einteilung der Welt gehört zu den konstitutiven Annahmen des

3 Unter dem Begriff »postkoloniale Ansätze« wird ein komplexes, unübersichtliches Sammelsurium an unterschiedlichen theoretischen und methodischen Zugängen vereint. Darüber hinaus wird unter dem Label »postkoloniale Theorien« eine enorme Bandbreite an Themen behandelt, die sich über verschiedene akademische Fachrichtungen erstrecken. Folglich kann nicht von *der* postkolonialen Theorie im Singular gesprochen werden. Die Uneinheitlichkeit und Diversität der Bedeutung, die mit der Begrifflichkeit des Postkolonialismus verbunden ist, »betrifft unzweifelhaft auch das eigene Selbstverständnis« (Ha 2007: 44). Sie entzieht sich sowohl einer allgemeingültigen Definition als auch den üblichen akademischen Grenzziehungen und bleibt folglich in ihrer Unabgeschlossenheit und transdisziplinären Zugangsweise offen für bisher Ungesagtes, Ungedachtes und Ungesehenes.

kolonialen Projektes und »ist selbst als Element der europäischen Herrschaft« (ebd.) zu verstehen. Die Idee einer europäischen Identität ist ohne die Abgrenzung zu nichteuropäischen Gesellschaften nicht denkbar. Gleichzeitig darf in diesem Zusammenhang nicht von zwei homogenen Blöcken ausgegangen werden, die sich gegenüberstehen. Vielmehr ist die Wechselseitigkeit der kolonialen Begegnung zu betonen. Der von Shalini Randeria und Sebastian Conrad im deutschsprachigen Raum geprägte Begriff der »geteilten Geschichten« (ebd.: 26) verweist auf eben jene Verwobenheiten sowie die wechselseitige Bedingtheit der europäischen und der außereuropäischen Welt und begreift »den Imperialismus als den gemeinsamen Rahmen der wechselseitigen Konstitution von Metropolen und Kolonien« (ebd.: 10). Die relationale Perspektive der »geteilten Geschichten« sagt dabei zunächst nichts über die Art und Weise sowie die Intensität der Verwobenheiten aus: »Die Verbundenheit der Welt impliziert keineswegs die Abwesenheit von Ungleichheit, Macht und Gewalt. [...] Im Gegenteil: Die Mehrzahl der Kontakte erfolgte unter ungleichen Voraussetzungen, Interaktionen waren häufig hierarchisch oder gar repressiv.« (Randeria/Conrad 2002: 18)

Auf die gegenseitige Verwiesen- und Verwobenheit von sich als westlich verstehenden Gesellschaften und ihrem »konstitutiven Draußen« (Hall 1997) verweist auch Hall in seinem wegweisenden Aufsatz »Der Westen und der Rest« (1994). Darin setzt er sich mit dem Entstehungsprozess der mythenbesetzten Idee einer westlichen und einer nichtwestlichen Gesellschaft auseinander (vgl. Hall 1994). Er macht beide als historische Konstrukte – und eben nicht als geographische Ortsbezeichnungen – sichtbar, die im Kontext eines diskursiven Machtraumes und der europäischen Expansionspolitik entstanden sind und dabei spezifische Funktionen für die westlichen Gesellschaften erfüllen. Als Vorstellung, Konzept und Ideologie erlaubt die Idee des »Westens«, »Gesellschaften in verschiedenen Kategorien zu charakterisieren und zu klassifizieren. [...] Es ist ein Denkwerkzeug und setzt bestimmte Denk- und Wissensmuster in Bewegung« (ebd.: 138). Direkt an die Separierung gekoppelt ist die (Be-)Wertung der westlichen Gesellschaften als »westlich = städtisch = entwickelt« und des »Rests« als »nichtwestlich = ländlich = landwirtschaftlich = unterentwickelt« (ebd.: 139).⁴

4 Hall merkt zu Beginn seines Aufsatzes an, dass es sich sowohl bei der Bezeichnung »Westen« als auch der des »Rests« um stark vereinfachende und interne Differenzen homogenisierende Kategorien handelt.

Darüber hinaus macht Hall deutlich, dass der aufklärerische Diskurs⁵ über den »Westen« kein unschuldiges Abbild einer bereits bestehenden westlichen Gesellschaft war, sondern diese positiv besetzte Imagination des »Westens« erst hervorbrachte. Die negative Konnotation des »Rests« war darüber hinaus eine zentrale Strategie des »Westens«, um Kolonialismus, Ausbeutung und politische Interventionen zu plausibilisieren, legitimieren und als logische Konsequenz der eigenen Expansionspolitik zu konzipieren. Dazu merkt Hall an:

»So war der Rest entscheidend für die Formierung der westlichen Aufklärung [...]. Ohne den Rest [...] wäre der Westen nicht fähig gewesen, sich selbst als den Höhepunkt der Menschheitsgeschichte zu erkennen und darzustellen. Die Figur des »Anderen«, der an den äußeren Rand der begrifflichen Welt verbannt und als absoluter Gegensatz, als die Negation all dessen konstruiert war, wofür der Westen stand, tauchte mitten im Zentrum des Diskurses über die Zivilisation, die Kultiviertheit, die Modernität und die Entwicklung des Westens wieder auf. »Der Andere« war die »dunkle«, die vergessene, unterdrückte und verleugnete Seite, das Gegenbild der Aufklärung und der Modernität.« (Hall 1994: 173f.)

Allerdings, so Hall, wurden die »Anderen« nicht ausschließlich als negatives Spiegelbild konzipiert, sondern auch zum Objekt machtvoller (sexueller) Phantasien und Gegenstand von »träumerischen und utopischen Sprechweisen« (ebd.: 159). Die »neue Welt«, die die europäischen Kolonisatoren vorfanden, wurde zu einem irdischen Paradies idealisiert: »das einfache, unschuldige Leben; der Mangel an entwickelter sozialer Organisation und ziviler Gesellschaft; Menschen, die im reinen Naturzustand leben; die freie und offene Sexualität, die Nacktheit, die Schönheit der Frauen« (ebd.: 160). Im Kontext dieser Idealisierung des »Rests« bilden Sexualität und die Körper der »Anderen« ein machtvolles Element dieser Phantasien. In seinem Aufsatz »Das Spektakel der »Anderen«« (2004) beschreibt Hall, wie der »Andere« durch die Repräsentationspraxis des Fetischismus zum Objekt sexueller Phantasmen wird (vgl. ebd.). Durch diese Form der Repräsentation wird es nach Hall möglich, einen doppelten Fokus aufrechtzuerhalten:

5 »Die Aufklärung steht hier vor allem für die Durchsetzung des universalistischen Denkens, das es erlaubt, lokale (europäische) Maßstäbe an die außereuropäischen Gesellschaften anzulegen und das insofern als Legitimation und (sogar emanzipatorische) Motivation des territorialen Ausgreifens dient.« (Randeria/Conrad 2002: 24)

»[...] hinschauen und gleichzeitig nicht hinzuschauen – ein ambivalentes Begehren, das befriedigt werden will. Was als anders, abstoßend, ›primitiv‹, deformiert erklärt wird, wird gleichzeitig obsessiv und anhaltend genossen, weil es fremd, ›anders‹ und exotisch ist. [...] So erlaubt Fetischismus also schließlich einen unregulierten Voyeurismus.« (Hall 2004a: 157)

Entscheidend ist, dass die Repräsentationen des »Rests« in beiden Formen – als idealisierter Ort für Phantasien und Utopien sowie als Ort der Rückständigkeit und Gefahr – das Resultat eines komplexen Konstruktionsprozesses westlicher Stereotypisierungen ist, der die »Anderen« zum Objekt der Begierde oder der Ausbeutung macht.

Wie Randeria und Conrad konstatiert auch Hall die Problematik, die mit der Verwendung von Begrifflichkeiten wie »der Westen« oder »der Rest« einhergeht. Beide Termini begünstigen die Vorstellung, es handle sich um jeweils einheitliche und homogene Gebilde, Unterschiede bleiben hierbei ausgeblendet. Allerdings, so Hall,

»[...] können wir diese Vereinfachung tatsächlich dazu nutzen, etwas über den Diskurs auszusagen, denn Vereinfachung ist genau das, was ein Diskurs selbst tut. Er stellt als homogen dar (den Westen), was tatsächlich sehr differenziert ist (die verschiedenen europäischen Kulturen). [...] Kurz, der Diskurs stellt, als ein ›Repräsentationssystem‹, die Welt entsprechend einer einfachen Dichotomie geteilt dar – in den Westen und den Rest. Das ist es, was den Diskurs des ›Westens und des Rests‹ so zerstörerisch macht – er trifft grobe und vereinfachte Unterscheidungen und konstruiert eine absolut vereinfachte Konzeption von ›Differenz‹.« (Hall 2004a: 143)

Ähnlich wie Stuart Hall argumentierte bereits früher Edward Said in seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem »Orientalismus« (1978) und der die- sen generierenden westlichen Wissensordnung »als epistemologische Voraussetzung des Imperialismus« (Randeria/Conrad 2002: 32).⁶ Mit dem Begriff »Orientalismus« bezeichnet Said eine spezifische Variante des West-Rest-Diskurses (vgl. Kerner 2012) – eine »Umgangsweise mit dem Orient, die auf dessen besonderer Stellung in der europäisch-westlichen Erfahrung beruht« (Said 2009: 9). Im Zentrum seiner Analyse stehen die epistemischen

6 Stuart Hall bezieht sich in seinem Aufsatz »Der Westen und der Rest« (1994) auf die Erkenntnisse aus dem Buch »Orientalismus« (1978) von Edward Said.

Strukturen, mit Hilfe derer der »Orient« in Abgrenzung zum »Okzident« erzeugt wurde (vgl. ebd.). Eine zentrale Rolle sieht er in der sich zeitgleich etablierenden Wissenschaft, die er nicht als neutrales Instrumentarium der Deskription versteht, sondern als Machtmechanismus, der »bei der territorialen Durchdringung des Erdballes instrumentalisiert« (Randeria/Conrad 2002: 34) wurde.

In Anlehnung an das foucaultsche Konzept des Macht-Wissens-Komplexes verweist Said ausdrücklich auf die enge Verknüpfung zwischen Wissen und Macht, die sich im orientalistischen Diskurs über den »Anderen« manifestiert und institutionalisiert. Die sich im späten 18. Jahrhundert etablierende akademische Disziplin der Orientalistik führte zur Akkumulation von Wissensbeständen über den Orient, die fortan dazu dienten, »den Orient zu beherrschen, zu gestalten und zu unterdrücken« (Said 2009: 11).

In einen institutionellen Rahmen eingebunden, generiert der Orientalismus als wissenschaftliche Disziplin ein eigenes Fachwissen mit den entsprechenden Begrifflichkeiten sowie einen spezifischen »Symbolfundus mit eigenen Doktrinen, sogar mit Kolonialbürokratien und Kolonialstilen« (ebd.: 10). Aber auch die außerakademische Wissensproduktion, wie beispielsweise die Reiseliteratur, zu der sowohl Berichte als auch Romane verschiedenster Art gezählt werden, diene der Repräsentation des orientalisierten Anderen (vgl. Kerner 2012). Auf diese Weise wurde es möglich, »den Orient gesellschaftlich, politisch, militärisch, ideologisch, wissenschaftlich und künstlerisch zu vereinnahmen – ja sogar erst zu schaffen« (Said 2009: 12f.). Dieses machtvoll westliche Repräsentationsregime, dessen Entstehung laut Said auf das späte 18. Jahrhundert zurückgeht, ist bis heute wirkmächtig und reaktualisiert sich »in latenten wie in manifesten Varianten« (Kerner 2012: 71).

KritikerInnen werfen Said vor, in seinem Konzept von Orient und Okzident würde die Möglichkeit, Widerstand gegen dominante Zuschreibungen und Fremddefinitionen zu leisten, nicht mitgedacht werden. Der orientalisierte Andere würde so zu einem passiven Objekt okzidentaler Repräsentationspolitiken, wodurch der westliche Orientdiskurs verabsolutiert würde (vgl. Kerner 2012).

In seinem erstmals 1994 erschienenen Werk »Kultur und Imperialismus« greift Said diese kritischen Einwände auf und widmet sich explizit den Formen des Widerstandes und der Opposition seitens der Kolonialiserten gegenüber den Kolonisatoren. Darüber hinaus modifiziert er seinen Kulturbegriff und macht ihn als hybrides und heterogenes Gebilde sichtbar. So sind für Said »alle Kulturen [...], zum Teil aufgrund ihres Herrschaftscharakters,

ineinander verstrickt; keine ist vereinzelt und rein, alle sind hybrid, heterogen, hochdifferenziert und nichtmonolithisch« (Said 1994: 30). Um diese Verwobenheiten sichtbar zu machen und das Verhältnis zwischen den Konstrukten des Orients und des Okzidents in seinem komplexen Zusammenspiel zu erfassen, führt Said den Begriff des »kontrapunktischen Lesens«⁷ (ebd.: 66) ein. Ziel ist es, dieses dominierende Normalisierungsregime der Differenz zu analysieren und die einseitige Sichtweise des Imperialismus zu verdeutlichen sowie ersteres durch die Vervielfältigung der Perspektiven zu dekonstruieren. Durch die Sichtbarmachung der Gegenstimmen der Kolonialiserten – die immer schon vorhanden waren, aber keine Beachtung fanden – wird eine alternative Erzählung möglich, die etablierte Gewissheiten ins Wanken bringt, indem diese *gegen den Strich* gelesen werden (vgl. Schacht 2019): »Beginnen wir damit, das kulturelle Archiv nicht als univokes Phänomen neu zu lesen, sondern kontrapunktisch, mit dem Bewußtsein der Gleichzeitigkeit der metropolitanischen Geschichte, die erzählt wird, und jener anderen Geschichte, gegen die [...] der Herrschaftsdiskurs agiert.« (Said 1994: 92)

Die Idee einer *kontrapunktischen* Leseart, wie sie Said vorschlägt, liefert auch wichtige Impulse für die vorliegende Arbeit – geht es doch darum, die gleichzeitige Existenz von Fremddefinitionen und immer schon vorhandenen Gegenstimmen (u.a. Selbstpositionierungen) von Menschen, die als »Flüchtling« definiert werden, herauszuarbeiten. Dazu wird im folgenden Kapitel zunächst der Versuch unternommen, dominante Sprechweisen über Flucht-Migration und ihre AkteurInnen auf unterschiedlichen diskursiven Ebenen nachzuzeichnen. Diese werden im Anschluss daran kontrapunktisch, also *gegen den Strich* gelesen, da Menschen zu Wort kommen, denen im hegemonialen Diskurs nur selten zugehört wird.

Dabei wird deutlich, dass sich zentrale Elemente der Konstruktion des orientalisierten Anderen auch in der diskursiv erzeugten Figur des Flüchtlings wiederfinden und (re-)aktualisieren. Der »Flüchtling« als binärer Anderer wird der autochthonen europäischen Gesellschaft gegenübergestellt.

7 Said entlehnt den Begriff des Kontrapunktes aus der Musiktheorie. Darunter wird eine spezifische Art der Kompositionstechnik verstanden, die in ihrer einfachsten Variante eine Gegenstimme (lat. für »Note gegen Note«) zu einer vorgegebenen Melodie einführt. Damit ist der Kontrapunkt gewissermaßen die Kunst, eine Gegenstimme zu erfinden, die sowohl einen Zusammenklang ermöglicht, als auch eine gewisse Eigenständigkeit aufweist.

Durch die negative Besetzung der Kategorie »Flüchtling« wird das Eigene aufgewertet und dadurch das Vorrecht auf gesellschaftlich relevante Ressourcen (materiell und immateriell) legitimiert.

Zuvor scheint es allerdings wichtig, die bisher auf epistemische Macht- und Herrschaftsverhältnisse fokussierende postkoloniale Perspektive im Konstruktionsprozess der Anderen durch eine Perspektivierung der Dynamiken im Kontext von Migrationsbewegungen und globalen Ungleichheitsverhältnissen zu erweitern. Damit rücken Fragen in den Vordergrund, die unter anderem eine globale Arbeitsteilung und weltwirtschaftliche Über- und Unterordnungsverhältnisse adressieren. Mit dem Soziologen Stephan Lessenich geht es im Folgenden also darum, die globalen Interdependenzverhältnisse einer »Externalisierungsgesellschaft« (Lessenich 2016) sichtbar zu machen, um die komplexen Dynamiken des Ein- und Ausschlusses von Menschen im (europäischen) Migrations- und Grenzregime⁸ adäquat verstehen zu können. Darüber hinaus sind viele Beweggründe, den Herkunftskontext zu verlassen, und damit viele FluchtMigrationsursachen selbst Folgen globaler Ungleichheitsverhältnisse, die immer in ihrem historischen wie globalpolitischen Zusammenhang in den Blick zu nehmen sind.

8 Im Zentrum der Analysen einer kritischen Migrations- und Grenzregimeforschung stehen der Grenzregime-Begriff sowie die zentrale erkenntnistheoretische und politische Maxime jeder Person, ihr Recht auf FluchtMigration einzufordern. Zentral aus der Perspektive dieser Ansätze ist die dynamische und wechselseitige Interaktion zwischen staatlich organisierten Abschottungsbemühungen, die sowohl auf nationaler als auch auf europäischer und globaler Ebene fokussiert werden, und den AkteurInnen der FluchtMigration selbst, die das Grenzregime kontinuierlich herausfordern und unterlaufen. Dadurch wird der Versuch, FluchtMigrationsbewegungen zu kontrollieren und zu regieren, nicht als einseitiger repressiver Akt von staatlichen Institutionen, Praktiken und Diskursen konzipiert, sondern als wechselseitiges Beziehungs- und Wirkungsgeflecht zwischen letzteren und den AkteurInnen der FluchtMigration und ihren Praktiken. Folglich grenzen sich diese migrationswissenschaftlichen Ansätze ab von einer simplifizierenden Konzeption des Staates als alleinigen Ausgangspunkt für gesellschaftliche Handlungen, die das Phänomen Migration betreffen (vgl. Kasperek/Tsianos 2015).

4.2 Globale Hierarchien im Kontext einer »geteilten Globalisierung«⁹

Die gestiegene Anzahl von Menschen, die seit 2014 weltweit fluchtmigriert sind, kann als Schattenseite eines geteilten Globalisierungsprozesses interpretiert werden, in dem Chancen und Risiken ungleich verteilt sind (vgl. Scherr/Yüksel 2016). Menschen fluchtmigrieren vor Kriegen, Verfolgungen und unterschiedlichen Formen von Gewalt, »in deren Etablierung die westlichen Industrienationen direkt oder indirekt verstrickt sind« (ebd.: 3).

Auch die Zerstörung der Existenzbedingungen vor Ort, etwa durch die Ausbreitung des Weltmarktes in Regionen, die dem internationalen Wettstreit nicht standhalten können, führt dazu, dass Menschen sich gezwungen sehen, ihre Herkunftskontexte zu verlassen (vgl. ebd.). Das Wohlstandsgefälle zwischen dem Globalen Norden und dem Globalen Süden bildet, so die grundlegende These dieses Kapitels, einen zentralen Motor der *Nötigkeitsbedingung* für gegenwärtige Formen der FluchtMigration.

Nun verhält es sich mit Begriffen wie »Globaler Norden« und »Globaler Süden« ähnlich wie mit den Bezeichnungen »Westen« und »Rest« oder »Okzident« und »Orient«. Es handelt sich hierbei um stark simplifizierende Bezeichnungen eines komplexen und historisch gewachsenen Beziehungsgeflechts. »Norden« und »Süden« sind wie bei Hall und Said nicht (primär) als geographische Begriffe zu verstehen, sondern als Festschreibungen soziopolitischer Positioniertheit im globalen Machtgefüge. Während der Begriff des Globalen Südens »eine im globalen System benachteiligte gesellschaftliche, politische und ökonomische Position« (glokal e.V. 2012: 4) beschreibt, meint der Begriff des Globalen Nordens »eine mit Vorteilen bedachte, privilegierte Position« (ebd.).

Beide Bezeichnungen zielen auch darauf ab, die unterschiedlichen Erfahrungen mit Kolonialisierung und Ausbeutung, deren Spuren und Nachwir-

9 Der Begriff der »geteilten Globalisierung« (2009) stammt von Shalini Randeria und Andreas Eckert und zielt – ähnlich wie der weiter oben beschriebene Begriff der »geteilten Geschichte« – darauf ab, dass Globalisierungsprozesse weltweit miteinander verwoben sind. »Zentrum« und »Peripherie« müssen im Kontext einer Debatte über Globalisierung als gemeinsames analytisches Feld gedacht werden (vgl. Randeria/Eckert 2009), um so die gegenseitige Verwiesenheit und die miteinander verflochtenen Geschichten sichtbar zu machen. Darüber hinaus wird im Folgenden mit dem Begriff »geteilte Globalisierung« auch zum Ausdruck gebracht, dass die Chancen und Risiken im Globalisierungsprozess ungleich verteilt sind.

kungen bis heute andauern, mitzudenken. Sie können dafür nutzbar gemacht werden, eine Positionierung im globalen Kontext zu benennen, ohne dabei wertende Zuschreibungen wie zum Beispiel »entwickelt«, »Entwicklungsländer« oder »Dritte Welt« zu verwenden.¹⁰ Dennoch muss an dieser Stelle betont werden, dass beide Begriffe, »Globaler Süden« und »Globaler Norden«, problematisch bleiben, weil sie eine dichotome Klassifizierung begünstigen. Wenn sie im Folgenden genutzt werden, dann deshalb, um auf der Makroebene Dynamiken globaler Ungleichheit zu beschreiben. Die Fallportraits zu den interviewten Personen beinhalten daher auch Ländervignetten. In diesen werden die spezifischen Kontexte, aus denen Menschen fluchtmigriert sind, skizziert, um der in diesem Kapitel verwendeten Simplifizierung entgegenzuwirken.

Die hierarchisch strukturierte Beziehung zwischen dem Globalen Norden und dem Globalen Süden kann unter verschiedenen Gesichtspunkten thematisiert werden. In einer globalen Perspektive auf FluchtMigration wird diese Beziehung im Folgenden als ungleiche Tauschbeziehung sichtbar gemacht, die sich auf unterschiedlichen, miteinander verwobenen Ebenen vollzieht. Ulrich Beck spricht mit Blick auf die ungleiche Verteilung von *goods* und *bads* (vgl. Beck 2017): Während die Verteilungslogik der *goods* sich im nationalstaatlichen oder internationalen Bezugshorizont bewegt, brechen Risiken (*bads*) mit dem nationalstaatlichen Rahmen und »werden überhaupt erst im kosmopolitischen Rahmen sichtbar« (ebd.: 107). An anderer Stelle kritisiert Beck, dass es die Ungleichheits-Soziologie bis heute versäumt habe, eine globale Perspektive auf Dynamiken der Ungleichheit zu entwickeln, und immer wieder dem »methodologischen Nationalismus« verfallen sei: »Die Wahrnehmung sozialer Ungleichheit im Alltag, in Politik und Gesellschaft beruht auf einer Weltsicht, die territoriale, politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Grenzen in eins setzt. Tatsächlich aber wird unsere Welt immer mehr global vernetzt und verwoben.« (Beck 2012: 273)

10 An dieser Stelle ist anzumerken, dass die Eliten im Globalen Süden durchaus auch von dem Machtgefälle profitieren können, indem beispielsweise kleinbäuerlichen Betrieben die Existenzgrundlage (Zugang zu Wasserressourcen) entzogen wird und der Grund im Interesse der lokalen oder nationalen Elite des Globalen Südens an agrarindustrielle Unternehmer des Globalen Nordens verkauft wird (vgl. Brand/Wissen 2017). Genauso gibt es Menschen im Globalen Norden, die Teil des Globalen Südens sein können, wie beispielsweise »die Aborigines in Australien oder Menschen, die am Existenzminimum leben« (glokal e.V. 2012).

Dieser nationale Blick auf soziale Ungleichheit, der diese als Ungleichheit zwischen »Passbürgern« (vor-)definiert (vgl. Beck 2008), verkennet, dass die Externalisierung von Risiken¹¹ eine Schlüsselrolle im Kontext globaler Ungleichheiten und der »Konfliktdynamik der Weltrisikogesellschaft« (ebd.: 274) einnimmt. Ganz bewusst wird an dieser Stelle von globalen Ungleichheiten im Plural gesprochen, um die unterschiedlichen Dimensionen ungleichheitsgenerierender Prozesse in den Fokus zu rücken und diese nicht ausschließlich auf ökonomische Ungleichheitsbeziehungen zu reduzieren. Im Kontext von FluchtMigration werden dabei drei Dimensionen globaler Ungleichheitsverhältnisse als zentral angesehen: die ökologische, die sozioökonomische und jene, die Zygmunt Bauman als »globale Hierarchie der Mobilität« (Bauman 1998: 70) bezeichnet. Dabei sind alle drei Dimensionen unabdingbar miteinander verwoben und werden als materialisierte Form der bereits beschriebenen epistemischen Macht- und Herrschaftsverhältnisse verstanden, die letztlich ihre Legitimationsgrundlage bilden.

Ökologische und sozioökonomische Dimensionen globaler Ungleichheiten – globale Arbeitsteilung

Der durch Menschen verursachte Klimawandel bildet eine der größten Herausforderungen der heutigen Zeit.¹² Dabei sind die Ursachen und Folgen des Klimawandels ungleich über den Globus verteilt. Der Bedarf an natürlichen Ressourcen und landwirtschaftlichen Nutzflächen steigt stetig an (vgl. UNEP 2016). Im Jahr 2010 benötigte die EU, allein um den Konsumbedarf für landwirtschaftliche Produkte und Dienstleistungen ihrer KonsumentInnen zu decken, eine Fläche, die fast so groß ist wie Frankreich und Italien zusammen. Damit ist der Bedarf an landwirtschaftlicher Fläche bereits um 43 Prozent höher als jene Flächen, die in der EU tatsächlich für die Agrarnutzung zur Verfügung stehen (vgl. De Schutter/Lutter 2016). Der Abbau und die Verarbeitung von natürlich vorkommenden Ressourcen wie Biomasse, fossile Brennstoffe, Metalle oder Mineralien, die den größten Bestandteil diverser Konsumgüter wie Smartphones, Laptops und Kleidung darstellen, bilden die Grundlage für

11 Zu den neuen, globalen Großrisiken gehören für Beck der voranschreitende Klimawandel, die Finanzkrisen und die Gefahren, die vom Terrorismus ausgehen (vgl. Beck 2007).

12 Auf dem Weltklimagipfel in Kopenhagen 2009 sprach der damalige Hohe Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen António Guterres bereits davon, dass die Folgen des Klimawandels zu einem der Hauptgründe für FluchtMigration werden könnten.

die Wirtschaft im Globalen Norden (vgl. ebd.). Laut eines UNEP-Berichtes aus dem Jahre 2016 ist der Bedarf an Ressourcen innerhalb von 40 Jahren (1970-2010) weltweit auf mehr als das Dreifache angestiegen (vgl. UNEP 2016). So wurden 2010 insgesamt 70 Milliarden Tonnen Rohstoffe genutzt, während 1970 der Verbrauch noch bei 22 Milliarden Tonnen lag (vgl. ebd.).¹³ Darüber hinaus geht aus dem UNEP-Bericht hervor, dass der weltweite Rohstoffverbrauch zu einem großen Teil auf die Länder der EU und Nordamerikas zurückzuführen ist. So entspricht der jährliche Pro-Kopf-Verbrauch an Rohstoffen in Lateinamerika, der Karibik, den Regionen des Asien-Pazifik-Raumes und Westasien zwischen 9 und 10 Tonnen und damit knapp der Hälfte dessen, was jährlich in der EU und Nordamerika konsumiert wird, nämlich 20 bis 25 Tonnen pro Kopf (vgl. ebd.). Im Gegensatz dazu werden in den afrikanischen Ländern jährlich gerade einmal 3 Tonnen pro Kopf verbraucht (vgl. ebd.).

Dieser asymmetrische Konsum von materiellen Ressourcen und der ungleiche Verbrauch landwirtschaftlicher Nutzfläche sind die Konsequenzen der dominierenden Lebens- und Arbeitsweisen sowie der herrschenden Produktions- und Konsumformen des Globalen Nordens. Daher plädieren Ulrich Brand und Markus Wissen dafür, die ökologische Krise als

»[...] einen deutlichen Hinweis darauf [zu begreifen], dass sich die Produktions- und Konsumnormen des globalen Nordens, wie sie sich mit dem Kapitalismus herausgebildet und schließlich verallgemeinert haben, auch in ihrer ökologisch modernisierten Variante nur auf Kosten von immer mehr Gewalt, ökologischer Zerstörung und menschlichem Leid aufrechterhalten lassen.« (Brand/Wissen 2017: 16)

Brand und Wissen bezeichnen diese Produktions- und Konsumgewohnheiten des Globalen Nordens, die tief eingelassen sind in politische und sozio-ökonomische Alltagspraxen und -strukturen und auf Ungleichheits-, Macht- und Herrschaftsverhältnissen basieren, als »imperiale Lebensweise« (ebd.). Durch die strukturelle Verankerung dieser Ungleichheit in den alltäglichen Praktiken, wie etwa dem Konsum notwendiger Alltagsgegenstände, werden

13 Die weltweite Bevölkerungszahl hat sich im gleichen Zeitraum (1970-2010) fast verdoppelt (UNEP 2016: 31). Waren es 1970 noch 3,7 Milliarden Menschen, stieg die Zahl bis zum Jahr 2010 auf 6,9 Milliarden Menschen an. Gleichzeitig ist die Wachstumsrate der Weltwirtschaft allerdings um das Doppelte angestiegen im Vergleich zum Wachstum der weltweiten Bevölkerungsrate (vgl. ebd.).

die konkreten Produktionsbedingungen unsichtbar und dadurch gleichsam naturalisiert (vgl. ebd.: 45). Gleichzeitig weisen Brand und Wissen auch darauf hin, dass die materialisierten, weil institutionalisierten Formen globaler Ungleichheitsbeziehungen untrennbar mit epistemischen Machtverhältnissen verbunden sind:

»Zugespitzt formuliert: Die Standards des ›guten‹ und ›richtigen‹ Lebens, das ja vielfach aus der imperialen Lebensweise besteht, werden im Alltag geprägt, auch wenn sie dabei Teil umfassender gesellschaftlicher Verhältnisse und insbesondere von materiellen und sozialen Infrastrukturen sind. [...] Die imperiale Lebensweise ist ein wesentliches Moment in der Reproduktion kapitalistischer Gesellschaften. Sie stellt sich über Diskurse und Weltauffassungen her, wird in Praxen und Institutionen verfestigt, ist Ergebnis sozialer Auseinandersetzungen in der Zivilgesellschaft und im Staat. [...] Sie ist den Subjekten nicht äußerlich. Vielmehr bringt sie die Subjekte in ihrem Alltagsverstand hervor, normiert sie und macht sie gleichzeitig handlungsfähig: als Frauen und Männer, als nutzenmaximierende und sich anderen überlegen fühlende Individuen, als nach bestimmten Formen des guten Lebens Strebende.« (Brand/Wissen 2017: 45)

Die imperiale Lebensweise des Globalen Nordens, so Brand und Wissen, (re-)produziert eine Abhängigkeitsbeziehung des Globalen Südens von ersterem. Den meisten global angelegten wissenschaftlichen wie klimapolitischen Diskursen über die ökologische Krise ist gemein, dass sie die gesellschaftlichen, kapitalistischen, rassistischen, postkolonialen und patriarchal geprägten Verhältnisse, die dieser Krise zugrunde liegen, ausblenden. Der Klimawandel erscheint aus dieser Perspektive ganz allgemein als ein Problem der gesamten Menschheit. Tatsächlich fällt der ökologische Fußabdruck aber länder- und gruppenspezifisch sehr unterschiedlich aus.¹⁴ Erst

14 Auch die Betroffenheit hinsichtlich der Konsequenzen, die die ökologische Krise nach sich zieht, sind über Kategorien wie *race*, *class* und *gender* vermittelt (vgl. Wissen/Brand 2012: 36). So bestimmt der sozioökonomische Status einer Person etwa die gesellschaftliche Verwundbarkeit gegenüber den Folgen des Klimawandels. Besonders deutlich wurde dies beispielsweise beim Hurrikan Katrina in New Orleans im Spätsommer 2005. Sowohl während als auch nach der Katastrophe war die arme Bevölkerung und vor allem People of Color besonders vulnerabel. Es fehlte an Zufluchtsstätten, Evakuierungsstrategien und Unterstützung beim Wiederaufbau der Armenviertel (vgl. Dietz/Brunnengräber 2008). »Naturkatastrophen wirken also ebenso wie die Auswirkungen des Klimawandels alles andere als sozial neutral, genauso wenig

durch die Integration der Differenzkategorien *race*, *class* und *gender*, an denen entlang sich die ungleichen gesellschaftlichen Verhältnisse – die Basis dieser Krise – strukturieren (vgl. ebd.: 46), wird sichtbar,

»[...] welche Regionen ökologisch auf Kosten anderer leben. [...] Nicht alle Menschen oder Gruppen können gleichermaßen auf Arbeitskraft und Ressourcen andernorts zurückgreifen. Vielmehr geschieht dieser Zugriff entlang unterschiedlicher Ungleichheitslinien: Klasse, Geschlecht, rassistische Zuschreibungen, insbesondere entlang neokolonialer Nord-Süd-Verhältnisse. Die imperiale Dimension äußert sich in einem herrschaftlichen und tendenziell zerstörerischen Zugriff auf Mensch und Natur.« (Brand/Wissen 2017: 51)

Der strukturell verankerte Rassismus, der im postkolonialen Beziehungsgeflecht zwischen Globalem Norden und Globalem Süden (re-)produziert wird, ermöglicht etwa die Minderbewertung und Minder-Inwertsetzung von Arbeitskraft im oder aus dem Globalen Süden. Dadurch werden Ausbeutung und repressive Strukturen gerechtfertigt, hinzu kommt »ein Überlegenheitsgefühl in den Gesellschaften des globalen Nordens« (ebd.: 54).

So zeigen etwa die beiden KulturwissenschaftlerInnen Gilles Reckinger und Diana Reiners sowie die Politikwissenschaftlerin Carole Reckinger in ihrem Projekt »Bittere Orangen« (2012), wie aus Afrika fluchtmigrierte Menschen über Lampedusa nach Süditalien kommen und dort unter unmenschlichen Bedingungen und für einen Hungerlohn auf Frucht- und Gemüseplantagen arbeiten müssen (vgl. Reckinger 2018). Durch die geringe Entlohnung können sich die meisten eine Weiterreise in andere Regionen Europas nicht leisten. Sie stecken regelrecht in Süditalien fest: »Die Obst- und Gemüsewirtschaft in Südeuropa hat einen hohen Bedarf an irregulären Saisonarbeitern, und die Rechtlosigkeit der Illegalisierten und ihre existentielle Notlage macht sie besonders ausbeutbar« (Reckinger/Reiners/Reckinger 2013: 12). Diese Form der Ausbeutung, durch die (viele) europäische KonsumentInnen jederzeit mit billigen Südfrüchten versorgt werden können, müssen als »Ausdruck des Funktionierens des Kapitalismus« (ebd.: 13) betrachtet werden.

Die Zerstörung ökologischer (Über-)Lebensgrundlagen im Globalen Süden durch die Produktions- und Konsumgewohnheiten des Globalen Nordens sind eng verwoben mit Formen sozioökonomischer Ausbeutung von Ar-

wie sozial- und wirtschaftspolitische Entscheidungen ökologisch neutral sein können« (ebd.: 406).

beitskräften aus dem Globalen Süden. Ein Beispiel hierfür ist die massive Überfischung, die die EU an der Küste Westafrikas betreibt. Dort leben etwa 1,5 Millionen Fischer unmittelbar von der Küstenfischerei, dazu sind mehrere Millionen Menschen indirekt vom Fischfang abhängig. Sie arbeiten in der Weiterverarbeitung, sind im Verkauf tätig oder haben Arbeit in der Wirtschaft rund um den Bootsbau gefunden (vgl. Greenpeace 2012). Wie ein Bericht von Greenpeace zeigt, wurden zwischen 2006 und 2012 rund 142,7 Millionen Euro zur Sicherung der Fischereirechte für PFA-Schiffe¹⁵ vor Mauretanien und Marokko ausgegeben (vgl. ebd.): »EU-Steuerzahler finanzierten über 90 Prozent der Kosten, damit große Privatunternehmen in dieser Meeresregion fischen durften.« (Ebd.: 3) Die PFA-Boote können aufgrund ihrer technologischen Ausstattung 200 bis 250 Tonnen Fisch pro Tag fangen (vgl. ebd.), während es für die dort lebenden und vom Fischfang abhängigen Menschen immer schwieriger wird, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. So zitiert Greenpeace etwa Ismael Harouna Lebaye, einen Fischer aus Mauretanien: »Es sind einfach zu viele Boote da draußen. Vor zehn Jahren bin ich über Tag hinausgefahren und hatte meinen Fang. Jetzt muss ich zwei Wochen lang aufs offene Meer hinausfahren und trotzdem fange ich weniger« (Lebaye, zitiert nach Greenpeace 2012: 5).

Die Zerstörung der ökologischen Bedingungen vor Ort – in diesem Fall die massive Überfischung vor der westafrikanischen Küste – führt dazu, dass viele Menschen ihre Existenzgrundlage verlieren und gezwungen sind, ihren Herkunftskontext zu verlassen. Manche von ihnen machen sich auf den gefährlichen Weg nach Europa und finden sich dann etwa in den oben erwähnten Gemüse- und Obstplantagen wieder, wo sie für 20 Euro zwölf Stunden unter unmenschlichen Bedingungen arbeiten müssen (vgl. Reckinger 2018). Viele von ihnen aber bleiben an ihrem Ort oder migrieren in ein Nachbarland und versuchen, sich anderweitig durchzuschlagen. Der massive Zugriff auf die materiellen und menschlichen Ressourcen (in Form von Arbeitskraft) im Globalen Süden führt zur Destabilisierung vieler Regionen und schürt Konflikte um Ressourcen und Einkommensmöglichkeiten, wie Wissen und Brand am Beispiel des Kongos zeigen: »Hinter den Konflikten sogenannter verfeindeter ›Ethnien‹ im Kongo etwa wird der Bedarf des globalen Nordens an Col-

15 Großfischerboote, die für insgesamt neun europäische Firmen, aus Deutschland, den Niederlanden, Litauen, Frankreich und UK, fischen. PFA steht für Pelagic Freezer Trawler Association (vgl. <https://www.pelagicfish.eu/organisation>).

tanerzen sichtbar, die für die Herstellung von Mobiltelefonen oder Laptops gebraucht werden.« (Brand/Wissen 2017: 12)

Neben der sozioökonomischen und ökologischen Dimension globaler Ungleichheit gibt es noch eine weitere Dimension, die im Kontext von Flucht-Migration in den Blick genommen werden muss, allerdings unmittelbar mit den anderen beiden Dimensionen verwoben ist: die asymmetrische Verteilung von Mobilitätschancen.

Globale Hierarchie der Mobilität – des einen Mobilität, des anderen Illegalisierung

Mit dem Schlagwort »Globalisierung« wird unter anderem häufig die zunehmende Möglichkeit, aber auch Notwendigkeit zur Mobilität verknüpft. Durch die in jüngerer Vergangenheit entwickelten Transporttechnologien rücken Räume weltweit näher zusammen. Nationalstaatlich definierte Grenzen verflüssigen sich und urbane Räume transformieren sich durch ihre Öffnung zur Welt (vgl. Yildiz 2013).

Das Schengener Abkommen, das am 14. Juni 1985 von fünf europäischen Mitgliedsstaaten¹⁶ unterzeichnet wurde, ist unter anderem Ausdruck der Idee, Mobilität durch den Abbau von Grenzkontrollen im Personenverkehr zu erleichtern. Mit Maßnahmen, die zur Öffnung und Verflüssigung von nationalstaatlichen Grenzen für einen Teil der weltweiten Bevölkerung führen, geht die Schließung von Grenzen für die Mehrheit der Weltbevölkerung einher. Der Zugang zu den Möglichkeiten, geographisch mobil zu werden, gilt also *nicht* für alle Menschen im gleichen Maße (vgl. ebd.). Daher muss vielmehr von Im-/Mobilitäten im Plural gesprochen werden. Zygmunt Bauman bezeichnet diesen Umstand treffend als eine »globale Hierarchie der Mobilität«, die letztlich auf eine Verteilung von Privilegien und Verlusten abzielt (vgl. Bauman 1998: 70). Gerade vor dem Hintergrund der oben beschriebenen ungleichen Verteilung von (Über-)Lebenschancen wird der Zugang zu Mobilität zu einer entscheidenden Ressource. Allerdings bedeutet dies nicht, dass geographische Mobilität zwangsläufig Lebenschancen erhöht – das kann der Fall sein, muss es aber nicht (vgl. Weiß 2017).

Zwei Aspekte sind im Kontext einer globalen Mobilitätshierarchie von besonderer Bedeutung: die Konstruktion unterschiedlicher Kategorien weltwei-

16 Das Abkommen »Schengen I« wurde von der Bundesrepublik Deutschland, der Französischen Republik und den Benelux-Staaten unterzeichnet.

ter Mobilitäten seitens dominanter Institutionen und AkteurInnen des Globalen Nordens¹⁷ und die (Un-)Möglichkeiten eines »legalen« Zugangs zur Mobilität.

Während im Kontext der Bewegung von innereuropäischen BürgerInnen überwiegend von Mobilität und Freizügigkeit gesprochen wird, wird die »Wanderungsbewegung der »Migranten« von Nicht-EU-Ländern in die Staaten der Europäischen Union« (Benedikt 2004: 68) als Migration definiert, die primär als Problem konzipiert und wahrgenommen wird. Die Konstruktion unterschiedlicher Kategorien der Mobilität kann (auch) als Resultat eines (europäischen) Grenz- und Migrationsregimes¹⁸ verstanden werden, dessen zentrales Anliegen es ist, die Bewegung bzw. Bewegungsrichtung von Menschen zu steuern, zu kontrollieren oder zu verhindern. Der Regime-Begriff bezieht sich dabei, wie bereits beschrieben, sowohl auf die Rolle, die nationalstaatliche AkteurInnen und Institutionen im Versuch der Kontrolle der Mobilität von (bestimmten) Menschen einnehmen, als auch auf die internationalen Management- und Kontrollsysteme, wie etwa die Grenzschutz-Agentur Frontex (vgl. Borri/Fontanari 2015: 194). Darüber hinaus werden diverse andere AkteurInnen (NGOs, Zivilgesellschaft etc.) sowie Diskurse und Praktiken als Teil des europäischen Grenz- und Migrationsregimes verstanden (vgl. ebd.):

»In Europa wird das Management und die Kontrolle der Migrationsbewegungen von unterschiedlichen Akteuren auf supranationaler, nationaler und lokaler Ebene durchgeführt. Auf diese Weise vermehren bzw. verstärken sich auch Grenzziehungen innerhalb der europäischen Nationalstaaten und in den Städten. Solche Binnengrenzen manifestieren sich in Passkontrollen, Mobilitätseinschränkungen, unterschiedlichen Formen von Aufenthaltssta-

17 In Bezug auf den Globalen Norden wird der Schwerpunkt im Weiteren auf das europäische Grenz- und Migrationsregime gelegt. Dieses eignet sich besonders dafür, die unterschiedlichen Bewertungen von Mobilitäten aufzuzeigen, weil es versucht, aufgrund seiner geopolitischen Lage die Grenzen zwischen dem Globalen Norden und dem Globalen Süden zu ziehen und spezifische Formen der Mobilität zu managen, zu kontrollieren und zu verhindern. Darüber hinaus halten sich alle Menschen, die in den Interviews zu dieser Arbeit zu Wort kommen, in der Europäischen Union auf und waren und sind daher gerade mit diesen machtvollen Definitionen des europäischen Grenz- und Migrationsregimes konfrontiert.

18 Der Begriff des Migrations- und Grenzregimes wurde von den *Border Studies* eingeführt (vgl. Transit Migration Forschungsgruppe 2007; Hess/Kasperek 2010).

tus und im eingeschränkten Zugang zum Arbeits- und Wohnungsmarkt.«
(Borri/Fontanari 2015: 194)

Zentral in den Perspektiven der Grenz- und Migrationsforschung ist die dynamische und wechselseitige Interaktion zwischen staatlich organisierten Abschottungsbemühungen, die auf nationaler, europäischer und globaler Ebene fokussiert werden, und den AkteurInnen der FluchtMigration selbst, die das Grenzregime kontinuierlich herausfordern und unterlaufen. Dadurch wird der Versuch, FluchtMigrationsbewegungen zu kontrollieren und zu regieren, nicht als einseitiger repressiver Akt von staatlichen Institutionen, Praktiken und Diskursen konzipiert, sondern als ein wechselseitiges Beziehungs- und Wirkungsgeflecht zwischen letzteren und den AkteurInnen der Migration mit ihren Praktiken. Damit kann das herrschende Grenzregime »als das Resultat bestehender Kräfteverhältnisse zwischen verschiedenen sozialen Akteuren« (Cuttitta 2010: 38) verstanden werden. Folglich grenzen sich diese migrationswissenschaftlichen Ansätze ab von einer simplifizierenden Konzeption des Staates als alleinigen Ausgangspunkt für gesellschaftliche Handlungen, die das Phänomen Migration betreffen (vgl. Kasperek/Tsianos 2015).

Nach Bernd Kasperek und Vassilis Tsianos wird es durch den Regime-Begriff möglich, die gängige Unterscheidung zwischen Handlung einerseits und gesellschaftlichen Strukturen andererseits aufzubrechen und »an Stelle von strukturierenden Ordnungen die Prozesshaftigkeit, also das von beiden Seiten betriebene doing migration in den Blick zu nehmen« (ebd.: 17).

Das europäische Grenzregime versucht, Mobilitäten und mobile Subjekte vor allem über die Konstruktion von Kategorien zu managen und zu kontrollieren. Differenzkategorien wie »undokumentierte MigrantInnen«, »Flüchtlinge«, »ArbeitsmigrantInnen« und »EU-BürgerInnen« sind Ausdruck unterschiedlicher Rechtsstatus, mit denen Menschen ausgestattet werden und die gleichzeitig ihren Zugang zu gesellschaftlich relevanten (materiellen und immateriellen) Ressourcen regulieren. In diesem »doing migration« kommt es zu »Ungleichheiten innerhalb der europäischen Gesellschaften[,] [die] als Binnengrenzen bezeichnet werden« (Borri/Fontanari 2015: 194).¹⁹ Nach Regina Römhild werden bei diesen Distinktionen vor allem hierarchische Unterscheidungen entlang kulturell definierter Differenzen wirksam (vgl. Römhild 2015: 43). Diese privilegieren noch bis heute Herkunft aus dem Globalen Norden

19 Weitere Ausführungen dazu finden sich im folgenden Kapitel am Beispiel der Flüchtlingskategorie.

bzw. westliche Gesellschaften gegenüber jenen aus dem Globalen Süden bzw. nichtwestlichen Gesellschaften:

»Wir wissen, dass es einen großen Unterschied macht, ob jemand aus Pakistan oder aus den USA, aus der Türkei oder aus Frankreich nach Deutschland, nach Europa kommt – und dieser Unterschied gilt selbst dann noch, wenn alle mit sozial ähnlichem Hintergrund unterwegs sind [...]. Während die Mobilität der einen als Migration kontrolliert und reguliert wird, gilt die Mobilität des anderen als Ausweis flexiblen Selbstunternehmertums, das als kosmopolitisches Kapital in ganz Europa angerufen und gefördert wird. Während Menschen und Familien mit pakistanischer oder türkischer Herkunft, gleich welcher sozialen Schicht, unter den Generalverdacht mangelnder Integration gestellt werden, käme kaum jemand auf die Idee, den französischen Unternehmensberater oder die Studentin aus Kalifornien zu einem Integrationskurs zu verpflichten, ihnen mehr lokale Bindung abzuverlangen und ihr fehlerhaftes Deutsch als Problem anzusehen.« (Römhild 2015: 43)

Die daraus resultierenden Ungleichheiten, mit denen mobile Subjekte konfrontiert sind, machen die Frage der Mobilität zu einer sozialen Frage. Diese betrifft Aspekte wie die ungleiche Verteilung der Möglichkeiten, auf unterschiedlichen Ebenen gesellschaftlich partizipieren zu können. Dennoch ist zu betonen, dass der Versuch, die Bewegung von AkteurInnen zu kontrollieren, nicht zwangsläufig deren Immobilität bedingt. Vielmehr muss die damit einhergehende *Entrechtung* der Subjekte durch das europäische Grenz- und Migrationsregime in den Blick genommen werden.

Wie bereits gezeigt wurde, operiert das europäische Grenz- und Migrationsregime primär mit der Kategorisierung und Hierarchisierung unterschiedlicher Mobilitätsformen. Gleichzeitig – und damit ist der zweite Aspekt einer globalen Hierarchie der Mobilität angesprochen – werden diese Kontrollversuche zusehends in Länder außerhalb der EU ausgelagert. Das grundlegende Ziel, das dabei verfolgt wird, ist es, die Mobilität eines großen Teiles der Bevölkerung aus dem Globalen Süden systematisch zu verhindern und zu managen. Bei dieser Externalisierung und Exterritorialisierung des europäischen Grenz- und Migrationsregimes werden Drittstaaten in den Versuch der Migrationskontrolle im Rahmen von sogenannten »Migrations- und Mobilitätspartnerschaften« miteinbezogen. Darüber hinaus wurden seit den 1990er Jahren zahlreiche bilaterale Abkommen und durch die EU initiierte Rücknahmeabkommen mit den Herkunfts- und Transitländern geschlossen (vgl. Dünnwald 2015).

Stephan Dünwald vom Bayerischen Flüchtlingsrat zeigt auf Grundlage einer ethnographischen Feldforschung in Mauretanien und Mali, wie unterschiedlich wirksam der Versuch ist, FluchtMigration bereits vor den europäischen Außengrenzen zu stoppen (vgl. ebd.). So wurde die von Mauretanien ausgehende FluchtMigration seit den Interventionen der EU nahezu vollständig »eingedämmt«. Dies liegt an den spanischen Sicherheitskräften, die an der westafrikanischen Küste stationiert wurden, um Menschen an ihrem Weg Richtung kanarische Inseln zu hindern (vgl. ebd.). In Mali hingegen »scheitern« diese Kontrollversuche, trotz der Kooperationsbereitschaft der mali-schen Regierung, bis heute (vgl. ebd.). Gerade am Beispiel einiger afrikanischer Länder, die diskursiv als Sinnbild für die »Migration der Armen« (ebd.: 3) gelten, werden die Bemühungen der EU, Migration systematisch zu verhindern, deutlich:

»Seit den 1980er Jahren wurden die Migrationsbewegungen aus dem Süden nach Europa durch Visaregime, dem [sic!] Ausbau von Grenzkontrollen, Rückübernahmeabkommen mit den Herkunftsstaaten und einen starken Anstieg von Abschiebungen zunehmend eingeschränkt. Dies beendete zwar nicht die Migration aus dem Süden, illegalisierte aber einen Großteil der Bewegungen in Richtung Europa.« (Dünwald 2015: 3)

Besonders plastisch wird die Illegalisierung der FluchtMigration aus Ländern des afrikanischen Kontinents in die EU an den beiden spanischen Enklaven Ceuta und Melilla.²⁰ Hier befindet sich die einzige Landesgrenze zwischen Europa und Afrika. Nachdem 2005 hunderte Menschen versuchten, die Grenzzäune zu überwinden,²¹ wurden die Grenzschutzanlagen weiter ausgebaut. Inzwischen wurden zur marokkanischen Landseite hin zwei 6 Meter hohe Zäune errichtet, zwischen denen sich ein 5 Meter breiter Gang für die Patrouillen der Guardia Civil (spanische Zivilgarde) befindet. Die Zäune sind darüber hinaus mit Infrarot- und Videokameras, Wachtürmen und NATO-Stacheldraht ausgestattet, was sie nahezu unüberwindbar macht. Immer wieder kommen Menschen beim Versuch, den Grenzzaun dennoch zu

20 Insgesamt arbeiten ca. 2000 BeamtInnen in Melilla und Ceuta, um die Grenze zu kontrollieren. Die jährlichen Kosten der Grenzüberwachung belaufen sich auf ca. 50 Millionen Euro (vgl. Barbero 2012).

21 Am 29.09.2005 kamen bei dem Versuch, den Grenzzaun von Ceuta zu überwinden, vier Menschen zu Tode.

überwinden, ums Leben.²² Die Möglichkeiten für sogenannte »Drittstaatsangehörige«, also jene, die vom Recht auf europarechtliche Freizügigkeit ausgenommen sind, legal in die EU einzureisen, sind kaum mehr vorhanden (vgl. Hess et al. 2015). Die Illegalisierung der Mobilität von spezifischen Personengruppen verhindert diese allerdings keinesfalls, sondern führt dazu, dass Menschen auf immer gefährlicheren Routen neue Wege in die EU finden. Viele Menschen können europäisches Territorium somit nur noch unter Lebensgefahr erreichen, um dort dann einen Antrag auf Asyl zu stellen.

Dadurch wird das Recht auf Asyl de facto abgeschafft (vgl. ebd.). Und auch für jene Menschen, die die EU erreichen, hört der Kampf um ein menschenwürdiges Leben nicht auf. Sie sind vielfach Stigmatisierungen und Diskriminierungen ausgesetzt, die aus der diskursiven Konstruktion der Flüchtlingsfigur resultieren. Sie werden zu TäterInnen oder Opfern gemacht und nur selten als (politische) AkteurInnen wahrgenommen. Dabei spielen unterschiedliche diskursive Ebenen eine Rolle, die FluchtMigration primär aus einer problematisierenden Perspektive in den Blick nehmen und »den Flüchtling« als politisch-rechtliches und soziales Gebilde damit erst erzeugen. Diese dichotome Konstruktion der Flüchtlingsfigur, die zwischen der Viktimisierung einerseits und der Konzeption »des Flüchtlings« als Gefahr andererseits changiert, ist Gegenstand des folgenden Kapitels.

22 So ertranken am 06.02.2014 etwa 15 Menschen beim Versuch, von Marokko aus die spanische Enklave Ceuta schwimmend zu erreichen. Die spanische Zivilgarde (Guardia Civil) schoss mit Gummigeschossen auf die Überlebenden und setzte Tränengas ein (vgl. Wandler 2015).

III. Die dichotome Ordnung »des« Flüchtlingsdiskurses

5. Dominate Deutungen der Flüchtlingskategorie

»Labels have consequences.«
(Gatrell 2015: 284)

5.1 Die normalisierte Täter-Opfer-Dichotomie

Das Ziel dieses 5. Kapitels ist es, hegemoniale Deutungen im Kontext des Diskurses über Flucht/Migration nachzuzeichnen. Diese Deutungsmuster sind, wie in den vorangegangenen Ausführungen gezeigt wurde, Teil eines historisch gewachsenen Repräsentationssystems, das die Differenzkategorien »Wir und die Anderen« kontinuierlich (re-)aktualisiert. Die beständige Wiederholung und Überbelichtung einer solchen Differenz bei gleichzeitiger Unterbelichtung der zugrunde liegenden Machtverhältnisse führt dazu, dass sich auf dieser Distinktion beruhende Unterscheidungen normalisieren und bedeutende Realitätseffekte nach sich ziehen (vgl. Yıldız 2018: 67). Sie werden zu rezeptartigen Deutungsschemata und kanalisieren die Wahrnehmung auf gesellschaftliche Wirklichkeiten. Folglich wird eine spezifische Art des Sehens und der Wahrnehmung von Wirklichkeit dominant, die andere Lebens- und Wirklichkeitskonstruktionen außen vor lässt.

Die Rekonstruktion dieser dominanten Interpretations- und Deutungsmuster steckt im Folgenden den Rahmen der (dominanten) Fremd(heits)positionierungen ab, mit denen die GesprächspartnerInnen in Europa bzw. in Österreich konfrontiert sind. Es geht also zunächst darum, auf einer Makroebene hegemoniale Konstruktionen der Flüchtlingskategorie herauszuarbeiten, um im Anschluss daran auf einer Mikroebene die Effekte und Selbstpositionierungsprozesse der befragten Menschen zu diesen objektivierenden Anrufungen (siehe Kapitel 4) sichtbar zu machen. Denn wie bereits zuvor deutlich wurde, beziehen sich Menschen, die als »Flüchtlinge« kategorisiert werden, auf diese dominanten Deutungen, sind aber keinesfalls von diesen bestimmt.

Die grundlegende These lautet, dass die diskursive Formation, die zwischen »uns« als europäisch bzw. national kodierter Einheit und »ihnen« als eben dieser Einheit nicht zugehörig differenziert, ein konstituierendes Strukturelement innerhalb des hegemonialen FluchtMigrationsdiskurses darstellt. Die Flüchtlingskategorie wird innerhalb dieses Diskurses als politisch-rechtliches, soziales und wissenschaftliches Konstrukt erst hervorgebracht und erfüllt dabei spezifische Funktionen für die Selbstdefinition einer europäisch bzw. national imaginierten »Wir-Gemeinschaft«¹ (vgl. Seukwa/Niedrig 2010). In Anlehnung an Albert Scherr und Çiğdem İnan (2017) wird die Kategorie »Flüchtling« als gesellschaftliches Konfliktfeld verstanden, auf dem Kämpfe um Zugehörigkeitsverhältnisse ausgetragen werden sowie der legitime Zugang zu gesellschaftlich relevanten (materiellen wie immateriellen) Ressourcen im Globalen Norden verhandelt wird.

Hierbei lassen sich innerhalb des FluchtMigrationsdiskurses zwei dominante Deutungsmuster bzw. Diskurspositionen erkennen, die zum einen viktimisierende und zum anderen kriminalisierende oder skandalisierende Tendenzen aufweisen. Der »Flüchtling« taucht innerhalb dieser diskursiven Formation folglich primär in doppelter Gestalt auf: in der Figur des Täters, der eine Bedrohung für die innereuropäische bzw. nationale Sicherheit sowie den Wohlstand der im Globalen Norden liegenden Länder darstellt, und in der Figur des Opfers, dessen Leben von Leid und Zwang (fremd-)bestimmt ist (vgl. Schacht 2019).

Beide Deutungsmuster sind Teil eines übergeordneten Gefahren- und Problematisierungsdiskurses, der FluchtMigration grundsätzlich aus einer sicherheitspolitischen und defizitären Perspektive in den Blick nimmt und dabei das Sagbarkeitsfeld im Kontext von FluchtMigration verengt. Und so ist es auch kaum verwunderlich, dass innerhalb des Diskurses über FluchtMigration Fragen zu »Belastungs- und Obergrenzen« gestellt und verhandelt werden. Oder, wie Shalini Randeria es 2013 pointiert in einem Interview mit der »Neuen Zürcher Zeitung« (NZZ) ausdrückt: »Überzählig sind immer die Anderen.« (Randeria 2013)

Die folgenden Ausführungen sind im engeren Sinne keine detaillierte und umfassende Diskursanalyse zum Thema der FluchtMigration. Vielmehr

1 An dieser Stelle sei hervorgehoben, dass diese Selbstdefinition unabdingbar an die Verteilungs- und Zugangslogik zu materiellen und immateriellen Ressourcen geknüpft ist. Dadurch materialisiert sich die diskursiv erzeugte Exklusion in der Verhinderung oder Ermöglichung des Zugangs zu gesellschaftlich relevanten Ressourcen.

skizzieren sie schlaglichthaft und exemplarisch hegemoniale Deutungsmuster und Konstruktionen der Flüchtlingskategorie auf unterschiedlichen Ebenen des Diskurses. Dabei wird auf Zugänge der Kritischen Diskursanalyse, wie sie bereits in Kapitel 3 und 4 beschrieben wurden, zurückgegriffen und die Kategorie »Flüchtling« als Macht-Wissens-Komplex verstanden, der auf unterschiedlichen Ebenen ein spezifisches Wissen über die darunter subsumierten Menschen generiert. Neben der medial-öffentlichen und politisch-rechtlichen Dimension dieser Wissensproduktion wird auch die wissenschaftliche Ebene beleuchtet. Diese wird gegenwärtig, wenn überhaupt, meist entkoppelt und als »objektiv« gerahmt von den anderen beiden Dimensionen in den Blick genommen. Allerdings lässt sich zeigen, dass wissenschaftliche Erkenntnisse auch von politischer Seite instrumentalisiert werden, um restriktive Migrationspolitiken zu legitimieren. Ebenso greifen MedienvertreterInnen auf wissenschaftliche Studien zurück, um ihre Argumentationen abzusichern und deren »Wahrheitsgehalt« zu belegen. Auf die enge Verknüpfung zwischen wissenschaftlicher Forschung und medialer Berichterstattung verweist auch Erol Yıldız: Am Beispiel des Begriffes »Parallelgesellschaft« zeigt er, wie wissenschaftliche Bezeichnungen medial aufgegriffen und normalisiert werden (vgl. Yıldız 2018). So ergänzen sich Wissenschaft und ein »migrationspolitischer Alarmismus der Medien« (Bukow et al. 2007: 11) und es kommt zu negativen Synergieeffekten zwischen den unterschiedlichen Diskursebenen.

Ähnlich verhält es sich mit dem sich seit 2015 etablierenden Begriff »Flüchtlingskrise«, der sowohl medial und politisch als auch innerhalb wissenschaftlicher Debatten zu einem Schlagwort geworden ist. Der Begriff ist aus mehreren Gründen problematisch. Er kanalisiert die Wahrnehmung dessen, was gesehen wird, und legt gleichzeitig fest, was aus dem Blickfeld gerät. Die Verantwortung für die als Krise definierte Situation in der EU wird aus diesem problemzentrierten Blick den in der EU ankommenden Menschen zugeschrieben. Unsichtbar wird dabei, dass die eigentliche Krise die »historische und strukturelle Niederlage des europäischen Grenzregimes« (Hess et al. 2017: 6) ist, die darin besteht, dass die Versuche der EU, FluchtMigration zu kontrollieren, gescheitert sind. Auch Begriffe wie »Asyltourismus« oder die Vielzahl an Naturmetaphern, die wie in einer Endlosschleife im Diskurs zirkulieren, sind Teil dieser Verengung von Wahrnehmungen gesellschaftlicher Wirklichkeiten: Codierungen bzw. Verdichtungen, die als Erkenntnisinstrumente sowohl im medialen und politischen als auch im wissenschaftlichen Kontext fungieren. Dabei sind Codierungen immer

auch Generalisierungen – durch solche Zuschreibungen werden künstliche Gruppen erzeugt, für die anschließend präventive Maßnahmen konzipiert werden.

Die dominanten Deutungen, die im Begriff »Flüchtlingskrise« zum Ausdruck kommen, legen wiederum spezifische handlungsleitende Schlussfolgerungen und Praktiken nahe, die darauf abzielen, die als krisenhaft konstruierte Situation zu beheben bzw. wieder kontrollierbar zu machen. Gleichzeitig legitimiert die Inszenierung eines Ausnahmezustandes immer restriktivere Migrationspolitiken, die sich unter anderem in der Verschärfung des Asylrechts, der Militarisierung der EU-Außengrenzen oder der voranschreitenden Externalisierung dieser Grenzen materialisieren. Getragen und gerahmt werden diese Praktiken des europäischen Grenzregimes durch die Konstruktion eines Sicherheitsbedarfs, der ein Element des »Krisendiskurses« darstellt.

Innerhalb dieser Argumentationslinien finden sich, neben dem Begriff »Flüchtlingskrise«, häufig auch die bereits erwähnten Naturmethaphern, wie »Flüchtlingsströme«, »Flüchtlingswellen«, »Flüchtlingsfluten«, oder auch sprachliche Bilder, die dem Militär entspringen, wie »Invasion« oder »Ansturm«. Auf die Macht der Kollektivsymboliken im Kontext des Diskurses über Flucht/Migration verweisen auch Regina Wamper und Margarete Jäger vom Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (vgl. Wamper/Jäger 2017). Sie beschreiben ein System aus Kollektivsymbolen²,

»[...] mit denen die Dichotomie ›Wir‹ gegenüber ›Denen‹ beharrlich reproduziert werden kann und das darüber hinaus dazu geeignet ist, bestimmte Personengruppen als latente Gefahr zu stilisieren. [...] Wichtig ist, dass diese Symbole von einem großen Teil der Gesellschaft sofort verstanden werden und ›sinnvoll‹ sind.« (Wamper/Jäger 2017: 97)

Alle diese sprachlichen oder visuellen Symbole finden sich auf den unterschiedlichen Ebenen des Diskurses wieder. Sie werden sowohl von der Politik als auch medial und wissenschaftlich aufgegriffen und erzeugen dadurch eine gewisse Normalität (vgl. Friese 2017).

Wie bereits in diesen kurzen Ausführungen deutlich wird, überlappen und durchkreuzen sich die unterschiedlichen Diskursebenen, und es kommt

2 Wamper und Jäger definieren Kollektivsymbole als »kulturelle Stereotypen, die kollektiv tradiert und benutzt werden« (Wamper/Jäger 2017: 97). Darunter fallen sowohl Bilder wie Fotos oder Karikaturen als auch Sprachbilder wie beispielsweise Methaphern (vgl. ebd.).

zu »negativen Synergieeffekten« (Yıldız 2006: 45). Die diskursive Herstellung der Flüchtlingskategorie ist folglich immer als ein mehrdimensionales Konstrukt zu verstehen. Dennoch wird im Folgenden eine analytische Trennung zwischen den einzelnen Diskusebenen vorgenommen, bevor ein detaillierter und umfassenderer Einblick in die Fremd(heits)positionierung als »Flüchtling« gegeben wird.

5.2 »Wir können nicht die ganze Welt retten« – (migrations-)politisch-rechtliche³ Dimensionen des Diskurses

Im Juli 2015 hielt der damalige Generalsekretär der CSU, Andreas Scheuer, in einem Gespräch mit der »Passauer Neuen Presse« (PNP) fest: »An den Grenzen stehen 60 Millionen Flüchtlinge. Wie sollen wir dieser Massen Herr werden? Wir können nicht die ganze Welt retten« (Scheuer 2015). Dieses Zitat steht symptomatisch und exemplarisch für die (migrations-)politisch-rechtliche Dimension des Diskurses über FluchtMigration in Europa. Entscheidend dabei ist, was Scheuer mit dieser Aussage sichtbar macht und welche Aspekte er dabei unsichtbar werden lässt. Zunächst quantifiziert er die »Massen«, die laut ihm bereits vor der EU-Außengrenze darauf warten, diese Grenze zu passieren. Dabei ist zentral, dass er die Zahl (60 Millionen) dekontextualisiert und somit ein Bedrohungsszenario inszeniert, dessen es wieder »Herr zu werden« gilt. Scheuer greift in seiner Argumentation auf Zahlen des UNHCR zurück, aus dessen jährlich veröffentlichten Berichten⁴ zur globalen Situation FluchtMigrierender hervorgeht, dass sich Ende 2014 insgesamt 60 Millionen weltweit auf der Flucht befanden. Was unerwähnt bleibt, ist, dass es sich bei 38,2 Millionen dieser Menschen um solche handelt, die als »internally displaced persons« (Binnenvertriebene) bezeichnet werden, also innerhalb ihres Landes fluchtmigriert sind. Darüber hinaus hielten sich 2014 laut Angaben des UNHCR 86 Prozent der Menschen, die sich weltweit auf der Flucht befanden, in armen Ländern des Globalen Südens auf (vgl. UNHCR 2014: 2).

3 An dieser Stelle wird die Bezeichnung »politisch-rechtlich« gewählt, um zum Ausdruck zu bringen, dass der politische Diskurs über FluchtMigration sich in Gesetzen materialisiert.

4 Der UNHCR veröffentlicht jährlich einen »Global Report« über die weltweiten Entwicklungen der FluchtMigration. Die gesammelten Dokumente der Jahre 1999 bis 2017 finden sich unter www.unhcr.org/the-global-report.html.

Des Weiteren bleibt die Benennung konkreter FluchtMigrationsursachen, die auch eine Involviertheit und daraus resultierende Verantwortung der Länder des Globalen Nordens adressieren würden, in Scheuers Aussage vollkommen aus. Die Entkoppelung der Thematik FluchtMigration von konkreten FluchtMigrationsursachen (wie die Destabilisierung postkolonialer Länder, Kriege und regionale Bürgerkriege aufgrund der westlichen Interventionskriege der vergangenen Jahrzehnte oder die Zerstörung ökonomischer und sozialer Strukturen durch die Expansion des westlichen Marktes) macht die Feststellung, dass »[w]ir nicht die ganze Welt retten können«, erst plausibel. Hier werden, wie bereits in Kapitel 4 beschrieben, globale Zusammenhänge und damit die »geteilte Geschichte« (Randeria/Conrad 2002) zwischen Ländern im Globalen Norden und jenen im Globalen Süden ausgeblendet. Damit kann in diesem Kontext von einer Täter-Opfer-Umkehr gesprochen werden, bei der die EU nun als Opfer weltweiter FluchtMigrationsbewegungen erscheint die sie wieder unter Kontrolle bringen muss. Der Auslöser der damit einhergehenden Bedrohungs- und Überforderungsängste ist in dieser Argumentationskette aufseiten der Menschen zu verorten, die sich auf der Suche nach Schutz befinden.

Aber Scheuer geht noch einen Schritt weiter und inszeniert das »Wir«, das sowohl auf europäischer als auch nationaler Ebene verstanden werden kann, als rettende Instanz, und zwar der ganzen Welt. Führt man diese Argumentationslogik weiter, scheint es die zwingende Konsequenz zu sein, die Grenzen nur selektiv und partiell für die »wirklichen und wahren Opfer« (aus humanitären Gründen) zu öffnen, während sie für alle anderen verschlossen bleiben, ja bleiben *muss*. Während in der ersten Narrative wie »Leid«, »Hilflosigkeit« und »Mitgefühl« dominant sind, wird der weitaus größere Teil der Menschen aus dieser Logik heraus kriminalisiert und problematisiert. Damit bewegt sich Scheuer in einer dominanten Deutungs- und Handlungslogik im Kontext aktueller FluchtMigrationsbewegungen und knüpft implizit an das Fundament des europäischen Migrations- und Grenzregimes an, dessen migrationspolitisches Instrumentarium die Kategorisierung und Hierarchisierung von FluchtMigrantInnen darstellen. Dieses Instrumentarium nimmt einen zentralen Stellenwert in der Konstruktion der Flüchtlingskategorie auf der politisch-rechtlichen Ebene des Diskurses ein und wird im Folgenden ausführlicher beschrieben.

Divide et impera – von »wahren Opfern«, »Wirtschaftsflüchtlingen« und »Asylmissbrauch«

Die Differenzierung, Kategorisierung und Hierarchisierung unterschiedlicher AkteurInnen der FluchtMigrationsbewegungen muss als ein zentrales Instrument der europäischen Migrationspolitiken verstanden werden. Diese Ordnungskategorien können sowohl rechtlich verankert sein als auch in politischen Debatten strategisch eingesetzt werden. Sie erzeugen künstliche Gruppen und führen eine Unterscheidung zwischen »erwünschter und nicht-erwünschter, legitimer und illegitimer Zuwanderung« (Scherr/İnan 2017: 135) ein, die sich unter anderem am Kriterium der ökonomischen Verwertbarkeit von Menschenleben orientiert. Während etwa hochqualifizierte und billige Arbeitskräfte erwünscht sind, wird in politischen Debatten häufig unter der Bezeichnung »Wirtschaftsflüchtling« ein großer Teil der Menschen als »illegitime ZuwanderInnen« stigmatisiert. Menschen, die unter dieser Kategorie subsumiert werden, gelten nach den Kriterien der Genfer Flüchtlingskonvention nicht als »Konventionsflüchtlinge«. Ihnen wird vorgeworfen, »illegal« in die EU gelangt zu sein und das Asylrecht daher zu »missbrauchen«. Klaus Bade spricht im Zusammenhang mit der herabsetzenden Sprache, die in der Bezeichnung »Wirtschaftsflüchtling« zum Tragen kommt, von der »semantischen Missgeburt des ›Wirtschaftsflüchtlings‹« (Bade 2015: 8), die bestimmte migrationspolitische Funktionen erfüllt und keinesfalls neu ist. Bereits kurz nach der Staatsgründung der BRD im Jahr 1950/51, so Bade, war in den Debatten um die Zweckmäßigkeit des Asylrechts von »Wirtschaftsflüchtlingen« die Rede, deren Aufnahme begrenzt werden sollte, um »echte Flüchtlinge«⁵ aufnehmen zu können (vgl. ebd.: 4).⁶

Zentral bei der Unterscheidung zwischen »echten Flüchtlingen« und jenen, die als »Wirtschaftsflüchtlinge« bezeichnet werden, ist das Kriterium der Freiwilligkeit bzw. Unfreiwilligkeit. Während Menschen, die unter der ersten Kategorie subsumiert werden, als »wahre Opfer« wahrgenommen werden (Viktimisierungsdiskurs), weil sie gezwungen wurden, ihre Herkunftskontexte zu verlassen, wird Menschen, die aus wirtschaftlichen Motiven fluchtmi-

5 Als »echte Flüchtlinge« galten jene Menschen, die während der Aufnahme-prozedur als Grund für ihre Flucht politische Verfolgung glaubhaft machen konnten.

6 Auch zwischen 1970 und 1990 tauchten der Begriff »Wirtschaftsflüchtling« und der Vorwurf des »Asylmissbrauches« immer wieder in politischen Debatten auf. Von Anfang an, so Bade, wurde der Begriff mit »denunziatorischen Absichten« (Bade 2015: 6) verwendet, um legitime von illegitimer Zuwanderung in die BRD zu unterscheiden.

grieren, unterstellt, freiwillig mobil geworden zu sein und dadurch das Asylrecht für ihre Zwecke zu »missbrauchen« (Kriminalisierungsdiskurs).⁷ Abschätzige und abwertende Begriffe wie »Wirtschaftsflüchtling« oder »Asyltourismus« führen »von der Prägung denunziatorischer Kampfbegriffe in der politischen und medialen Diskussion über deren zunehmend unreflektierten Alltagsgebrauch bis zur semantischen Gültigkeitsbestätigung in Gestalt lexikalischer Festschreibungen« (ebd.: 6).⁸ Dabei haben diese scheinbar eindeutigen Differenzierungen eine klare politische Funktion, die darin besteht, »die unüberschaubaren Massen der *displaced persons*« (Horn 2002: 29f., Herv. i.O.) zu kategorisieren, um »die dringlichsten von den anderen dringlichen Fällen scheiden zu können [...], um wenigsten einige, ja sogar ein Gros der Umherziehenden heimschicken zu können – oder ihnen jedenfalls die unbefristete Aufnahme zu verweigern« (ebd.).

Dieses »Grenzmanagement« (Cuttitta 2010: 23), das sowohl auf der Ebene des europäischen als auch auf der Ebene des nationalstaatlichen Grenzregimes wirksam wird, zielt folglich darauf ab, FluchtMigration zu selektieren, zu kontrollieren und zu begrenzen. Die Konstruktion des »echten Flüchtlings«, der laut Genfer Flüchtlingskonvention als »wahres Opfer« definiert wird und sich als solches erzählen muss, um ein Bleiberecht zu erhalten, in Abgrenzung zum »falschen Flüchtlings«, der je nach Kontext als »Wirtschaftsflüchtling«, »Asyltourist« oder »Scheinasylant« stigmatisiert wird, ist darüber hinaus äußerst funktional für die Imagination einer auf »Humanismus und Werten« fußenden europäischen »Wir-Gemeinschaft«. Erst mit Hilfe dieser Unterscheidung kann Europa sich trotz seiner tödlichen Außengrenzen weiterhin als Ort des Humanismus und der Aufklärung erzählen, »dem diskussionslos Werte und Ideen wie »Emanzipation«, »Gleichberechtigung« und »Freiheit« zugeschrieben werden« (Castro Varela 2015: 5). Denn es besteht auf politisch-rechtlicher Ebene weitgehend Einigkeit darüber, dass die wenigen »wirklichen Opfer«, die unfreiwillig vor Verfolgung und Krieg fliehen mussten, aus humanitären Gründen aufgenommen werden müssen, während dem weitaus größeren Teil der Menschen ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht – und damit der Zugang zu gesellschaftlich relevanten Ressourcen – verwehrt

7 Auch hier ist zentral, dass die globalen Zusammenhänge und Dynamiken von Ungleichheiten unsichtbar gemacht werden, damit das Kriterium der Freiwilligkeit plausibel wird.

8 Das Wort »Wirtschaftsflüchtling« findet sich auch in der aktuellen Ausgabe des Dudens (vgl. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Wirtschaftsfluechtling>).

bleiben muss.⁹ Damit kommt es zur Viktimisierung einiger weniger bei gleichzeitiger Skandalisierung bzw. Kriminalisierung aller anderen, die als Bedrohung und/oder Belastung einer als europäisch/national imaginierten »Wir-Gemeinschaft« konstruiert werden.

Es wird deutlich, wie humanitäre Argumentationsmuster mit der Legitimation restriktiver Migrationspolitiken verknüpft werden. Die Notwendigkeit der Versicherheitlichung und Verschärfung der europäischen Grenz- und Migrationspolitiken als humanitär notwendige Praktik und Intervention kann als eine humanitäre Form des Regierens von Menschen (vgl. Fassin 2012) bezeichnet werden. Unter humanitärem Regieren versteht Fassin »the administration of human collectivities in the name of a higher moral principle which sees the preservation of life and the alleviation of suffering as the highest value of action« (Fassin 2007: 151).

Das europäische Grenzregime und seine Praktiken werden in diesem Verständnis als humanitäre Hilfe und moralische Verantwortung gegenüber den »wahren Opfern« rekodiert. Damit werden »dessen kontinuierlicher Ausbau sowie die gleichzeitige militärische Aufrüstung entpolitisiert und normalisiert, und somit weniger kritisierbar« (Bartels 2017: 20).

So definiert die europäische Grenzschutzagentur Frontex ihre Arbeit an den EU-Außengrenzen etwa als humanitäre Unterstützung in Notsituationen (vgl. Pallister-Wilkins 2015). Auch Nina Perkowski betont die enge Verwobenheit und Koexistenz von Diskursen um Sicherheit, Humanitarismus und Menschenrechtsdiskursen (vgl. Perkowski 2016), die sich in Grensräumen wie jenem des Mittelmeerraumes verdichten und für die ein »management of undesirables« nutzbar gemacht wird (vgl. ebd.). In den drei Diskurssträngen, so Perkowski, werden Subjektpositionen erzeugt, die zwischen TäterInnen, Opfern und RetterInnen unterscheiden und dabei entlang der Differenz »Wir und die Anderen« operieren. Die Beziehung zwischen diesen Positionen ist hierarchisch strukturiert und reartikuliert koloniale Muster, die zwischen den (westlichen) fürsorglichen, rettenden Subjekten, dem schutzbedürftigen Opfer und dem gefährlichen Anderen differenziert (vgl. Cuttitta 2017). Die EU taucht in dieser Konstellation als rettende Instanz der »wahren Opfer« auf, die als defizitär, abhängig und bedürftig definiert werden (vgl. ebd.: 332). Damit ist die soziale Beziehung zwischen diesen beiden Seiten klar strukturiert:

9 Wobei deutlich hervorgehoben werden muss, dass die EU zunehmend auf die Externalisierung ihres Grenzregimes in die Herkunftsländer der Menschen setzt und somit immer weniger Menschen die EU-Außengrenzen überhaupt erst erreichen können.

»Der oder die Empfänger_in kann neben Dankbarkeit nur mit seiner oder ihrer (Opfer-)Geschichte eine Art ›Gegenleistung‹ erbringen« (Schmidt 2015: 6). Während jene Menschen, die als besonders vulnerabel wahrgenommen werden, als »wahre Flüchtlinge« – weil »wahre Opfer« – gelten, wird der weitaus größere Teil als bedrohliche Masse deformiert.

Entscheidend für die vorliegende Arbeit ist, dass in diesen sich überlappenden Diskursen ein spezifisches Wissen über die Menschen, die zur Zielscheibe des humanitären Regierens werden, erzeugt wird. Die »wahren Opfer« werden assoziativ mit Leid, Abhängigkeit, Verletzlichkeit und Bedürftigkeit verknüpft. Sie werden als passive Objekte stigmatisiert, denen die EU rettend zur Seite stehen muss. Der weitaus größere Teil der FluchtMigrierenden wird in dieser Dreieckskonstellation (TäterIn – Opfer – RetterIn) zu einer unerwünschten und illegitimen Masse degradiert, die eine Bedrohung für die innereuropäische Ordnung darstellt. Ihnen wird damit implizit eine gewisse Absicht oder eine unrechtmäßige Einreise unterstellt. Sie werden als künstliche Gruppe problematisiert und kriminalisiert. Dieses Wissen über die Anderen als leidende Opfer, die passiv und hilfsbedürftig sind oder als bedrohliche, entpersonalisierte Masse homogenisiert werden, ist fundamental für das europäische Migrationsregime, das sowohl an den europäischen Außengrenzen als auch innerhalb der EU wirksam wird.

So verweist etwa Louis Henri Seukwa darauf, dass das Konzept des Opfers bereits in der Genfer Flüchtlingskonvention angelegt ist und damit zu einem entscheidenden Moment innerhalb des Asylverfahrens in der EU wird. Menschen, die im Asylverfahren dazu aufgefordert sind, ihre FluchtMigrationsgeschichte zu erzählen, müssen diese, so Seukwa, als Leidensgeschichte wiederzugeben und ihren Opferstatus hervorheben (vgl. Seukwa 2016: 108f.). Sie werden dazu gezwungen, »ihre Biografien so zu strukturieren, dass sie glaubhaft als Opfer von Verfolgung und Missbrauch aus politischen, religiösen, ethnischen Gründen oder wegen ihrer sexuellen Orientierung etc. erscheinen. So gesehen ist ein anerkannter Flüchtling nach Genfer Flüchtlingskonvention grundsätzlich ein Opfer.« (Ebd.: 108) Die diskursive und rechtlich verankerte Konstruktion des »Flüchtlings« als passives Opfer legt fest, wer als »wahrer Flüchtling« gilt und wer das Asylrecht für seine Zwecke zu »missbrauchen« versucht.

Gemeinsam ist beiden diskursiven Konstrukten, dass sie Menschen aus einer problematisierenden und defizitären Perspektive in den Blick nimmt. Sowohl »der Flüchtling als Opfer« als auch jene Menschen, die als »TäterInnen oder illegitim aufhältig« stigmatisiert werden, müssen in dieser Sichtweise

zunächst einmal dazu befähigt werden, sich in eine als homogen imaginierte Gesellschaft einzupassen. Ihnen wird implizit oder explizit unterstellt, etwas nicht zu haben, was die ansässige Bevölkerung bereits durch Geburt und Sozialisation erworben hat. Unter dem Schlagwort der Integration werden auf nationalstaatlicher Ebene daher zunehmend Leistungen gefordert, die von der erfolgreichen Absolvierung von Deutschkursen bis hin zur verpflichtenden Teilnahme an sogenannten »Wertekursen« reichen und mit denen die »Integrationswilligkeit und -fähigkeit« unter Beweis gestellt werden soll. Seit Juni 2017 ist der Besuch eines »Werte- und Orientierungskurses« in Österreich¹⁰ durch das Inkrafttreten des neuen Integrationsgesetzes für Menschen im Asylverfahren und Subsidiär Schutzberechtigte¹¹ verpflichtend (vgl. ÖIF 2018).

Laut Selbstbeschreibung des Österreichischen Integrationsfonds liegen die Schwerpunkte der Werte- und Orientierungskurse unter anderem auf der Vermittlung von »Prinzipien des Zusammenlebens wie Demokratie, Meinungsfreiheit, Gewaltfreiheit, Rechtsstaatlichkeit« (ebd.: o.A.) sowie von Informationen über »das Wohnen und Regeln des guten Zusammenlebens in der Nachbarschaft« (ebd.: o.A.). Damit wird Menschen, die nicht aus einem EU-Staat kommen, implizit unterstellt, weder Kenntnisse über Demokratie, Meinungsfreiheit, Rechtsstaatlichkeit noch über das Zusammenleben mit NachbarInnen zu haben. Sowohl das »Sie« als auch das »Wir« wird als homogene Entität dargestellt und in eine hierarchische Beziehung zueinander gesetzt. Während dem »Sie« implizit eine zivilisatorische Rückständigkeit zugeschrieben wird, indem das Fehlen demokratischer Werte und ethischer Grundlagen unterstellt wird, kommt dem zivilisierten »Wir« die Aufgabe zu, »ihnen« »unsere« Werte näherzubringen. Darüber hinaus wird unterstellt, dass »sie« diese Werte nicht freiwillig übernehmen würden und somit Sanktionen vonnöten wären, um eine »erfolgreiche Integration« sicherzustellen. Liegt innerhalb von zwei Jahren kein positiver Abschluss eines Werte- und Orientierungskurses vor, wird dies sanktioniert (vgl. IntG 2017).¹² So droht Menschen im Asylverfahren bzw. Subsidiär Schutzberechtigten, die an einer

10 An dieser Stelle wird der Bezug zu Österreich hergestellt, da die meisten InterviewpartnerInnen in Österreich das Asylverfahren durchlaufen haben.

11 Subsidiär Schutzberechtigte sind Personen, deren Asylantrag abgelehnt wurde. Allerdings wird davon ausgegangen, dass ihr Leben und ihre Gesundheit im Herkunftsland bedroht sind. Sie können daher nicht abgeschoben werden und erhalten eine befristete Aufenthaltsgenehmigung.

12 IntG – Integrationsgesetz Österreich.

der verpflichtenden Integrationsmaßnahmen, wie den Werte- und Orientierungskursen, nicht teilnimmt, nicht mitwirkt oder sie nicht abschließt, laut Paragraph 6 (Mitwirkungspflichten und Sanktionen) des Integrationsgesetzes (IntG) eine Kürzung der Sozialhilfe oder der bedarfsorientierten Mindestsicherung.

Auch hier taucht das »Wir« – in diesem Fall ein als österreichisch definiertes »Wir« – als rettende und helfende Instanz auf. Mit Paternalismus durchzogen und in belehrender Haltung müssen »unsere« Werte, die als diskussionslos vorausgesetzt und unhinterfragt angenommen werden, »ihnen« beigebracht werden, um ein Leben in Österreich überhaupt möglich zu machen.

Parallel zu den immer höheren Anforderungen an Menschen im Asylverfahren kommt es auf politisch-rechtlicher Ebene zu massiven Verschärfungen im österreichischen Fremdenrecht.¹³ Allein seit 2005 wurde das Fremdenrecht in Österreich 18-mal novelliert; es zählt damit zu einem der am häufigsten und stärksten veränderten Gesetzestexte in Österreich: »Kaum ein anderer Rechtsbereich wurde in den letzten Jahren so oft überarbeitet, so oft vom Verfassungsgericht zurechtgestutzt und so oft von der Zivilgesellschaft kritisiert und bekämpft« (Pollak 2015: 13). Neben der Berechtigung der Exekutive, auf Handydaten von Menschen im Asylverfahren zuzugreifen, und der Informationspflicht für ÄrztInnen über den Entlassungszeitpunkt von Menschen, denen die Abschiebung droht,¹⁴ kam es mit der Fremdenrechtsnovelle 2018¹⁵ zu weiteren Verschärfungen. So darf Menschen nach der Einreise in

13 Das österreichische Fremdenrecht umfasst das Niederlassungs- und Aufenthaltsgesetz (NAG), das Fremdenpolizeigesetz (FPG), das Ausländerbeschäftigungsgesetz (AuslBG), das Asylgesetz (AsylG), das BFA-Verfahrensgesetz (BFA-VG) und das Staatsbürgerschaftsgesetz (StbG). Hinzu kommen zahlreiche Verordnungen, Nebengesetze und völkerrechtliche Verträge, die die Rechte und Pflichten von Nicht-EU-BürgerInnen regeln.

14 Gleichzeitig trat im Mai 2018 auch in Österreich die neue Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO) in Kraft, die persönliche Daten von EU-BürgerInnen verstärkt schützen soll. So heißt es beispielsweise in Paragraph 1, Absatz 1 des österreichischen Datenschutzgesetzes (DSG): »Jedermann hat Anspruch auf Geheimhaltung der ihn betreffenden personenbezogenen Daten, soweit ein schutzwürdiges Interesse daran besteht. Das bedeutet, dass ihre Daten grundsätzlich vertraulich zu behandeln sind und anderen nicht zugänglich gemacht werden dürfen.« (DSG § 1 Abs. 1)

15 Die erneute Fremdenrechtsnovelle 2018 wird im Rahmen des im Jahr 2017 beschlossenen Regierungsprogramms 2017-2022 durchgeführt, das unter dem Titel »Zusammen.

Österreich seit dem Inkrafttreten des neuen Fremdenrechts mitgebrachtes Bargeld bis zu einer Höhe von 840 Euro abgenommen werden. Diese Summe wird als Beitrag für die erhaltene Grundversorgung verrechnet (GVG-B 2018 § 2/Abs. 1b) oder, im Falle eines negativen Asylbescheides, wieder ausgezahlt.

Ohne die rechtlichen Verschärfungen weiter auszuführen, lässt sich anhand dieser Beispiele mit Louis Henri Seukwa von einem »Asyldispositiv« sprechen. Darunter versteht er in Anlehnung an Michel Foucault »die Verflechtung von restriktiven Asylgesetzgebungen (europäisch und national), diskriminierenden behördlichen Praktiken sowie institutionellen Diskriminierungen und negativen allgemeinen gesellschaftlichen Einstellungen, wodurch Flüchtlinge [...] ›regiert‹ werden« (Seukwa 2015: o.A.). Die Bedürfnisse von Menschen, die als »Flüchtlinge« bezeichnet und behandelt werden, werden in (bürokratischen) Abhängigkeitsbeziehungen organisiert, um so regierbar zu werden. Sowohl das Angewiesensein auf die minimalen finanziellen Leistungen aus der Grundversorgung als auch die Abhängigkeit von behördlichen Entscheidungen über einen sicheren Aufenthaltsstatus lassen sich als Form einer »organisierten Desintegration« (Täubig 2009: 56) verstehen, die mit der zunehmenden Forderung nach einem Mehr an »Integrationsleistungen« konterkariert wird.

Zusammenfassend können die bisherigen Ausführungen als das bezeichnet werden, was Zygmunt Bauman als eine globale »Hierarchie der Mobilität« bezeichnet hat. Diese wird nutzbar gemacht, um durch hierarchische Kategorisierungen, die als Effekt diskursiver Wissensproduktion über die »Anderen« verstanden werden müssen, die Verteilung von Privilegien und Risiken weltweit zu organisieren (vgl. Bauman 1998: 70), indem FluchtMigration kontrolliert und selektiert wird. Die grundlegende Idee, FluchtMigrierende zu regieren, wird sowohl an den europäischen Außengrenzen als auch im Rahmen von innerstaatlichen Kontrollmechanismen wirksam und nimmt dabei einen entscheidenden Einfluss auf die Lebensrealitäten FluchtMigrierender.

Für unser Österreich. 2017-2022« von der Bundesregierung festgelegt wurde (vgl. <http://www.help.gv.at/Portal.Node/hlpd/public/content/171/Seite.1711000.html>).

5.3 »Das Boot ist voll« – öffentlich-mediopolitische Dimensionen des Diskurses

»Was wir über die Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien.« (Luhmann 2009: 9)

Massenmedien prägen gesellschaftliche Wahrnehmungen und Diskurse entscheidend mit. Sie transportieren und verfestigen dominante Deutungen und Bilder, indem vorhandene Normalitätsvorstellungen aufgegriffen werden, »die in anderen gesellschaftlichen Kontexten, z.B. in politischen oder wissenschaftlichen, entstanden sind« (Yıldız 2006: 40). Die Bezeichnung »mediopolitischer Diskurs« bringt diese Verwobenheiten auf den Punkt. Zentral für den mediopolitischen Diskurs über FluchtMigration ist die Feststellung des Verlustes von »Normalität« (vgl. Link 2016), die im gegenwärtigen Diskurs direkt mit dem vermehrten Ankommen von FluchtMigrierenden im Jahr 2015¹⁶ in der EU in Verbindung gebracht wird. Dieser »Normalitätsverlust«, so Jürgen Link, steht als Synonym für den Verlust an Kontrolle über die FluchtMigrationsbewegungen und die daraus abgeleitete dringende Notwendigkeit, die Kontrolle durch entsprechende Maßnahmen wieder zurückzuerlangen (vgl. ebd.).

Im Sinne des Leitsatzes »Only bad news are good news« wird in der vorherrschenden medialen Berichterstattung allgemein und im Kontext von FluchtMigration im Besonderen das Negative, das Konflikt- und Krisenhafte, das Katastrophische und Sensationelle hervorgehoben, wodurch die Wahrnehmung öffentlicher Mehrheiten kanalisiert wird. Dadurch wird FluchtMigration primär als Problem sichtbar. Es lassen sich grundsätzlich zwei dominante Deutungsmuster in diesem gewaltvollen medialen Blickregime identifizieren: das Narrativ der Überforderung, Überbelastung und Bedrohung westlicher Gesellschaften durch Menschen, die weltweit fluchtmigrieren; und jenes, das FluchtMigrierende als hilfsbedürftige Opfer ohne Handlungsfähigkeit konstruiert. Beide Narrative arbeiten mit stereotypisierten Darstellungen und traditionellen Argumentationsmustern, die auf die historisch gewachsene Differenz zwischen »uns« und »ihnen« zurückgreifen. Betont wird die »Andersartigkeit und Fremdheit«, die dadurch als solche erst erzeugt werden. Zentrale gesellschaftliche Fragen, die soziale Unge-

16 Gleiches gilt für die FluchtMigrationsbewegungen in den 1990er Jahren.

rechtigkeiten adressieren würden, werden so in Fragen von Fremdheit und ethniserten Differenzen übersetzt (vgl. Terkessidis 2000).

Sowohl auf visueller Ebene als auch als Slogan taucht dabei das Motiv des vollen Bootes (»Das Boot ist voll«) seit Jahrzehnten medial im Zusammenhang mit FluchtMigration auf (vgl. Pagenstecher 2012). Es steht als Metapher für die angeblich »drohende Überflutung« durch FluchtMigrierende und die dadurch bedingte Überbelastung und Bedrohung.¹⁷ Solche Methapern, so Cord Pagenstecher, »erlauben es, implizite Bedeutungen vom konkreten Objekt, etwa dem Boot, auf das angesprochene Kollektiv [...] zu übertragen. In jeder Metapher schwingen implizite, also »eingewickelte« Bedeutungen mit, die erst »ausgewickelt« werden müssen, um hinterfragt werden zu können.« (Ebd.: 130)

Die Bootsmetapher ist auch deshalb so wirkmächtig, weil sie sich in der »Bilderwelt des Fließens« (ebd.) bewegt und damit im Rahmen verwandter kollektivsymbolischer Codierungen, wie jene der »Flüchtlingsströme, -wellen und -fluten«, zusätzlich an Plausibilität erhält. In ihrer bildlichen Logik legt sie letztlich Handlungsanweisungen nahe, die die Notwendigkeit der Begrenzung evozieren (vgl. Jäger/Wamper 2017).

An dieser Stelle wird auch die enge Verwobenheit und wechselseitige Nutzbarmachung der politisch-rechtlichen und der mediopolitischen Diskursebene über FluchtMigrierende deutlich. Der auf politischer Ebene (europäisch bzw. nationalstaatlich) weitgehend etablierte Konsens über die Notwendigkeit einer Beschränkung der Zahl ankommender Menschen, der sich entlang der Diskussion um »Kontingente«, »Quoten« und eine »faire Verteilung« von geflüchteten Menschen auf die einzelnen EU-Mitgliedsländer vollzieht, findet seine Legitimation auf gesellschaftlicher Ebene nicht zuletzt

17 Das überfüllte Boot als Symbolik für eine als »massenhaft« deklarierte Zuwanderung der Anderen in die Sphäre des Eigenen taucht häufig im Diskurs über migrantische Bewegungen auf. So veröffentlicht etwa im September 1991 der »Spiegel« eine Ausgabe unter dem Titel »Flüchtlinge, Ausländer, Asylanten – Ansturm der Armen«. Das Cover zierte eine Illustration von Uwe Brandl, auf der ein mit Menschen überladenes Boot in den deutschen Nationalfarben abgebildet ist. Auch auf der Ausgabe im Juni 2002 findet sich das Bild eines überfüllten Bootes wieder. Diesmal lautet der Titel: »Ansturm der Migranten. Europa macht dicht«. 2006 greift der »Spiegel« erneut den Titel »Ansturm der Armen« auf, mit dem ergänzenden Untertitel »Die neue Völkerwanderung«. Bebildert wird die Titelstory mit einer Fotografie, auf der geflüchtete Menschen zu sehen sind, die aus dem Meer watend die rettende Küste Europas erreichen.

auch durch die Omnipräsenz medial transportierter Bilder. Sie repräsentieren FluchtMigrierende überwiegend als anonymisierte und homogenisierte Masse (Malkki 1996: 386f.) und fungieren als unbezweifelbarer Beweis für die objektive Realität einer als massenhaft deklarierten Zuwanderung nach Europa. Die unzähligen Bilder von wartenden Menschenansammlungen vor geschlossenen Grenzzäunen, von überfüllten Flüchtlingslagern oder maroden und überbesetzten Boote im Mittelmeer sind Teil eines machtvollen Repräsentationsregimes, in dem das einzelne Individuum in einer Form Kollektividentität verstummt und paradoxerweise durch seine Sichtbarmachung unsichtbar wird. »It in no way helps one realize that each of the persons in the photograph has a name, opinions, relatives, and histories, or each has reasons for being where he is now: inside the frame of this photograph.« (Malkki 1996: 387)

Ergänzt wird das Konstrukt der Überbelastung durch die als massenhaft definierte und repräsentierte Zuwanderung von der Figur des männlichen Flüchtlings als »gefährlicher Fremder«, der als Bedrohung für eine imaginierte »Wir-Gemeinschaft« und dabei insbesondere für die »eigenen Frauen« portraitiert wird. Diese spezifischen Bilder »fremder Männlichkeiten« (vgl. Scheibelhofer 2018) bilden eine zentrale Ressource, um FluchtMigrierende aus einer Gefahrenperspektive als Sicherheitsproblem zu deformieren und dadurch restriktive Maßnahmen zu legitimieren (vgl. Scheibelhofer 2016). Die Imagination des gefährlichen fremden Mannes insbesondere in der Form patriarchal-archaischer Männlichkeiten im Islam ist kein neues Phänomen. Sie hat eine lange Tradition in migrationspolitischen Debatten und fungiert unter anderem seit den Terroranschlägen in New York im Jahr 2001 als zentrale Legitimationsgrundlage für zunehmend restriktivere Migrationspolitiken in Europa (vgl. ebd.). Die dadurch bereits etablierte Gefahrenperspektive erhielt sowohl durch die Terroranschläge in Paris am 13. November 2015 als auch durch die Ereignisse rund um die Kölner Silvesternacht 2015/16 eine gestiegene mediopolitische Aufmerksamkeit. Ab diesem Zeitpunkt finden sich vermehrt Berichte, die auf etablierte Wissensbestände über die koloniale Figur des gefährlichen männlichen »Anderen« zurückgreifen und geflüchtete Männer in direktem Zusammenhang mit sexuellen Übergriffen und Kriminalität verhandeln. So waren es nicht die sexuellen Übergriffe und die Thematisierung der Ursachen sexualisierter Gewalt gegen Frauen, die im Mittelpunkt der medialen Debatten standen, sondern »die Defizite der Kultur, der Religion und der Erziehung der *Anderen* – also derer, die fremd bleiben sollen« (Messerschmidt 2018: 384, Herv. i.O.).

Medial war die Rede vom »Mob aus dem Morgenland«¹⁸. Provokante Titelgestaltungen mit plakativen Überschriften wie »Nach den Sex-Attacken von Migranten: Sind wir noch tolerant oder schon blind?«¹⁹ oder das vieldiskutierte und kritisierte Cover des »Focus« bzw. der »Süddeutschen Zeitung«, das einen weißen nackten Frauenkörper mit schwarzen Händeabdrücken abbildete, hielten Einzug in die medialen Diskussionen. Die Ereignisse rund um die Kölner Silvesternacht wurden als Beleg inszeniert, dass offene Grenzen, wie es sie kurzzeitig im »Sommer der Migration« gegeben hatte, mit einem erhöhten Gefährdungspotenzial, unter anderem auch hinsichtlich sexualisierter Gewalt, durch männliche Geflohene – insbesondere aus dem »nordafrikanischen Raum« – einhergeht.

Laut einer Studie der Heinrich-Böll-Stiftung wurden die Täter in den öffentlich-rechtlichen Medien überwiegend als homogene Gruppe repräsentiert, sexuelle Gewalt wurde vielfach kulturalisiert (vgl. Drücke 2016). Mehrfach wurde die Abschiebung von straffälligen Männern im Asylverfahren als adäquates Mittel zum Schutz der »einheimischen« Frauen gefordert (vgl. ebd.). Die Bilder krimineller Migranten, so Paul Scheibelhofer, »wurden genutzt, um das Gefahrenpotenzial unkontrollierter Migration plausibel zu machen« (Scheibelhofer 2018: 80) und nach dem »Sommer der Migration« wieder verstärkt auf Kontroll- und Sicherheitsmaßnahmen zu setzen.

Die Art und Weise der Repräsentation insbesondere von fluchtmigrierten Männern in den Medien kann mit Stuart Hall als »das Spektakel der Anderen« (Hall 2004b) bezeichnet werden. In seinem gleichnamigen, breit rezipierten Aufsatz setzt sich Hall mit eben solchen rassifizierten Repräsentationsregimen auseinander. Er untersucht dabei unterschiedliche mediale Darstellungen erfolgreicher schwarzer Sportler in den USA und zeigt, wie auch in vermeintlich neutralen bzw. positiven Berichten auf stereotype Bilder des gefährlichen, sexuell unkontrollierten Fremden zurückgegriffen wird und dadurch koloniale Imaginationen reproduziert werden. Unter dem Begriff des Repräsentationsregimes versteht Hall das »gesamte Repertoire an Bildern und visuellen Effekten, durch das ›Differenz‹ in einem beliebigen historischen Moment repräsentiert wird« (ebd.: 115).

Dabei ist der Prozess der Stereotypisierung als signifizierende und reduzierende Praxis zentral, um Differenz zu rassifizieren, als solche zu fixieren

18 Die Presse vom 09.01.2016.

19 Focus, Nr. 2/2016.

und zu naturalisieren (vgl. ebd.). Neben der Stereotypisierung wird in rassifizierten Repräsentationsregimes mit Spaltungen operiert, die darauf abzielen, »das Normale und Akzeptable vom Anormalen und Unakzeptablen [zu trennen], um letzteres dann als nicht passend und andersartig *auszuschließen* und *zu verbannen*« (ebd.: 144, Herv. i.O.). In Anlehnung an Michel Foucault spricht Hall von einem »Macht-Wissen-Spiel«, das die »Anderen« auf eine bestimmte Art und Weise repräsentiert und dadurch zugleich das »Eigene« als ein positives Gegenbild entwirft. So wurde insbesondere aus feministischer Perspektive darauf hingewiesen, dass in der medialen Debatte um die Kölner Silvesternacht sexuelle Gewalt gegen Frauen aus dem Selbstbild westlicher Gesellschaften ausgelagert wurde, indem die Ursachen der Übergriffe in der Nationalität, der Religion und den »Kulturkreisen« der als nichtwestlich markierten Täter festgelegt wurden (vgl. Gensluckner 2016; Messerschmidt 2016; Castro Varela 2016). Kurz gesagt: Das westliche Selbstbild einer sexuell emanzipierten, gewaltfreien und geschlechtergerechten Gesellschaft ist angewiesen auf die Konstruktion eines orientalisierten Gegenbildes der »Anderen«, die all das nicht sind.

Parallel zu diesen dominanten medialen Rahmungen, in denen FluchtMigration aus einer Gefahrenperspektive als Überforderungs- und Sicherheitsproblem verhandelt wird, findet sich ein zweites stereotypisiertes Deutungsmuster, das das Leid und die Hilfsbedürftigkeit FluchtMigrierender in den Mittelpunkt rückt. Sie werden als passive, handlungsunfähige Opfer von Gewalt, Krieg und Vertreibung repräsentiert. Bilder wie das des dreijährigen Jungen Aylan, der tot an der türkischen Küste angespült wurde, oder von erschöpften und kraftlosen Menschen, die mit nicht mehr als das, was sie am Körper tragen, an Bahnhöfen und auf Schiffen zusammengedrängt auf das Ende ihrer Flucht warten, lösen zeitweise eine Welle der medialen Empörung aus und werden zu transnationalen Ikonen von unschuldigem Leid (vgl. Hemmelmann/Wegner 2016). Sie erregen Mitleid und rufen gleichzeitig das Narrativ der rettenden (westlichen) HelferInnen auf die Bühne. Unter dem Label der »Willkommenskultur« zirkulieren vermehrt Bilder von »FlüchtlingshelferInnen« in den Medien, die direkt vor Ort, etwa auf Lampedusa oder Lesbos, die kraftlosen Menschen in Empfang nehmen und mit dem Notwendigsten versorgen. Dabei verschiebt sich in Erzählungen der Helfenden nicht selten die Opferposition. Die RetterInnen werden zu Opfern des Grauens und des Leidens der »Anderen«, das sie miterleben müssen: »Das Opfer verlangt nach Rettung, die mediale Vermarktung verlangt nach dem [sic!] Helden der Rettung, die jedoch ihre eigene, gebrechliche Menschlichkeit zeigen müssen, um

als authentisch sich vermarkten zu lassen.« (Frieze 2017: 53) Gleichzeitig ist das gerettete Opfer angehalten, seine Geschichte preiszugeben. Es muss sich als eben jenes erzählen, und nicht selten wird der geschundene Körper, der Kampf um das »nackte Leben«, zum Beweis seiner Leidensgeschichte.

Die Omnipräsenz der medial verbreiteten Bilder, die das Leid und die Hilflosigkeit FluchtMigrierender visualisieren, führt auf Dauer allerdings nicht zu einer zunehmenden gesellschaftlichen Sensibilisierung. Vielmehr kommt es zu einem fatalen Gewöhnungseffekt; gerade auch deshalb, weil das Leid der »Anderen« aus ausreichender und sicherer Distanz beobachtet wird und nur in den seltensten Fällen eine Auseinandersetzung mit den Verstrickungen der EU in die FluchtMigrationsursachen stattfindet. Heidrun Frieze fasst den Opferdiskurs wie folgt zusammen:

»Dieser Diskurs ist mythisch-religiös, er tilgt und überschreibt Zeit, Geschichte und koloniale Verstrickung, wenn er grundlose menschliche Not, Auslieferung und das nackte Leben zeigt. Was er anbietet, ist Schutz und Rettung gegen unverschuldete Widerfährnisse und hereinbrechendes Unheil. [...] Im Hinweis auf tragisches Geschehen ist der Zuschauer historischer, politischer Verantwortung entzogen. Vom sicheren Ufer aus wird das Publikum dann zum Zeugen von Schiffbruch, Tod und Untergang, hat Anteil an der vom Medienchor kommentierten Tragödie und widrigem Schicksal und wird zum Teil des tragischen Grenzregimes, das Gefahr, Opfer und Helden zusammenbindet.« (Frieze 2017: 64)

Die ahistorische und apolitische Erzählung des Opferdiskurses führt dazu, dass FluchtMigrationsgründe in die Herkunftskontexte der Menschen ausgelagert werden. Auf diese Weise werden die kolonialen und postkolonialen Verstrickungen in globale Dynamiken von Ungleichheit und damit die »geteilten Geschichten« (Randeria/Conrad 2002) unsichtbar gemacht. Erst dadurch wird es möglich, das Narrativ des westlichen Retters zu konstruieren, der unschuldig und aufopfernd versucht, das Leid der »Anderen« zu lindern oder es zumindest zu bedauern.

Mehrere Analysen zeigen, dass FluchtMigrierende durch die einseitige medial stigmatisierende Darstellung als Opfer häufig zu Objekten paternalistischer Zugriffe werden (vgl. Jäger/Wamper 2017; Klaus/Drüeke 2016; Hajek 2016). Die Beziehung zwischen dem helfenden Subjekt und dem hilfsbedürftigen »Flüchtling« ist hierarchisch strukturiert und reproduziert die dichotome Konstruktion zwischen einem »Wir« als helfender Instanz und den »Anderen« als nehmender Instanz.

Auch die Anthropologin Liisa Malkki schreibt der medialen Berichterstattung in der Konstruktion FluchtMigrierender als hilf- und sprachlose Opfer eine Schlüsselrolle zu (vgl. Malkki 1996). Mediale Darstellungen von geflüchteten Menschen tendieren dazu, so Malkki, eben jene verstummen zu lassen: »In universalizing particular displaced people into ›refugees‹ – in abstracting their predicaments from specific political, historical, cultural contexts – humanitarian practices tend to silence refugees.« (Ebd.: 378) Somit betont auch Malkki die Problematik der Dekontextualisierung der Figur des Flüchtlings, die zur Entpersonalisierung FluchtMigrierender und zur Generalisierung eben jener als »pure victims« (ebd.), als hilfsbedürftige Objekte humanitärer Interventionen führt. Die Vorstellung der Hilflosigkeit ist dabei »vitaly linked to the constitution of speechlessness among refugees: helpless victims need protection, need someone to speak for them. In a sense, the imagined sea of humanity assumes a similar helplessness and speechlessness« (ebd.: 388). Das Motiv der Sprachlosigkeit verweist dabei, wie Gayatri Chakravorty Spivak in ihrem Essay »Can the Subaltern Speak?« (2008) darlegt, nicht auf das Fehlen der Fähigkeit, sich zu artikulieren, sondern vielmehr auf die hegemonial strukturierte Zuhörerschaft, in deren Vorstellung »Flüchtlinge« als »pure victims in general« (ebd.: 378) verankert sind.

In dieser Konzeption teilen alle FluchtMigrantInnen die Erfahrung der FluchtMigration, die metaphorisch mit Leid verbunden wird (vgl. Ludwig 2016: 12ff.). Die aufseiten FluchtMigrierender verortete Hilfsbedürftigkeit wird folglich zu einem generalisierbaren Phänomen erhoben, bei dem diese Menschen zu passiven EmpfängerInnen karitativer oder humanitärer Hilfsleistungen degradiert und in ein explizites Abhängigkeitsverhältnis gegenüber externen AkteurInnen gedrängt werden. Damit einher geht die Etablierung einer hierarchischen und paternalistisch strukturierten Beziehung zwischen dem helfenden Part als gebender Instanz und dem als bedürftig identifizierten Part als nehmender Instanz. Ulrike Krause betont, dass der als bedürftig stigmatisierten Person dabei weibliche Attribute wie Ohnmacht, Hilflosigkeit und Passivität zugeschrieben werden und es so »zu einer verhängten Feminisierung des Flüchtlingskonstrukts« (Krause 2017: 82) kommt.

Was auf den ersten Blick als einseitiges Abhängigkeitsverhältnis erscheint, verweist bei näherer Betrachtung auf die Interdependenz der Beziehung zwischen beiden Seiten. So ist der Helfende gewissermaßen auf den als defizitär markierten »Anderen« angewiesen, um überhaupt helfend

tätig werden zu können. Mit der Fremddeutung FluchtMigrierender als vulnerable Opfer von Krieg und Gewalt, deren Ursachen in den Herkunftskontexten verortet werden, geht eine positiv konnotierte Selbstdefinition des helfenden Parts einher, der im Kontrast zur unterstellten Passivität FluchtMigrierender aktiv zur Veränderung der situativen Gegebenheiten beitragen kann.

5.4 »Kulturelle Differenz« und das Integrationsdispositiv – wissenschaftliche Dimensionen des Diskurses

Die Nachfrage nach wissenschaftlicher Expertise und Forschungsergebnissen im Bereich FluchtMigration ist in den letzten Jahren stark angestiegen. Drittmittelfinanzierte Forschungsprojekte zu FluchtMigration nehmen zu, SozialwissenschaftlerInnen werden in Talkshows eingeladen und ForscherInnen aus unterschiedlichen Disziplinen bekommen diverse Plattformen in massenwirksamen Medien. Dabei werden sie explizit als ExpertInnen zu spezifischen Themen eingeladen und gelten als neutrale VermittlerInnen eines objektiven Wissens, das im Rahmen der Forschungstätigkeit generiert wurde. Die Zuschreibung von Objektivität und die fundierten Daten und Fakten, mit denen sie argumentieren, verleiht ihren Aussagen einen Wahrheitsgehalt. Durch diese machtvolle Positionierung in gesellschaftlichen Debatten haben WissenschaftlerInnen einen zentralen Einfluss auf öffentliche und politische Meinungsbildungsprozesse. Besonders deutlich wird dies beispielsweise in den sogenannten Politik-Talkshows. Während die Diskussionen in diesen Formaten häufig äußerst emotionalisiert und konfliktuell ausgetragen werden, gilt das als wissenschaftlich markierte Wissen der ExpertInnen als faktenbasiert, neutral und objektiv.

Dem entgegenhaltend gehe ich davon aus, dass Wissenschaft und die darin aktiven AkteurInnen nie *neutral* sein können. Die Produktion von Wissen ist tief eingebunden in epistemische Machtkämpfe, wissenschaftliches Arbeiten somit immer auch eine politische Praxis: Jede Forschungspraxis impliziert eine politische Haltung und favorisiert eine bestimmte gesellschaftliche Deutung. Das beginnt bei der Fragestellung, die festlegt, was gesehen wird und was damit gleichzeitig aus dem Blickfeld gerät, und endet mit der Publikation und dem Transfer des Wissens in die Gesellschaft, die Politik und die Medien. Diese Zusammenhänge werden im methodischen Teil dieser Arbeit noch eingehender besprochen. Nur so viel vorweg: WissenschaftlerInnen –

und SozialwissenschaftlerInnen im Besonderen – produzieren und reproduzieren immer ein gesellschaftlich situiertes Wissen, das verstrickt ist in und geformt wird durch bestehende Macht- und Herrschaftsverhältnisse (vgl. Haraway 1995).

Somit ist auch die deutschsprachige Forschung über FluchtMigration seit Beginn an eng an die politische und gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Thematik gebunden. Dabei wurden von der Wissenschaft nicht selten Begriffe übernommen, die äußerst problematisch sind. So haben etwa insbesondere VertreterInnen der kritischen Migrationsforschung darauf hingewiesen, dass in der sogenannten »Ausländerforschung« die juristische, administrative und soziale Kategorie »AusländerInnen« überwiegend unreflektiert aufgenommen und damit der soziopolitische Konstruktionscharakter der Kategorisierung unsichtbar gemacht wurde. Die Sozialwissenschaften wurden so zu Koproduzentinnen der exkludierenden, diskursiven Figur des Anderen bzw. der »Ausländerin«, des »Ausländers« (vgl. Kleist 2018), die ethnisch und kulturell von einem national kodierten »Wir« unterschieden wurde. Dadurch verdichten sich solche Macht-Wissens-Komplexe über die »Anderen« gerade auch bei einer als objektiv gerahmten, wissenschaftlichen Erkenntnisgenerierung zu einer Art »Alltagsmythos« (Barthes 2012), der das soziale und politische Konstrukt von kultureller und ethnischer Fremdheit permanent reproduziert und dadurch eine eigene Realität erzeugt.

In den 1970er Jahren etablierte und institutionalisierte sich im Kontext der Anwerbeabkommen eine neue Profession und Disziplin in der deutschsprachigen Forschungslandschaft: die sogenannte »Gastarbeiterforschung« (vgl. Griese 1984a). Daran gekoppelt entwickelte sich eine theoretische und praxisorientierte »Ausländerpädagogik«, deren primäres Ziel es war, die »Fremden« dabei zu unterstützen, sich in das bestehende gesellschaftliche System einzufügen. Der dominante Lösungsansatz lautete Assimilation, also Angleichung und Anpassung. Die Figur der »Ausländerin«, des »Ausländers« wurde dabei aus einer defizitorientierten und problematisierenden Perspektive konstruiert. Für die dadurch künstlich erzeugte Zielgruppe wurden dann pädagogische Interventionen konzipiert, denen eine paternalistische Grundhaltung zugrunde lag (vgl. Yıldız 2013).

Der als defizitär markierte »Ausländer« wurde so zum Objekt für wissenschaftliche Forschungen und pädagogische Praktiken, zu deren Zielen unter anderem diverse Entwürfe kompensatorischer Erziehungsmaßnahmen zählten. Hartmut Griese spricht von einer *Pädagogisierung* gesellschaftlicher Verhältnisse, die dazu führte, dass sozioökonomische und strukturelle Fragen

der (Un-)Möglichkeitsbedingungen für gesellschaftliche Teilhabe verschleiert wurden (vgl. Griese 1984a). In letzter Konsequenz, so Griese, wurde und wird auf diese Weise eine Art »gläserner Fremder« produziert, dessen Lebenswelt kolonialisiert wird (vgl. ebd.: 14). Rund um die sich zunächst etablierende Gastarbeiterforschung, die spätere Ausländerforschung und das bis heute dominante Integrationsparadigma in den Sozialwissenschaften hat sich eine Art Integrationsindustrie herausgebildet, die ihre eigene gesellschaftliche Normalität erzeugt (vgl. Yıldız/Hill 2015: 10). Zentral in diesem Integrationsparadigma in den Sozialwissenschaften ist die Annahme der »kulturellen Verschiedenheit« der »Anderen« – je nach Kontext als »AusländerInnen«, »Fremde« oder »Flüchtlinge« bezeichnet – von der als sesshaft und nationalstaatlich kodierten »Wir-Gemeinschaft«. Seit den Anschlägen in New York 2001 wird dieser Integrationsdiskurs unmittelbar mit einem ordnungs- und sicherheitspolitischen Diskurs verknüpft. Die Sicherheit der »eigenen« Bevölkerung, so die Annahme, kann nur gewährleistet werden, wenn die Gefahren, die von den »Fremden« ausgehen, durch integrative Maßnahmen gebannt werden.

Dabei bleibt meist unklar, was unter dem Begriff der Integration konkret zu verstehen ist. Zwar wird häufig darauf hingewiesen, dass Integration ein zweiseitiger Prozess sei, allerdings richten sich die Integrationsmaßnahmen und Forderungen ausschließlich an FluchtMigrantInnen. Während beispielsweise die Rede von der Integration der als muslimisch markierten Menschen plausibel und alltäglich scheint, würde wohl kaum jemand auf die Idee kommen, KatholikInnen dazu aufzufordern, sich an die Realitäten migrationsgesellschaftlicher Verhältnisse anzupassen und diese Forderung an ein Sanktionssystem zu koppeln. Zudem ist auffallend, dass überwiegend dann von Integration die Rede ist, wenn eigentlich eine gewisse Desintegration unterstellt wird, also eine Integrationsunwilligkeit/-unfähigkeit aufseiten der »Anderen« und eine dadurch erzeugte Missordnung, die häufig als Sicherheitsproblem gerahmt wird. »Der Integrationsdiskurs basiert auf Negativnarrativen über die »verweigerte«, »misslungene«, die »verpasste« oder gar die »unmögliche« Integration. Gerade aus dieser Negation entfaltet der Integrationsimperativ seine normative Kraft.« (Mecheril 2011: 50)

Die Anpassungsleistungen, die von als »anders« markierten Menschen gefordert wird, ist dabei, wie bereits weiter oben beschrieben wurde, an ein Sanktionssystem gekoppelt, das sowohl auf ökonomischer (Kürzungen von Leistungen) als auch symbolischer und existenzieller Ebene (Exklusion/Ab-schiebung) wirksam wird. Die nicht enden wollende normative Forderung

nach Integration fokussiert die Einzelnen als Teil einer homogen konzipierten und »kulturell verschiedenen« Gruppe. Im Sinne eines neoliberalen Leistungsprinzips ist jeder und jede Einzelne dazu angehalten, mit Anstrengung und Fleiß die eigenen Integrationsbemühungen kontinuierlich unter Beweis zu stellen. Deutschkurse müssen absolviert, Werte- und Orientierungskurse erfolgreich abgeschlossen und gesellschaftliches Engagement nachgewiesen werden. Ein erfolgreiches Ankommen in der Aufnahmegesellschaft ist nur durch eine erfolgreiche Integration in die Gesellschaft möglich, so die meist unhinterfragte Annahme. Die gesellschaftlichen Ermöglichungs- und Verunmöglichungsbedingungen für Partizipation rücken durch die Fokussierung auf die einerseits unterstellte Integrationsbedürftigkeit und die andererseits unterstellte Integrationsunwilligkeit und -unfähigkeit der »Anderen« aus dem Blickfeld. Damit werden problematische sozioökonomische Verhältnisse und die ihnen zugrunde liegenden rassistisch konnotierten Machtverhältnisse in angebliche »Integrationsprobleme der Anderen« übersetzt.

Paul Mecheril spricht in Anlehnung an Michel Foucault von einem Integrationsdispositiv, das das Sagbarkeitsfeld – auch das wissenschaftliche – in diesem Bereich abstecke. Mecheril definiert dieses als »Bündel von Vorkehrungen, Maßnahmen und Interpretationsformen, mit dem es in öffentlichen Debatten gelingt, die Unterscheidung zwischen [...] ›Wir‹ und ›Nicht-Wir‹ plausibel, akzeptabel, selbstverständlich und legitim zu machen« (ebd.: 52). Damit wird der Integrationsbegriff zu einem wirksamen und machtvollen Instrument, »um gesellschaftliche Verhältnisse zu (re-)organisieren und Ausschlussprozesse zu etablieren« (Yıldız 2016: 29). Ebenfalls auf Foucault verweisend spricht Maria do Mar Castro Varela von einem »Integrationsregime«, das darauf abziele, bestimmte Personen zu regieren und zu kontrollieren (vgl. Castro Varela 2008). Damit wird einmal mehr betont, dass neben den unterschiedlichen Formen staatlicher Machtausübung im Bereich der Integration diese als eine umfassende Disziplinierungs- und Normalisierungsstrategie verstanden werden muss, die auf allen gesellschaftlich relevanten Ebenen ihre Wirkung entfaltet – auch auf wissenschaftlicher Ebene. Laut der Datenbank »Flucht: Forschung und Transfer«, die einen Überblick über die Inhalte von 637 Forschungsprojekten in Deutschland liefert, beschäftigt sich fast die Hälfte dieser Arbeiten mit der Integration von Menschen mit Flucht-

erfahrung (vgl. Kleist 2018).²⁰ Die Dominanz der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Themen rund um die Integration von »Fremden« zeigt sich also auch in der gegenwärtigen Migrationsforschung.

Das Integrationsparadigma erlebte mit dem vermehrten Ankommen von Menschen im Jahr 2015 eine neue Konjunktur. Zentral in den Debatten um die Notwendigkeit der Integration von geflüchteten Menschen ist die Annahme, dass sie *kulturell* verschieden sind, einer *anderen* Religion angehören, *andere* Werte vertreten und sich *ihre* Lebensweise grundlegend von der *unsrigen* unterscheidet. Diese Differenzsetzung, die je nach Kontext als kulturell oder religiös markiert wird, impliziert sowohl eine Fremd- als auch eine Selbstdefinition. Das vermeintlich *Andere* wird vom *Eigenen* getrennt und in eine hierarchische Beziehung dazu gebracht: Die Abwertung der einen Seite geht mit der Aufwertung der anderen Seite einher.

Étienne Balibar spricht von einem Rassismus, der ohne den Begriff der Rasse auskommt (vgl. Balibar 1992: 28). Dieser thematisiere nicht mehr die biologische Vererbung, sondern betone »die Unaufhebbarkeit der kulturellen Differenzen« (ebd.). Spätestens seit dem *cultural turn* ist der Kulturbegriff ein fester Gegenstandsbereich der Geistes- und Sozialwissenschaften. In seiner Studie »Orientalismus« (1978) setzt sich Edward Said mit der Konstruktion des »Orient« als kulturelles Gegenbild des »Westens« auseinander. Seine grundlegende These lautet, dass der »Westen« den »Orient« als sein »Anderes« geschaffen und damit zugleich sein »Eigenes« (positiv) definiert hat. Durch die Konstruktion des »Orient« als unzivilisiert, irrational, primitiv und minderwertig konnte der »Westen« sich selbst als Höhepunkt der menschlichen Zivilisation repräsentieren und die Verbrechen des Kolonialismus legitimieren (vgl. Attia 2009). Dazu schreibt Said:

»Kurz, der Orientalismus ist ein westlicher Stil der Herrschaft, Umstrukturierung und des Autoritätsbesitzes über den Orient. [...] Es ist für mich entscheidend, daß man, ohne den Orientalismus als einen Diskurs zu überprüfen, unmöglich verstehen kann, durch welche enorme systematische Disziplin die europäische Kultur fähig war, den Orient politisch, soziologisch, militärisch, ideologisch, wissenschaftlich und imaginativ während der Zeit nach der Aufklärung zu leiten – und selbst zu produzieren.« (Said 1978: 10)

20 Zwar fehlt eine vergleichbare Datenbank für Österreich, allerdings dominieren Themen der Integration und Aufnahme auch die österreichische Forschungslandschaft in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit FluchtMigration.

So wurde der »Westen« zum Maßstab für Normalität und Fortschritt, an dem die »Anderen« gemessen und abgewertet wurden. Said zeigt eindrucksvoll, wie Imaginationen, Weltbilder und Wissensbestände über die »orientalisierten Anderen« entstehen, sich tradieren und normalisieren. Die Produktion von Wissen über die »Anderen« ist dabei zentral, um solche diskursiven Formationen zu (re-)produzieren und zu festigen. Auch Erol Yıldız betont die Dominanz westlicher und eurozentristischer Denk- und Deutungsweisen bei der wissenschaftlichen Erkenntnisgenerierung über die »Anderen«: »Die Ausgliederung der als *anders* Wahrgenommenen aus dem universellen *Wir* wurde und wird somit durch die Organisation des europäischen Wissens auch theoretisch festgeschrieben« (Yıldız 2018: 63, Herv. i.O.). Yıldız spricht von einem »methodologischen Orientalismus«, der sich bei der Beforschung der als *anders* Markierten durchgesetzt habe. Das eurozentristische Weltbild bildet die erkenntnistheoretische Basis im Prozess der Wissensproduktion und strukturiert vorab, was in wissenschaftlichen Analysen gesehen wird und was damit unsichtbar bleibt.

Kennzeichnend für eine eurozentristisch geprägte Wissensproduktion ist unter anderem auch das Denken in nationalstaatlichen Kategorien, denen spezifische Normalitätsunterstellungen zugrunde liegen, wie etwa die erkenntnisleitende Vorstellung von Abschließbarkeit nach außen und Homogenität nach innen. Dieses basiert auf binär angelegten Kategorien, beispielsweise die Unterscheidung zwischen einem »Wir« (nationalstaatlich dazugehörig) und den »Anderen« (nationalstaatlich nicht dazugehörig), wobei globale Interdependenzverhältnisse weitgehend ausgeblendet werden (vgl. Beck 2004). Es kommt zu einer verkürzten Gleichsetzung von Gesellschaft und Nationalstaat. Bezogen auf die Sozialwissenschaften spricht Ulrich Beck von einem »methodologischen Nationalismus«. Die unhinterfragte Annahme dabei laute, »dass sich Nation, Territorium, Gesellschaft und Kultur nahtlos ineinanderfügen« (Beck/Grande 2010: 189) und »durch nationale Grenzen, Institutionen und Gesetze« (ebd.) beschrieben werden können. Gesellschaften werden hier als Container begriffen, innerhalb derer eine homogene Bevölkerung auf einem abgegrenzten Territorium lebt und sich in ihrer Lebensweise von anderen Gesellschaften unterscheidet. FluchtMigration stellt in diesem Konzept ein Problem dar, weil sie potenziell die soziale Ordnung gefährdet. In der FluchtMigrationsforschung werden Studien, in denen der Container-Gedanke vorherrscht, davon geleitet, »kulturelle Differenzen« ausfindig zu machen und Wege bzw. Lösungsansätze zu

generieren, wie sich die »Anderen« an die Gesellschaft anpassen können (vgl. Wimmer/Glick-Schiller 2002: 310).

5.5 Die Flüchtlingsfigur als mehrdimensionaler Macht-Wissens-Komplex

Wie bereits beschrieben, handelt es sich bei der Unterscheidung der drei Diskursebenen lediglich um eine analytische Trennung. Tatsächlich stehen alle drei gesellschaftlichen Handlungsfelder in Wechselwirkung zueinander. Unterschiedliche AkteurInnen tragen auf allen drei Diskursebenen dazu bei, einen soziohistorischen Gesamtdiskurs über FluchtMigrierende zu gestalten, der FluchtMigration primär als Problem rahmt. Das bedeutet nicht, dass auf und zwischen den Diskursebenen nicht auch sehr unterschiedliche und gegenläufige Diskurspositionen eingenommen werden.²¹ Diskursiv dominant bleibt allerdings die Rahmung von FluchtMigration als Bedrohung und Sicherheitsproblem. Das in diesem Diskurs generierte Wissen greift dabei auf die historisch-westliche Figur des Anderen zurück und knüpft an gesellschaftlich etablierte Wissensbestände an. Daher scheint es sinnvoll, die Figur des Flüchtlings in Anlehnung an Michel Foucault als mehrdimensionalen Macht-Wissens-Komplex zu begreifen, der historisch verankert ist. Auf den drei Diskursebenen, die machtvollen gesellschaftlichen Handlungsbereiche

21 So gab es im »langen Sommer der Migration« unter dem Label der »Willkommenskultur« eine Debatte, die das ehrenamtliche Engagement von sogenannten »FlüchtlingshelferInnen« hervorhob und die Notwendigkeit der zivilgesellschaftlichen Unterstützung von geflüchteten Menschen in den Vordergrund rückte. Als Problem wurden hier vielfach nicht die Menschen selbst gesehen, sondern die staatlichen Versorgungslücken und eine fehlende Infrastruktur. Auch im Diskursstrang, der nicht die Geflüchteten selbst, sondern die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen als problematisch definiert, lassen sich differente SprecherInnenpositionen ausfindig machen. Während einerseits viele UnterstützerInnen die Flüchtlingsfigur als hilfloses, passives Opfer konstruieren, gab es durchaus auch (selbst-)kritische Auseinandersetzungen und Initiativen, die teilweise seit Jahrzehnten für die Rechte von geflüchteten Menschen eintreten. Werner Schiffauer sprach 2017 sogar von einer »Neuen Bürgerbewegung«, die sich etabliert und sich unter anderem dadurch kennzeichnet, sensibel gegenüber karitativen, paternalistischen Fallstricken zu sein sowie sich kritisch mit den eigenen Verstricktheiten in bestehende Unter- und Überordnungsverhältnissen auseinanderzusetzen (vgl. Schiffauer 2017).

darstellen, kommt es so zu einer Art negativem Synergieeffekt, der Flucht-Migrierende als »Anderer« markiert und stigmatisiert. Gerade auf den beiden Ebenen Medien und Politik lässt sich diese Verwobenheit nachvollziehen.

So nehmen Medienberichte vor allem auf Problemdefinitionen und das Agenda-Setting politischer AkteurInnen Einfluss (vgl. Oels/Carvalho 2012): »Die Medien beeinflussen v.a., welche Themen auf der politischen Tagesordnung landen« (ebd.: 253), und damit auch, was nicht thematisiert wird. Gleichzeitig nutzen politische AkteurInnen unterschiedliche Kanäle der medialen Berichterstattung, um für politische Maßnahmen, Vorhaben oder Entscheidungen zu mobilisieren. Dabei greifen sowohl mediale als auch politische AkteurInnen auf wissenschaftliche Studien zurück und nutzen deren Ergebnisse als »objektives Faktenwissen«, um die eigenen Positionen zu rechtfertigen und als »wahr« zu deklarieren. Und auch die wissenschaftliche Forschung muss gesellschaftspolitisch legitimiert werden, was nicht zuletzt an die Finanzierungsstrukturen von Forschungsprojekten gekoppelt ist. Die Folge ist, dass bestimmte Themen wissenschaftlich bearbeitet werden, während andere aus dem Blickfeld geraten. So zeigt etwa Olaf Kleist, dass es sich bei über 50 Prozent der Projekte zum Thema FluchtMigration um drittmittelfinanzierte Forschung handelt (vgl. Kleist 2018). Daraus, so Kleist, ergibt sich eine Verengung der Forschungsarbeiten auf die Thematik der Integration von geflüchteten Menschen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereichen (Arbeit, Wohnung etc.).

Wie Edward Said in »Orientalismus« gezeigt hat, wird dieses erzeugte Wissen über die »Anderen« instrumentalisiert, um bestehende Herrschaftsverhältnisse zu zementieren und zu legitimieren (vgl. Said 2009). Es ist eine Art »geopolitisches Bewusstsein« (ebd.: 21), in dem der westliche Überlegenheitsanspruch zum Ausdruck kommt – »ein gewisser *zielstrebigster Wille*, eine offenkundig andere [...] Welt zu verstehen, mitunter auch zu beherrschen, zu manipulieren und zu vereinnahmen« (ebd.: 22, Herv. i.O.).

Die dichotome Ordnung des Diskurses über FluchtMigration, die Flucht-Migrierende aus einer viktimisierenden oder skandalisierenden Perspektive in den Blick nimmt und die Flüchtlingsfigur als solche erst erzeugt, ist damit eingebettet in postkoloniale Machtverhältnisse, die die Dominanz des »Westens« (re-)aktualisieren. Die Institutionalisierung solcher binären Denksysteme ist als eine den gesamten »Westen« betreffende Angelegenheit zu verstehen (vgl. Randeria/Conrad 2002: 21f.). Sie basiert auf einem historisch gewachsenen (geopolitischen) Bewusstsein und greift damit auf tief verwurzelte Wissensbestände über das »Eigene« und die »Anderen« zu, die wiederum

Einfluss auf alle gesellschaftlichen Handlungsbereiche nehmen. Die Definitionsmacht über FluchtMigrierende, die eben jene als hilflose Opfer oder gefährliche (potenzielle) TäterInnen fixiert, lässt die Erzählungen und Erfahrungen von Menschen, die geflohen sind, außen vor. Sie wird primär nutzbar gemacht, um das selektive und vielfach tödliche europäische Grenzregime zu legitimieren und zu festigen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der Diskurs über FluchtMigrierende als ein Macht-Wissens-Komplex verstanden werden muss, der in Anlehnung an Michel Foucault als »Flüchtlings-Dispositiv« bezeichnet werden kann. Dabei wird auf unterschiedlichen Diskursebenen eine Art Rezeptwissen über eine künstlich erzeugte Gruppe von Menschen generiert und damit das Sagbarkeitsfeld im Kontext von FluchtMigration abgesteckt. Wie sich Menschen zu diesen Zuschreibungen positionieren, welche Strategien des Umganges sie mit den restriktiven gesellschaftlichen Bedingungen vor Ort entwickeln, ist Gegenstand der folgenden Ausführungen.

IV. Forschungsdesign: Methodologische und methodische Implikationen

6. Methodologische Überlegungen

»Denn der positivistische Traum von der perfekten epistemologischen Unschuld verschleiert die Tatsache, daß der wesentliche Unterschied nicht zwischen einer Wissenschaft, die eine Konstruktion vollzieht, und einer, die das nicht tut, besteht, sondern zwischen einer, die es tut, ohne es zu wissen, und einer, die darum weiß [...].«

(Bourdieu 2010: 394)

Im Folgenden werden die dieser Studie zugrunde liegenden Prämissen und die methodischen Zugänge beschrieben. Die formale Trennung des theoretischen vom empirischen Teil soll dabei nicht zur Annahme verleiten, dass es sich hierbei tatsächlich um zwei getrennte Schritte der wissenschaftlichen Erkenntnisgenerierung handle. Im Gegenteil: Theorie und Empirie sind untrennbar miteinander verwoben und stehen in einem reziproken Verhältnis zueinander. Jegliche empirische Beobachtung im Rahmen einer wissenschaftlichen Untersuchung ist immer schon »mit Theorie imprägniert« (Winch 1966: 158) – genauso wie die theoretische Auseinandersetzung mit einem Gegenstand nur sinnvoll artikulierbar wird, wenn sie »gesättigt mit der Kraft von Erfahrung« (Adorno 2003: 556) ist und sich mit den empirischen Phänomenen messen lässt. Damit ist auch auf die Unabschließbarkeit von sozialwissenschaftlicher Theoriebildung verwiesen. Das Kriterium ihrer empirischen Anwendbarkeit impliziert, dass sich wandelnde gesellschaftliche Verhältnisse mit der Modifikation der Theorie über eben jene einhergehen.

Darüber hinaus starten wir als Forschende nicht als unbeschriebenes Blatt in unsere wissenschaftlichen Analysen, sondern sind von gesellschaftlichen Machtverhältnissen und unseren (politischen) Haltungen zu diesen geprägt.

Wir alle favorisieren dabei bestimmte gesellschaftliche Deutungen und haben eine je eigene Vorstellung davon, wie Gesellschaften etwa gerechter werden könnten. Damit ist das durch uns erzeugte Wissen immer ein gesellschaftlich situiertes Wissen. Man kann FluchtMigration als Konfliktpotenzial in den Blick nehmen und die Lebenspraktiken jener Menschen als desintegrative Faktoren sichtbar machen und skandalisieren, oder man begreift FluchtMigration als integralen Bestandteil gegenwärtiger Globalisierungsprozesse und zeigt die vielfältigen – auch widersprüchlichen – (Über-)Lebensstrategien von Menschen vor dem Hintergrund desintegrativer Gesellschaftsstrukturen auf. Beide Ausgangspunkte führen zu vollkommen unterschiedlichen Erkenntnissen. In diesem Zusammenhang wird deutlich, dass wissenschaftliches Arbeiten – und das diesem zugrunde liegende Sehen, Denken und Wahrnehmen – keine passive, sondern eine aktive Handlung ist. Damit ist gemeint, dass wir als Forschende unsere Gegenstände mit konstruieren. Auch die Wahl der Methoden, die wir in unseren Analysen anwenden, ist nicht *neutral*. Sie legt ebenfalls fest, was wir in den Blick nehmen und was dadurch gleichzeitig unbesehen bleibt.

So war das Ziel der vorliegenden Studie, die Erzählungen und Blickwinkel der befragten Menschen zum Ausgangspunkt zu nehmen und aus einer subjektorientierten Perspektive die Sinnhaftigkeit der entwickelten (Über-)Lebensstrategien im Umgang mit restriktiven gesellschaftlichen Bedingungen herauszuarbeiten. Die Arbeit verfolgt also einen ressourcenorientierten Ansatz und versteht sich als Plädoyer für einen aner kennenden und wertschätzenden Umgang mit Menschen, die FluchtMigrationserfahrungen gemacht haben. Skandalisiert werden dabei nicht FluchtMigrierende und ihre jeweils unterschiedlichen Handlungsweisen selbst, sondern stigmatisierende Fremddefinitionen und restriktive Gesellschaftsstrukturen.

Das Ziel, den Sinn- und Bedeutungsgehalt von unterschiedlichen Umgangsweisen mit diesen einschränkenden gesellschaftlichen Bedingungen zu verstehen, legt die Wahl einer qualitativen Methode nahe. Nach Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke verfolgt die qualitative Sozialforschung die Absicht, sozial konstruierte Realitäten aus der Perspektive der befragten Personen herauszuarbeiten (vgl. Flick/Von Kardorff/Steinke 2008). Die subjektiven Deutungs- und Handlungsweisen, die Menschen im Laufe ihres Lebens entwickeln und aktiv anwenden, werden – mit einigen Einschränkungen – durch qualitative Interviews zugänglich. Konkret verwende ich dazu die Methode des halbbiographischen Interviews, die es ermöglicht, den Lebenserfahrungen der befragten Personen individuelle Bedeutung zuzumes-

sen und sie als ExpertInnen ihrer Lebensrealitäten anzuerkennen. Ganz bewusst werden damit auch die vielfältigen Bezüge der Erfahrungen sichtbar gemacht. Auf diese Weise wird der dominanten Fremddefinition, die jene Personen ausschließlich auf ihre FluchtMigrationsgeschichte reduziert, entgegengewirkt.

6.1 Zur Relevanz qualitativer Methoden – das halbbiographische Interview

Wie bereits in den einleitenden Kapiteln deutlich geworden ist, gehe ich davon aus, dass (Über-)Lebensstrategien von geflüchteten Menschen durch die Auseinandersetzung mit ihren biographischen Erfahrungen zugänglich werden. Diese sind immer kontextgebunden, sowohl zeitlich als auch räumlich. In der Ankunftsgesellschaft werden Menschen durch dominante Fremddefinitionen der Flüchtlingsfigur gesellschaftlich kategorisiert, stigmatisiert und positioniert. Sie werden als »Flüchtlinge« markiert und auf das »Flüchtling-Sein« reduziert. Dabei sind Menschen diesen Fremddefinitionen keinesfalls passiv ausgeliefert, sondern entwickeln aktiv unterschiedliche Strategien, die einen Umgang damit ermöglichen. Ein biographischer Zugang, wie er für diese Arbeit gewählt wurde, bietet den befragten Personen die Möglichkeit, ihre Sichtweisen zu artikulieren und sich gesellschaftlich anders zu positionieren, als es der dominante Diskurs über sie tut. Diese Selbstpositionierungen im Kontext restriktiver Strukturen gilt es herauszuarbeiten.

Darüber hinaus wird es durch die Betonung biographischer Momente möglich, mehrere Erfahrungsebenen in die Analyse miteinzubeziehen. Diese sind miteinander verknüpft und verdichten sich zu subjektiven Bedeutungsinhalten, die ihren Ausdruck in situativen Positionierungen finden. Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen ihre Herkunftskontexte verlassen, haben ein Leben, eine Geschichte, bevor sie sich zur FluchtMigration entscheiden.

Was an dieser Stelle so plausibel klingt, wird in dominanten Erzählungen häufig unsichtbar gemacht. Menschen werden darin meist auf ihre FluchtMigrationserfahrung reduziert. »Flüchtling-Sein« wird zu einer identitätsbestimmenden Eigenschaft erhoben. Dem ist entgegenzuhalten, dass Menschen zu »Flüchtlingsen« gemacht werden, indem sie auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen als solche angerufen werden. Weil ich als Forschende die interviewten Menschen nach dem Kriterium der FluchtMigrationserfah-

rung auswähle, läuft jedoch auch meine Forschung Gefahr, jene Kategorie zu reproduzieren. Auch wenn es mein Bestreben ist, die Kategorisierung zu dekonstruieren, konstruiere ich dadurch automatisch das »Flüchtlingssubjekt« als Gegenstandsbereich meiner Forschung.

In diesem Punkt gelangt die vorliegende Arbeit an ihre Grenzen. Durch die Wahl einer offenen Methode, wie sie das halbbiographische Interview darstellt, wurde die Entscheidung über die Schwerpunkte in den Erzählungen jedoch den Menschen selbst überlassen. Die gewählte Interviewmethode diene hierbei als flexibles Werkzeug und scheint gerade deshalb sinnvoll, weil die Erzählungen sonst in erster Linie als Positionierungen gegenüber den Frageimpulsen der interviewenden Person zu lesen wären (vgl. Sahin-Klinserer 2012: 180). Die Offenheit der Eingangsfrage führte dazu, dass die lebensgeschichtlichen Erfahrungen in ganz unterschiedlicher Weise zur Sprache gebracht wurden. So berichteten einige InterviewpartnerInnen ausführlich über ihr Leben vor der FluchtMigration, während andere ihre Erzählung mit der Ankunft in Europa begannen. Gerade im Kontext der Forschung über sensible Themen, wie es das der FluchtMigration zweifelsohne darstellt, halte ich es für zentral, dass die Entscheidung, worüber gesprochen wird, den Befragten selbst überlassen wird.

Zu beachten ist hierbei insbesondere, dass FluchtMigrierende in anderen Kontexten kontinuierlich dazu angehalten werden, ihre FluchtMigrationsgeschichte zu erzählen, etwa bei der Erstbefragung im Rahmen des Asylverfahrens oder im alltäglichen Kontakt mit Menschen aus der Ankunftsgesellschaft. Gerade bei einer behördlich angeordneten Befragung durch die Asylbehörde entscheidet das Erzählte darüber, ob eine Person ihr Überleben im Ankunftskontext sichern kann oder nicht. In solchen behördlichen »Interviews« werden Menschen dazu aufgefordert, ihre Erzählungen so zu strukturieren, dass ihre Schutzbedürftigkeit ersichtlich wird. Damit produziert die staatliche Behörde ein spezifisches biographisches Format, das darauf abzielt, dass sich Menschen als Opfer stilisieren und die eigene Lebensgeschichte als Leidensgeschichte repräsentieren.

Die Gefahr besteht nun darin, dass sich dieser Erzählduktus in der Situation des Interviews, das die methodische Grundlage für die vorliegende Untersuchung darstellt, wiederholt und unreflektiert in die Analyse und Interpretation eingeht. Dies musste sowohl bei der Vorbereitung der Interviews als auch bei der Analyse berücksichtigt werden. So wurde etwa in der Kommunikation mit den GesprächspartnerInnen nicht von einem Interview gesprochen, sondern die Bezeichnung »Gespräch« verwendet. Wie noch aus-

führlicher beschrieben wird, geht es dabei allerdings nicht bloß um eine alternative Bezeichnung, sondern auch darum, ein vertrauensvolles Setting zu schaffen und die hierarchisch strukturierte Interaktion, soweit dies möglich ist, abzuflachen.

Zunächst muss allerdings die Frage geklärt werden, was mit der methodischen Abwandlung des biographischen zum halbbiographischen Interview gemeint ist und welche methodologischen Überlegungen der Wahl dieser theoretisch-empirischen Methode zugrunde liegen. Die Verknüpfung von Biographieforschung und Migrationsforschung hat in den letzten Jahrzehnten einen ungeheuren Aufschwung erfahren. In den 1970er Jahren wurde im deutschsprachigen Raum der Biographieforschung als sozialwissenschaftlichem Forschungsansatz zunehmend Beachtung geschenkt. Damit einher ging eine vermehrte Aufmerksamkeit für Fragen, die die Subjektivität von Personen und ihren Anteil an der Wahrnehmung und Bewältigung gesellschaftlicher Wirklichkeiten betreffen (vgl. Scheibelhofer 2011):

»Ziel einer interpretativ orientierten Biographieforschung ist es seither, einen Zugang zu sozialer Realität zu gewinnen, der zwar die Individualität und Persönlichkeit der einzelnen Personen berücksichtigt, gleichzeitig jedoch deren Einbettung in die jeweiligen gesellschaftlichen Rahmungen nicht außer Acht lässt.« (Scheibelhofer 2011: 81)

Ein solcher biographischer Zugang eignet sich im Kontext der vorliegenden Arbeit besonders, weil er es ermöglicht, Struktur und Individuum nicht als voneinander unabhängige Einheiten zu betrachten, sondern sie zusammenzudenken. Das heißt auch, dass die interviewten Personen und ich als Interviewerin unabdingbar Bezug auf den diskursiven Rahmen der FluchtMigration nehmen.

Mit der Beschreibung der Interviews als »halbbiographisch« wird darauf verwiesen, dass es so etwas wie eine ganze, chronologische und lineare Biographie nicht gibt. Biographien sind immer fragmentarisch, sequenziell und brüchig. So hat auch Pierre Bourdieu den Ansatz, die Lebensgeschichten von Individuen als kohärentes Ganzes zu denken und davon auszugehen, dass sie als solches erzählt werden können, als »biographische Illusion« (Bourdieu 1998) entlarvt.

Biographische Erzählungen zu untersuchen heißt, sie als soziale Konstrukte zu analysieren. Damit rückt nicht so sehr das Subjekt an sich in den Mittelpunkt, sondern vielmehr sein gesellschaftliches Werden und Gewordensein. Darüber hinaus wurde bei der Interviewauswertung der Fokus auf

Handlungen und Strategien der befragten Personen und damit auf ihr Tun – und nicht auf eine ihnen unterstellte Identität oder Seinsform – gerichtet. Als soziale Konstruktionen werden Biographien in der Interviewsituation interaktiv zwischen den GesprächspartnerInnen ausgehandelt und dadurch erst erzeugt. Die Interviewsituation ist eine soziale »mit all ihren Implikationen« (Bukow/Spindler 2006: 20). Damit ist gemeint, dass alle an einem Interview Beteiligten – eben auch ich als Forscherin – Einfluss auf das Gesagte und Erzählte nehmen. Aber auch andere Faktoren, wie die Wirkung des Ortes, aktuelle Befindlichkeiten sowie Fragen von Macht und Hierarchien, modellieren das, was in der Analyse der Daten als biographische Erzählung interpretiert wird, mit. Demzufolge sind biographische Konstruktionen ausschließlich in ihrer zeitlichen, örtlichen und sozialen Kontextualisierung zu verstehen. Fragmente von Lebensgeschichten werden retrospektiv wiedergegeben und können von Anlass zu Anlass in einer je anderen Fassung dargeboten werden. Die ErzählerInnen entwickeln dabei gewissermaßen – angeregt durch die interviewende Person – eine Theorie über sich selbst, die »der Absicherung im Hier und Jetzt bzw. der immer neuen Akkommodation der eigenen Existenzweise« (ebd.: 34) dient.

Diese Aspekte sind hier in mehrfacher Hinsicht relevant. Zunächst gehe ich in Anlehnung an Wolf-Dietrich Bukow davon aus, dass biographische Re-Konstruktionen der Lebensgeschichte als Platzierungs- und Identifizierungsstrategien dienen. Es geht darum, »sich in einer schwierigen Situation – in der man sich der eigenen Position vergewissern will, weil sie fraglich ist – nachhaltig und dauerhaft zu platzieren, also um die Berechtigung, dabei zu sein, dauerhaft und nachdrücklich zu untermauern« (Bukow 2018: 80). Als Angehörige der österreichischen Ankunftsgesellschaft wurde ich häufig dafür genutzt, um stigmatisierende Exklusionserfahrungen als Unrechtserfahrungen zu artikulieren und das Recht auf die Anwesenheit der GesprächspartnerInnen einzuklagen. Dabei stand meine Person vielfach stellvertretend für unterschiedliche AkteurInnen der Ankunftsgesellschaft. So wurde ich oftmals als eine Art Sprachrohr für Appelle an die österreichische Bundesregierung oder an andere Mitglieder der Aufnahmegesellschaft wahrgenommen.

Darüber hinaus stellt der im Gespräch geschaffene Möglichkeitsraum zur Selbstdefinition eine stärkende und ressourcenstützende soziale Handlung dar. Teilweise nutzten meine InterviewpartnerInnen die Gespräche auch als

*therapeutisches Setting*¹, in denen es ihnen beispielsweise gelang, quälende Gedankenschleifen zu durchbrechen. Die Idee war es, der jeweils befragten Person die Möglichkeit zu geben, das Gespräch als

»[...] Gelegenheit zu empfinden, Zeugnis abzulegen, sich Gehör zu verschaffen, um ihre Erfahrung von der privaten in die öffentliche Sphäre zu tragen; und auch als eine Gelegenheit sich zu erklären, [...] also ihre eigene Sichtweise von sich selbst und der Welt zu konstruieren, und jenen Punkt innerhalb dieser Welt festzulegen, von dem aus sie sich selbst und die Welt sehen, von dem aus ihr Handeln verständlich und gerechtfertigt ist, und zwar zu allererst für sie selbst.« (Bourdieu 2010: 400ff.)

Somit kam meiner Position als Wissenschaftlerin eine zentrale, wenn auch nicht unproblematische Rolle zu. Als Forscherin ist es mir möglich, durch unterschiedliche Formen der Veröffentlichung (Vorträge, Publikationen etc.) private Erfahrungen meiner GesprächspartnerInnen einer Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Auf diese Weise bringe ich mein Gegenüber allerdings unweigerlich zum Schweigen, indem ich *für* die Menschen spreche, die ich interviewt habe. Damit ist auf die bis heute nicht abgeschlossene Diskussion um die (Un-)Möglichkeit von Repräsentationen marginalisierter Menschen verwiesen (vgl. Spivak 2008; Castro Varela/Dhawan 2007): »Repräsentation ist immer auch Interpretation« (Castro Varela/Dhawan 2007: 41). Das gilt auch für die dieser Arbeit zugrunde liegende Prämisse, dass FluchtMigrierende aktive (Über-)LebenskünstlerInnen sind, die kreativ mit den Bedingungen vor Ort umgehen, diese verändern und dabei widerständige Strategien gegen stigmatisierende Fremddefinitionen entwickeln.

Darüber hinaus verbleiben die InterviewpartnerInnen nach dem Gespräch in ihrer prekären Lebenssituation, während ich durch diese Arbeit einen Dokortitel erwerbe und damit einen gesellschaftlichen Aufstieg erfahre. Diese Umstände stellen eine weitere Grenze meines Forschungsvorhabens dar. Hervorzuheben ist hier die Verantwortung von (Sozial-)WissenschaftlerInnen gegenüber jenen Menschen, die innerhalb machtvoller Diskurse gewöhnlich nicht zu Wort kommen. Folglich muss es darum gehen, durch

1 An dieser Stelle ist es mir wichtig zu betonen, dass ich meine eigenen Fähigkeiten nicht überhöhen will, indem ich behaupten würde, therapeutisch tätig werden zu können. Vielmehr geht es mir darum, die Kompetenz der befragten Personen, ein formelles Setting, wie es ein wissenschaftliches Interview darstellt, für die eigenen Zwecke und Bedürfnisse zu nutzen, in den Vordergrund zu rücken.

das Aufzeigen hegemonialer Machtformationen, wie sie die Flüchtlingskonstruktion zweifelsohne darstellt, *gegenhegemoniale Perspektiven* in den Diskurs einzuführen, die starre Fremd(heits)positionierungen irritieren und herausfordern. Schließlich darf eine wissenschaftliche Praxis nicht müde werden, die eigene KomplizInnenschaft kritisch zu hinterfragen – auch wenn diese nie gänzlich aufgelöst werden kann. Denn es gibt keine SprecherInnenposition außerhalb etablierter Machtstrukturen.

Aus diesen Gründen bleibt das ambitionierte Vorhaben dieser Studie zwangsläufig unvollständig. Es kann also nur darum gehen, die eigene wissenschaftliche Praxis als Kritik an herrschenden Dominanzverhältnissen zu konzipieren (vgl. Castro Varela/Dhawan 2012).

6.2 »Das verstehende Interview« – Dialog und Gespräch

Dass es keine SprecherInnenposition außerhalb von Machtstrukturen gibt, bedeutet, dass auch das Interview eine machtdurchzogene und hierarchisch strukturierte Situation ist. Daher kann es nur darum gehen, die Asymmetrie der Gesprächsbeziehung, soweit es möglich ist, auszugleichen – wobei sie zwangsläufig zum Teil aufrecht bleibt. Einen ersten Schritt in diese Richtung stellt die Verabschiedung von der Illusion dar, die forschende Person könnte eine neutrale und objektive Position einnehmen, indem sie sich etwa während des Interviews nicht äußert. In der klassischen Methodenlehre wird dies oft fälschlicherweise mit einer distanzierten, unpersönlichen und stillen Gesprächshaltung gleichgesetzt, die – so die Annahme – dazu führen soll, dass der Einfluss auf den Gesprächsverlauf minimiert wird.

»Man kann nicht nicht kommunizieren«, so lautet ein Axiom des Kommunikationswissenschaftlers Paul Watzlawick. Folglich ist auch Nichtsprechen eine Form der Kommunikation, das Einfluss auf den Verlauf eines Interviews nimmt. Würden die Haltungen und Meinungen der interviewenden Person nicht transparent gemacht werden, wäre das Gegenüber mehr mit den Bemühungen beschäftigt, diese einzuschätzen. Der Kommunikationsprozess wäre dadurch gehemmt. Für Menschen, die bereits die Ersteinvernahme im Asylverfahren durchlebt haben, kommt erschwerend die Erfahrung hinzu, dass das Gesagte massive Konsequenzen hat – die Gewährung oder die Aberkennung eines Asylstatus. Deshalb ist eine parteiisch-wohlwollende Gesprächsposition zentral. Diese soll verhindern, dass die Dynamik des Interviews der Ersteinvernahme wiederholt wird.

Anders als VertreterInnen der klassischen Methoden sieht der französische Soziologe Jean-Claude Kaufmann gerade im Sich-Einbringen der eigenen Person als InterviewerIn ein Schlüsselmoment, damit sich die interviewte Person auf das Gespräch einlassen kann (vgl. Kaufmann 2015). Er plädiert für eine empathische, anteilnehmende und verstehende Gesprächshaltung, um das Interview einem alltagsweltlichen Gespräch so nah wie möglich kommen zu lassen und in einen vertraulichen Austausch mit dem Gegenüber treten zu können.

Diese Grundhaltung ist in Gesprächen mit Menschen, die Flucht erfahren haben, von zentraler Bedeutung, da häufig sensible Details sowie schmerzhaft Erfahrungen und Erinnerungen zur Sprache gebracht werden. Der forschenden Person kommt in diesen Momenten die Rolle einer empathischen Begleiterin zu, die verstehend und unterstützend wirksam wird. Aber auch dann, wenn Gespräche nicht in der Muttersprache der befragten Person stattfinden, ist es notwendig, dass die interviewende Person Rückversicherungspassagen zulässt und situationsbedingt Formulierungshilfen anbietet. Darüber hinaus bekommt die interviewte Person auf diesem Weg das Gefühl, dass die interviewende Person das Erzählte wirklich verstehen möchte und interessiert dem Gesagten folgt.

7. Analyse und Deutung der Erzählungen

Im Rahmen dieser Untersuchung habe ich 16 Interviews¹ mit fluchtmigrierten Menschen geführt. Unter ihnen waren elf männliche und fünf weibliche GesprächspartnerInnen. Zwei dieser Interviews konnten nicht in die Analyse aufgenommen werden. In einem Fall habe ich es versäumt, das Tonbandgerät einzuschalten. Das zweite Interview wurde auf Wunsch des Interviewpartners und aus forschungsethnischen Gründen verworfen, zumal sich nach dem Gespräch herausstellte, dass der Interviewpartner zuvor Alkohol konsumiert hatte, um seine Nervosität zu mindern. Die restlichen 14 Interviews wurden mit einem Tonbandgerät aufgezeichnet und anschließend transkribiert.

Bei der Transkription habe ich mich für eine mittlere Genauigkeit der Aufzeichnungen entschieden. Dadurch ist das verschriftlichte Gespräch zum einen nah am Gesprochenen, zum anderen ist zugleich eine hohe Lesbarkeit gewährleistet. So wurden die Interviews weitgehend wortgetreu transkribiert und auch nonverbale Äußerungen, etwa Lachen, und Pausen mit entsprechenden Zeichen vermerkt. Zudem wurde nach jedem Interview ein Postskriptum erstellt, das Besonderheiten sowie Gespräche vor und nach der Tonaufnahme dokumentiert. An einigen Stellen wurden die Transkripte sprachlich geglättet, ohne dass dabei der Inhalt verändert wurde. Für diese Glättung habe ich mich entschieden, weil damit die Lesbarkeit des Textes erhöht und dem Umstand Rechnung getragen wird, dass sprachliche Unterschiede zwischen interviewender und interviewter Person bestehen. Werden solche Differenzen nicht ausgeglichen, entsteht schnell der Eindruck, die interviewte Person könne sich nicht gut artikulieren. Damit würde das Machtgefäl-

1 Drei der Interviews stammen aus meiner Masterarbeit mit dem Titel »Zwischen Schwarz und Weiß gibt es viele Farben. Eine kontrapunktische Perspektive auf den aktuellen Diskurs über geflüchtete Menschen« (Schacht 2016). Die Gesprächstexte wurden in der vorliegenden Arbeit neu kontextualisiert und fokussiert: auf die (Über-)Lebensstrategien der befragten Personen.

le zwischen wissenschaftlich-forschender und aus der Alltagswelt berichtender Person unnötig verstärkt. Zudem wurde den GesprächspartnerInnen die Wahl der Interviewsprache Englisch oder Deutsch selbst überlassen.²

Aus den 14 transkribierten Interviews wurden fünf für eine ausführliche Feinanalyse und weitere fünf für eine fokussierte Analyse ausgewählt. Mit drei GesprächspartnerInnen habe ich hierfür ein zweites Gespräch geführt, zum einen, um bereits Erzähltes zu vertiefen, und zum anderen, um Unklarheiten über Zusammenhänge der Erzählungen, die bei der Transkription der Gespräche auftauchten, aufzulösen. Die Auswahl der zehn Gespräche für die vorliegende Analyse beruht sowohl auf deren Informationsgehalt als auch auf deren sprachlicher Qualität.

Bei der Auswertung des Materials habe ich mich für eine Verknüpfung von *Grounded Theory* (Glaser/Strauss 1967) mit dem Konzept des *Verstehenden Interviews* (Kaufmann 2015) entschieden. Die *Grounded Theory* hat den Anspruch, Theorie auf Basis empirischer Untersuchungen zu generieren. Die Theorie ist dabei immer gegenstandsverankert und durch theoretisches Kontextwissen gerahmt. Eine Trennung zwischen Empirie und Theorie ist damit nicht möglich, weil »Datensammlung, Analyse und die Theorie in einer wechselseitigen Beziehung zueinander« (Strauss/Corbin 1996: 8) stehen. Daher wurde das Konzept der (Über-)Lebensstrategie als heuristischer Rahmen bewusst offen gehalten: Der theoretische Zugang sollte bei der Auswertung mit den empirischen Daten verfeinert werden. Folglich war es das Ziel, eine Theorie zu generieren, die sich an den Lebensrealitäten der Menschen orientiert und multiple Perspektiven aufzeigt. Darauf verweist auch Anselm Strauss, wenn er schreibt: »Der Schwerpunkt der Analyse liegt nicht allein darauf ›Massen von Daten‹ zu erheben, sondern eher darauf, die ›Vielfalt von Gedanken‹, die während der Untersuchungen auftauchen, zu ›organisieren‹ und wohl auch zu konkretisieren.« (Strauss 1994: 51)

Mein Erkenntnisinteresses richtete sich darauf, die subjektive Sinnhaftigkeit sozialer Praktiken und Strategien vor dem Hintergrund restriktiver gesellschaftlicher Bedingungen zu verstehen und den befragten Menschen die Gelegenheit zu bieten, ihre Perspektiven darzulegen. Darüber hinaus lag der Fokus auf den diskursiven Kontexten, denen sich die GesprächspartnerInnen

2 Sechs der ausgewählten Interviews wurden auf Deutsch geführt. Die restlichen vier Interviews fanden auf Englisch – und damit in der Muttersprache der beiden weiblichen Interviewpartnerinnen – statt.

stellen, und den darin enthaltenen (widersprüchlichen) Selbstpositionierungen.

Dafür wurden die transkribierten Interviews in einem nächsten Schritt im Sinne der *Grounded Theory* einer Verdichtung und Sequenzierung unterzogen. Nach dieser ersten Analyse wurden die Ergebnisse sortiert und übergeordnete Konzepte entwickelt. Jene, die von besonderem Interesse für meine Forschungsfrage waren, wurden anschließend erneut auf ihre Codierung überprüft, kontrastiert und überarbeitet. Um dem Grundsatz der Bezogen- und Bedingtheit von Theorie und Empirie gerecht zu werden, wechseln sich Passagen, in denen die Interviewten selbst zu Wort kommen, und solche, in denen die theoretische Auseinandersetzung im Vordergrund steht, kontinuierlich ab.

Schließlich ist festzuhalten, dass der vorliegende Interpretationstext bezogen auf den Interviewtext immer eine »Ko-Konstruktion« darstellt. Diese präsentiert mögliche Lesearten, die sich im Modellierungsprozess entwickeln. Der Interviewtext kann aber immer auch anders gelesen werden, lässt sich in seiner Bedeutung also nicht fixieren. Damit ist die Interpretation eng mit den zugrunde gelegten Perspektivierungen und damit letztlich auch mit der beobachtenden, interpretierenden Person verstrickt. Sowohl der Interviewtext als auch dessen Interpretation werden im Folgenden als eine mögliche Leseart von vielen verstanden, deren Ziel es ist, die interviewten Menschen als aktiv handelnde Personen sichtbar zu machen. Eine Herausforderung war es dabei, die biographischen Erfahrungen als Belastung zu skizzieren, ohne dabei »Bilder der Hilflosigkeit und des Opfertums« (Sahin-Klinserer 2012: 179) zu reproduzieren.

V. Heterogene (Über-)Lebensstrategien

8. Feinanalysen und Kurzfallportraits

8.1 Aadil¹ – »Bitte, Österreich, lass mich frei«²

8.1.1 Kurzportrait

Aadil ist zum Gesprächszeitpunkt 23 Jahre alt und bereits seit zwei Jahren in Österreich. Er ist im Irak geboren. Gemeinsam mit seinen fünf Geschwistern wächst er in einer großen Stadt auf. Als er sieben Jahre alt ist, stirbt seine Mutter an Krebs. Sein Vater heiratet kurze Zeit später erneut, wobei Aadils Stiefmutter selbst fünf Kinder mit in die Ehe bringt. Im Alter von neun Jahren fängt Aadil an zu arbeiten, um seine Familie finanziell zu unterstützen. Nach dem Abschluss der Schule beginnt er, Journalismus zu studieren. Mehrfach wird er an der Universität von Milizen bedroht. Schließlich werden drei seiner befreundeten Mitstudierenden vor seinen Augen erschossen. Als die Milizen zu ihm nach Hause kommen und seine Brüder und ihn dazu zwingen wollen, eine militärische Ausbildung im Iran zu absolvieren, entscheidet sich Aadil, gemeinsam mit seiner Familie den Irak zu verlassen und in die Türkei zu gehen. 2014 flieht er zunächst allein. Seine Brüder und zwei Freunde folgen ihm kurze Zeit später. Insgesamt bleiben sie ein Jahr in der Türkei. Als die Situation auch dort immer unerträglicher wird, beschließen sie, sich nach Belgien aufzumachen, wo bereits ein Bruder von Aadil lebt. In Österreich werden sie von der Polizei aufgegriffen und sind daher gezwungen, ihren Asylantrag dort zu stellen. 2017 erhält Aadil seinen erstinstanzlichen Bescheid, der negativ ist.

1 Mit Aadil wurden zwei Gespräche geführt. Da das erste Gespräch (10.11.2017) primär seine Zeit in Österreich betraf, wurde mit dem zweiten Gespräch (22.03.2019) das Ziel verfolgt, die Zusammenhänge seiner Flucht besser zu verstehen. Im Folgenden werden Auszüge aus den Gesprächen mit »Aadil I« und »Aadil II« kenntlich gemacht.

2 Aadil I: 4.

Zum Zeitpunkt meines zweiten Gesprächs mit ihm wartet er auf sein zweites behördliches Interview.

8.1.2 Ländervignette: Zur Situation von JournalistInnen im Irak

Der Irak befindet sich seit 1980 im Kriegszustand.³ Seit 40 Jahren leben die Menschen dort mit bewaffneten Konflikten zwischen unterschiedlichen AkteurInnen. Nach der Präsidentenwahl 1979 etablierte Saddam Hussein eine Diktatur, die nach innen mit Repressionen und systematischer Gewalt gegen die eigene Bevölkerung arbeitete und nach außen durch wiederholte Kriege gekennzeichnet war (vgl. Rohde 2018). Nach dem Sturz Husseins im Jahr 2003 durch die Koalition der Willigen (»coalition of the willing«), die nach US-amerikanischen Angaben zur Zeit der Gründung 43 Staaten umfasste, kam es zur Besetzung des Iraks. US-amerikanische Kampftruppen waren dabei mit Abstand am stärksten vertreten. Im Mai 2003 erklärte der damalige US-Präsident George W. Bush die Kampfhandlungen für beendet und der Irak wurde in Besatzungszonen aufgeteilt.

Das nach 2003 installierte politische System, so Achim Rohde, »ist weitgehend dysfunktional, die politische Klasse korrupt und zerstritten« (Rohde 2018: o.A.). Amnesty International berichtet immer wieder über zahlreiche Menschenrechtsverstöße im Irak (vgl. Amnesty 2011; 2012; 2013; 2018).⁴ Im Oktober 2006 rief die irakische al-Qaida die Gründung eines »Islamischen Staates« (ISI) aus. Mit dem Abzug der ausländischen Kampftruppen 2011 gewann der ISI unter der Führung von Abu Bakr al-Baghdadi zusehends an

3 Nach der Machübernahme durch Saddam Hussein 1979 kam es 1980 zum Ersten Golfkrieg zwischen dem Irak und dem Iran. Dieser Krieg dauerte bis 1988 und kostete rund 1 Million Menschen das Leben (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung [bpb] 2015). Der Einsatz von chemischen Waffen traf vor allem die Zivilbevölkerung. 1990 folgte das UN-Embargo, das bis zum Sturz Saddam Husseins im Jahr 2003 fort dauerte. Das Wirtschafts-, Finanz- und Militärembargo gegen den Irak traf vor allem die irakische Bevölkerung, weil so etwa der Import von lebenswichtigen Medikamenten und Nahrungsmitteln verhindert wurde. 1991 kam es schließlich zum Zweiten Golfkrieg und 2003 zum Dritten Golfkrieg, an dem die US-Regierung federführend beteiligt war. Die Besetzung durch die sogenannte Koalition der Willigen (»coalition of the willing«) unter der Führung der Vereinigten Staaten – nach völkerrechtswidriger Militärintervention – dauerte bis 2011 an.

4 Amnesty International veröffentlicht jährlich Länderberichte zu unterschiedlichen Krisenregionen. Abrufbar unter: [https://www.amnesty.de/informieren/amnesty-report-artikelarchiv?f\[\]=countries:153](https://www.amnesty.de/informieren/amnesty-report-artikelarchiv?f[]=countries:153) (Stand: 01.04.2019).

Einfluss (vgl. Steinberg 2014). Bis heute verüben Regierungstruppen, paramilitärische Milizen, die US-geführte Militärallianz und die bewaffnete Gruppe Islamischer Staat (IS) Kriegsverbrechen und verstoßen gegen das humanitäre Völkerrecht und die Menschenrechte (vgl. Amnesty 2017/18).

Die Lage für JournalistInnen im Irak wird als äußerst gefährlich eingestuft. Das Netzwerk Reporter ohne Grenzen beschreibt seit 2002 jährlich aufgrund von 87 Fragen die Situation von JournalistInnen, Medienhäusern und zivilen BürgerInnenreporterInnen in 180 Ländern. Der Irak befindet sich in dieser Rangliste auf Platz 160 und gehört damit zu den gefährlichsten Ländern für Medienschaffende (vgl. Reporter ohne Grenzen 2019). Internationale Menschenrechtsorganisationen berichten von systematischer Gewalt, der JournalistInnen im Irak sowohl von staatlicher als auch von nichtstaatlicher Seite ausgesetzt sind. Sie werden gezielt angegriffen, eingeschüchtert, entführt, gefoltert und getötet. Es existiert de facto keine Presse- und Meinungsfreiheit im Irak. 2014 erlässt die staatliche Kommunikations- und Medienkommission verbindliche Richtlinien für Medien. Darin werden diese »aufgefordert, nicht über Aufständische zu berichten. Kritik an Regierungstruppen sei untersagt und die Berichterstattung über sie müsse stets wohlwollend sein.« (Amnesty 2015b) 2016 wurden zwei Produktionsbüros von irakischen Fernsehsendern geschlossen. Ihnen wurde vorgeworfen, Konflikte zwischen ethnisch-religiösen Gruppen und Gewalt geschürt zu haben (vgl. Amnesty 2016/17). Auch aktuell bleibt die Lage für JournalistInnen äußerst schwierig und teilweise lebensgefährlich.

8.1.3 Die Gesprächssituation für die eigenen Bedürfnisse nutzen

Aadil zeigt sich gleich zu Beginn beider Gespräche offen. Es sprudelt geradezu aus ihm heraus. Im Laufe seiner Erzählungen wird deutlich, dass er die Gesprächssituation für seine Bedürfnisse zu nutzen weiß. Da viele seiner engen Freunde ebenfalls noch einen unsicheren Aufenthaltsstatus haben und sich damit genau wie er in einer äußerst prekären Situation befinden, fehlen ihm manchmal AnsprechpartnerInnen, um über seine Gedanken, Sorgen und Ängste zu sprechen. Auch seine Familie befindet sich nicht in greifbarer Nähe: Einer seiner Brüder hat einen Asylantrag in Belgien gestellt, ein anderer Bruder in Australien und sein Vater befindet sich mit seiner Stiefmutter in der Türkei. Der Umstand, auf sich allein gestellt zu sein und seine Familie nicht um sich zu haben, löst bei Aadil eine Mischung aus Wut und Traurigkeit aus – gerade auch in Hinblick auf seinen ursprünglichen Plan, wie sein Bruder in

Belgien einen Asylantrag zu stellen. Das Gespräch mit mir nutzt Aadil in zweierlei Hinsicht für sich: zum einem, um die Kämpfe, die er sonst überwiegend mit sich allein ausmacht, zu teilen und sich dadurch zumindest kurzzeitig zu erleichtern: »[I]ch wollte dir auch danken, dass ich das alles sagen konnte. Es war wichtig für mich, das mal alles loszuwerden, also erleichternd.« (Aadil I: 10) Andererseits sieht er in der geplanten Veröffentlichung des Gesprächs eine Möglichkeit, mich als Sprachrohr zu nutzen, um die zahlreichen Ungerechtigkeiten, die ihm als Asylantragsteller widerfahren, einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Er erhofft sich dadurch ein wachsendes Verständnis der Tiroler Bevölkerung, das er auch mit der Chance verknüpft, die Lebenssituation für FluchtMigrierende insgesamt zu verbessern:

»Ich möchte, dass das alles rauskommt. Ich möchte, dass die Leute das alles wissen. Sie müssen das hören und wissen. Schau, wie wir leben in Österreich. Vielleicht verstehen die Menschen in Tirol uns dann besser und sie sehen es ein, dass wir auch Menschen sind. Dann kann sich auch etwas für uns verändern. [...] Ja, sie müssen lernen, wie es mir geht. Es gibt viele Menschen, die das nicht interessiert.« (Aadil I: 14)

Auch wenn sein Fazit in Bezug auf die hegemonial strukturierte ZuhörerInnenschaft ernüchternd bleibt, sieht Aadil eine zentrale Aufgabe in seiner gegenwärtigen Situation, sich dafür einzusetzen, Sensibilisierungsarbeit für die Situation von geflüchteten Menschen in Tirol zu leisten. Er schreibt unter anderem eine Kolumne für eine österreichische Zeitung, deren Ziel es ist, die Lebenssituation von Menschen, die sich in Österreich im Asylverfahren befinden, für die LeserInnenschaft zugänglich zu machen und dadurch ein Bewusstsein für die Schwierigkeiten und diskriminierenden Strukturen zu generieren. Zudem verfolgt er durch die regelmäßigen Veröffentlichungen weiter seinen Wunsch, als Journalist tätig zu sein. Seine Biographie lässt sich als andauernder Kampf für die Verwirklichung dieses bereits in der Kindheit gewachsenen Traumes lesen, der ihn letztlich auch zu seiner FluchtMigration bewegt hat.

8.1.4 (Überlebens-)Kampf für Meinungs- und Handlungsfreiheit – Stationen einer FluchtMigration

Durch den frühen Tod seiner Mutter – und damit seiner engsten Bezugsperson – ist Aadil schon in jungen Jahren auf sich gestellt. Bereits im Alter von neun Jahren beginnt er zu arbeiten und die Familie dadurch finanziell zu un-

terstützen. Die Beziehung zu seinem Vater und zu seiner Stiefmutter gestaltet sich schwierig. So sind die Erinnerungen an seine Kindheit von Streitigkeiten geprägt. Vor allem die starke religiöse Einstellung seines Vaters, die er nicht teilt, führt dazu, dass sich das Verhältnis zu ihm zusehends verschlechtert. Hinzu kommt die religiöse Orientierung seines Umfeldes, sowohl im familiären System als auch in der irakischen Bevölkerung, und nicht zuletzt sind auch die staatlichen Strukturen davon durchdrungen. Dies führt dazu, dass Aadil sich wie in einem großen Gefängnis fühlt, in dem er seine Gedanken und Haltungen verbergen muss. Er beschreibt den Irak als repressiv-religiösen Raum, der abweichende Meinungen und Haltungen jederzeit ahnden und bestrafen kann. Die Menschen, so Aadil, seien »verrückt« (Aadil I: 3) und vollkommen durch ihre Hinwendung zur Religion bestimmt. Während er sich oberflächlich an die religiöse Orientierung seines Umfeldes anpasst (bzw. anpassen muss), um potenziell tödlichen Konsequenzen zu entgehen, distanziert er sich innerlich vom Islam.

Diese Anpassung nach außen kann als das interpretiert werden, was Erving Goffman in seiner Studie »Asyle« als »sich im Geiste entfernen« beschrieben hat. Dabei handelt es sich laut Goffman um »eine bestimmte Form des Absentismus [...], die darin besteht, sich nicht einer vorgeschriebenen Handlung, sondern einem vorgeschriebenen Sein zu entziehen« (Goffman 1973: 184). Seine Gedanken und seine grundlegende Kritik an der irakischen Politik und deren enger Verwobenheit mit der Religion behält Aadil zum Schutz seines physischen und psychischen Überlebens zunächst für sich. Durch diese Einschränkung wächst in Aadil schon früh der Wunsch, Journalist zu werden und sich in diesem Beruf für Meinungs- und Handlungsfreiheit einzusetzen:

»Wenn du dort [im Irak; Anm. d. Verf.] bist, es ist kein Land, in dem du frei bist. Da ist der Islam. Wenn du deine Meinung sagen willst, dann musst du immer aufpassen, welche Wörter du benutzt und mit wem du redest, bei welchen Leuten du dich anpassen musst. Also, es gibt viele Sachen, wo du dich wirklich nicht frei fühlst. Vielleicht wollte ich auch deswegen schon immer Journalist werden, um gegen das alles zu schreiben. Also, jetzt kann ich sagen, dass ich mich jetzt komplett frei fühle, alles zu sagen. Ich habe keine Angst mehr, meine Meinung zu sagen oder über etwas zu reden.« (Aadil II: 3)

Um sein Ziel zu erreichen, arbeitet Aadil hart und entscheidet sich trotz der damit verbundenen Gefahren, ein Journalismus-Studium zu beginnen. Um dieses zu finanzieren, unterhält er daneben zwei Geschäfte und arbeitet dar-

über hinaus noch in der Immobilienfirma seines Vaters mit – bis zu dem Tag, an dem das »repressive [...] Regulativ des Überwachens und Strafens mit seiner [...] physischen Gewalt« (Falch 2017: 208) zuschlägt: Milizen stürmen den Vorlesungssaal an der Universität und töten vor den Augen der anwesenden Studierenden drei Mitstudierende, die zu Aadils besten Freunden gehören. Als die Milizen kurze Zeit später auch zu ihm nach Hause kommen, um ihn und seine Brüder als Kämpfer gegen den IS zu rekrutieren, sieht er für sich keine Möglichkeit mehr, im Irak zu bleiben. Der Gedanke daran, einmal einen Menschen töten zu müssen, ist unerträglich für Aadil. Die Familie entscheidet gemeinsam, dass Aadil mit seinen zwei Brüdern in die Türkei flieht. Besonders schmerzhaft ist für ihn dabei, dass er dadurch sein Studium nicht beenden kann. Dennoch interpretiert er retrospektiv die Entscheidung zur FluchtMigration auch als eine Entscheidung für seinen Kampf um Meinungs- und Handlungsfreiheit:

»Da habe ich entschieden, dass ich in die Türkei fahre, obwohl ich mein Studium noch nicht fertig gemacht habe, und ich habe es geliebt in meinem Leben. Ich wollte das machen und ich wollte dort arbeiten. Ich will alles machen, was ich mir als Kind gewünscht habe. Aber leider habe ich das nicht gemacht, weil unsere Situation so schlecht war. Meine Entscheidung zu gehen war auch eine Entscheidung für ein Leben in Freiheit, also dass ich sagen und machen kann, was ich will.« (Aadil II: 5)

In der Türkei angekommen, trifft Aadil einen Freund, der bereits ein halbes Jahr zuvor in die Türkei geflohen ist. Gemeinsam suchen sie eine Wohnung und ziehen mit vier weiteren Freunden zusammen. Seine Freunde fungieren für Aadil als Familienersatz und bieten ihm Halt in Momenten der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Nach seiner Ankunft stellt er einen Asylantrag. Nach seinem ersten Interview teilt ihm die zuständige Behörde mit, dass er voraussichtlich sieben Jahre warten müsse, bis er einen Bescheid erhält. Mit diesem prekären Status verbunden ist ein offizielles Arbeitsverbot. Dennoch schafft es Aadil, sich gemeinsam mit seinen Freunden über ein Jahr mit Gelegenheitsjobs und »Schwarzarbeit« durchzuschlagen. Aufgrund der misslichen Lebensbedingungen sowie der damit verbundenen Perspektivlosigkeit entscheiden sich die Freunde 2015, gemeinsam nach Europa zu gehen. Mit Hilfe von bestehenden Kontakten organisieren sie sich einen »FluchtMigrationshelfer«, der sie zunächst nach Griechenland bringt. Mit einem Schlauchboot setzt die Gruppe mitten in der Nacht über: »Damit sind wir gefahren. Das ist eigentlich für fünf Leute gedacht, aber wir waren insgesamt 30 Leute.

Es ist wirklich sehr gefährlich auf diesem Meer. Ich kann nicht schwimmen. Wenn ich rausgefallen wäre, wäre ich gestorben. Wir hatten beste Freunde in der Türkei, die sind dabei gestorben.« (Aadil II: 8)

Auf der griechischen Insel, auf der sie an Land gehen, bleiben sie elf Tage, bevor sie sich mit einem anderen FluchtMigrationshelfer weiter nach Mazedonien und schließlich, versteckt in einem LKW hinter Paletten, nach Belgrad aufmachen. Besonders präsent in seiner Erinnerung ist das quälende Hungergefühl, das Aadil auf seiner FluchtMigration tagtäglich begleitet: »Weißt du, was es bedeutet, Hunger zu haben? [...] Ich wollte essen. Ich habe in meinen Schuh gebissen. Ich wollte essen. Ich hatte so einen Hunger.« (Aadil II: 10) Die Erfahrung, auf fremde Hilfe angewiesen zu sein, um Grundbedürfnisse wie Nahrung sichern zu können, empfindet Aadil, der bereits mit sieben Jahren selbstständig sein musste, als beschämend: »Man fühlt sich wie so ein Bettler in dem Moment [...]. Aber in dem Moment musst du das machen, damit dein Leben weitergeht. In dem Moment denkst du nicht an die Vergangenheit, die du gehabt hast. Es ist besser, dass du alles hinter dir gelassen hast und weiterkommst.« (Aadil II: 9)

Ein weiterer FluchtMigrationshelfer bringt die Freunde schließlich nach Ungarn und dann über die Grenze nach Österreich. Die Strapazen der FluchtMigration setzen ihr merklich zu. Ihr eigentlicher Plan, weiter nach Belgien zu reisen, wird abrupt durchkreuzt, als die österreichische Polizei die Gruppe aufgreift und in einem Gefängnis unterbringt. Dort wird Aadil von seinen Freunden getrennt und nach zwei Tagen in die Erstaufnahmestelle West in Thalham gebracht. Von Thalham geht es weiter nach Fieberbrunn und schließlich nach Landeck. Dort lebt Aadil zwei Jahre, bis das Heim Anfang 2018 geschlossen wird und er in einem anderen Heim in Tirol unterkommt.

Mit seiner Ankunft in Österreich und der Registrierung seiner Person als »Flüchtling« beginnt für Aadil eine Tortur, die er als Entmenslichung, Erniedrigung und Entrechtung definiert. Beispielhaft hierfür ist seine Erzählung über die Form der Unterbringung für geflohene Menschen in Tirol:

»Wenn du dahin gehst ... man kann da eine Stunde nicht leben, aber sie schmeißen die Leute einfach da hin und sagen: ›Sei dankbar, dass du einen Platz hast zum Schlafen.‹ Aber wenn ich auf der Straße schlafe, ist das besser als dieser Platz. Schmutzig, Krankheit. Alles, was es dort gibt. [...] [S]ie denken nur an Geld und wir als Menschen sind nur eine Zahl in einem Computer. [...] Es geht nur darum, wie viele Zahlen du hast, und nicht, wie viele Menschen du hast.« (Aadil II: 14)

Damit bezieht sich Aadil direkt auf die objektivierende Wirkung des Diskurses, der sich unter anderem in der Form der Unterbringung und der depersonifizierenden Behandlung seiner Person als Nummer materialisiert. An dieser Stelle wird deutlich, dass für Aadil mit der Zuschreibung »Flüchtling« eine Entmenschlichung einhergeht, die ihn und andere FluchtMigrierende diskursiv zu Objekten degradiert, an denen legitim Gewalt ausgeübt werden kann. Kurze Zeit später im Gespräch konkretisiert Aadil, um wen es sich bei diesem machtvollen »Sie« handelt: »Ich bin und ich weiß, dass ich für die immer eine Zahl bin. Ich bin kein Mensch. Sie sagen in Österreich und in Europa zwar, dass sie immer zuerst an Menschlichkeit denken, aber wir sind keine Menschen für die. Wir sind eine Zahl« (Aadil II: 15f.).

Aadil verweist auf die Diskrepanz zwischen der österreichischen bzw. europäischen Selbsterzählung als Hort der Menschlichkeit und den realen Handlungen, die diesen vorangetragenen Werten fundamental widersprechen. Zwar lässt sich eine gewisse Unterwerfung Aadils unter die Kategorisierung als »Flüchtling« erkennen, indem er sich dem »Wir/Flüchtlinge« zuordnet, allerdings nur um aus dieser Sprecherrolle gleichzeitig Kritik an der massiven Ab- und Entwertung FluchtMigrierender zu üben. Es handelt sich dabei folglich nicht um eine tatsächliche Identifizierung mit der Kategorie »Flüchtling«, sondern vielmehr um eine partielle Annahme der Zuschreibungen, um diese im gleichen Moment zu kritisieren und als Ungerechtigkeit zu identifizieren.

8.1.5 Kritik an diskriminierenden Diskursen und Praktiken – »Die Österreicher haben oft ein schlechtes Bild im Kopf«⁵

Die Kritik an den diskriminierenden Strukturen, Diskursen und Praktiken, mit denen Aadil in Österreich konfrontiert wird, nehmen in beiden Interviews verhältnismäßig den größten Raum ein. Die Frustration und Enttäuschung über den negativen Ausgang seines Asylverfahrens in der ersten Instanz ist deutlich spürbar. Während er in Erzählpassagen über sein Leben im Irak den Kampf um Meinungsfreiheit in den Vordergrund rückt, kreisen seine Erzählungen, die die gegenwärtige Lebenssituation betreffen, vor allem um die Einschränkungen seiner Handlungs- und Entscheidungsfreiheit. Dass er nicht arbeiten darf und damit nicht in der Lage ist, sein eigenes Geld zu ver-

5 Aadil I: 6.

dienen, führt dazu, dass sich Aadil erneut, wie damals im Irak, wie in einem Gefängnis fühlt:

»Österreich, Österreich, Österreich. Ich mag Österreich. Ich liebe Österreich. Ich will in Österreich leben. Aber lass mich frei sein. Nicht immer dieses Muss. Ich hasse dieses Wort ›muss‹. Im Irak ist das genauso. Du musst das nicht machen, weil der Islam das sagt. Du musst das nicht machen, weil die Milizen ... da ist doch kein Unterschied. Das ist hier genau gleich. Immer muss, muss, muss.« (Aadil I: 11)

Die Beschränkungen seines subjektiven Möglichkeitsraumes in Bezug auf seine Handlungs- und Entscheidungsfreiheit führt er unter anderem auf die mediale Konstruktion der Flüchtlingsfigur zurück, die primär ein negatives Bild eben dieser zeichnet und gleichzeitig ein positiv besetztes österreichisches »Wir« inszeniert. Dabei ist ihm bewusst, dass der Kampf gegen die tief verankerten »Bilder im Kopf«, die medial immer wieder befeuert werden, nicht unmittelbar auf seine Person bezogen ist, sondern vielmehr auf ein allgemeines rassistisches Wissen zurückzuführen ist:

»Die Österreicher haben oft ein schlechtes Bild im Kopf und reden darüber. Aber wenn du etwas Gutes machst, dann sagen sie nichts. Sie sagen nichts, glaub mir. Ich habe viel in Österreich gemacht und auch österreichischen Menschen geholfen. Sie sagen nichts. Aber wenn du etwas Schlechtes machst, dann steht es in der Zeitung und kommt im Fernsehen. Sie wollen dieses schlechte Bild von Asylbewerbern bestätigt haben.« (Aadil I: 6)

»Über Österreich wird immer gut gesprochen. Wie toll alles ist. Wie viel sie für uns Flüchtlinge machen. Die sind gut und wir sind schlecht. So einfach ist das für Österreicher. Aber wenn du dort lebst und das System anschaut, dann findest du etwas anderes. Die meinen ja auch nicht mich. Das sagt viel mehr über die Österreicher aus. Aber schwer ist es trotzdem.« (Aadil I: 11)

In der einseitigen medialen Konstruktion des »schlechten Flüchtlings« sieht Aadil die Legitimationsgrundlage für die gesellschaftliche und strukturelle Schlechterstellung FluchtMigrierender. Dass es mitunter tatsächlich auch Probleme gibt, will er dabei gar nicht verheimlichen. Vielmehr geht es ihm in seiner Kritik um die polarisierenden und generalisierenden Fremdrepräsentationen, mit denen er und andere Geflüchtete konfrontiert werden. Diese negativen Bilder führen laut Aadil dazu, dass er, als »Flüchtling« markiert, nicht wie österreichische StaatsbürgerInnen mit Rechten ausgestattet wird, sondern ihm vielmehr unzählige (Integrations-)Pflichten auferlegt werden.

Beispielhaft spricht er den verpflichtenden Integrationskurs für Menschen im Asylverfahren an. Um die Ungerechtigkeit und die unterschiedlichen Regeln, die für Menschen mit und ohne Aufenthaltserlaubnis gelten, zu veranschaulichen, kehrt er in einem Gedankenspiel die Pflicht, einen solchen Kurs zu besuchen, um und verordnet der »einheimischen« Bevölkerung einen Integrationskurs:

»Das geht zehn Stunden. Aber ich musste den machen. Wenn ich den nicht mache, dann bekomme ich kein Geld. Sie erzählen dir etwas über Österreich und den Zweiten Weltkrieg und über Hitler und über Nazis. Und welche Politik es gibt in Österreich. Also, ich fand es ganz interessant, weil ich bin Journalist. [...] Aber sie sollten einfach genauso einen Kurs über Afghanistan für Österreicher machen. [...] Mach also genau so einen Kurs für die österreichischen Leute, wo sie etwas über Afghanistan lernen in zehn Stunden. Die Leute sind schließlich hier, ob die Menschen das wollen oder nicht. Das ist ja auch Integration, wenn die Österreicher etwas lernen. Nicht nur die Anderen sollten das machen, sondern die Österreicher. Echt. Oder einen Kurs über Syrien. Ich glaube, die wollen das noch nicht mal eine Stunde.« (Aadil I: 9f.)

Mit dieser Umkehr entlarvt Aadil die einseitig strukturierte Forderung nach Integrationsleistungen, die zu erbringen sind. Während er aufgrund seiner marginalisierten gesellschaftlichen Positionierung in der Dominanzgesellschaft gezwungen ist, sich aktiv zu »integrieren«, scheinen Menschen mit einem österreichischen Pass, ohne etwas dafür tun zu müssen, als integriert zu gelten. In dem aufseiten der »ÖsterreicherInnen« verorteten Wissensdefizit über die Herkunftsländer der Menschen sieht Aadil die omnipräsente Forderung nach »Integration« – in diesem Fall durch die »ÖsterreicherInnen« – unzureichend erfüllt.

Sein Verständnis von »Integration« ist damit weit differenzierter als jenes, das in den dominanten medialen und gesellschaftlichen Integrationsnarrativen deutlich wird. So versteht er »Integration« nicht einseitig als Aufgabe von fluchtmigrierten Menschen, sondern erachtet Bemühungen aufseiten der bereits im Ankunftsland wohnhaften Bevölkerung als unabdingbar. Indem er die strukturellen Barrieren, mit denen er konfrontiert wird, als Ungerechtigkeiten erkennt, wird es ihm möglich, diese nicht auf sich als Person zu beziehen, sondern das dahinterstehende System dafür verantwortlich zu machen. Bezogen auf sein Integrationsverständnis erfährt Aadil seine gegenwärtige

Situation als »organisierte Desintegration« (Täubig 2009), in deren Zentrum das Arbeitsverbot steht.

8.1.6 Organisierte Desintegration – Arbeitsverbot

Vor dem Hintergrund, dass Aadil bereits in jungen Jahren für seinen eigenen Lebensunterhalt gesorgt hat, ist der Umstand, dass ihm verwehrt wird, sein eigenes Geld zu verdienen, für ihn besonders schwer zu ertragen. Das Arbeitsverbot, das aus der restriktiven österreichischen Asylgesetzgebung für Menschen im Asylverfahren resultiert, muss als Teil einer »organisierten Desintegration« verstanden werden. Vicki Täubig versteht darunter »das asyl- und aufenthaltsrechtliche Strukturgeflecht, das für Asylbewerber und ›Geduldete« als Angehörige einer bürokratischen Kategorie hergestellt wird« (ebd.: 58) und dabei mit Zwängen und Verboten arbeitet. Dass das Nicht-arbeiten-Dürfen in Aadils gegenwärtigem Alltag eine zentrale Rolle spielt, wird unter anderem dadurch deutlich, dass das Wort »Arbeit« bzw. das Verb »arbeiten« auf insgesamt 32 Seiten Transkription ganze 96-mal vorkommt.⁶

Besonders zwei Dimensionen des Arbeitsverbotes sind für Aadil gegenwärtig belastend: zum einen, dass er kein eigenes Geld verdient und auf Almosen des österreichischen Staates angewiesen ist; und zum anderen, dass er dadurch in die prekäre Situation des Wartens gedrängt ist und das Gefühl hat, dass er seine Zeit nicht nutzen kann. Seinen Alltag beschreibt Aadil wie folgt:

»Ich kann nur zu Hause bleiben und warten. Ich muss immer warten. Ich habe dieses Wort schon hunderttausend Mal gehört. ›Du musst warten.‹ Warten, warten, warten. [...] Jeden Tag wachst du auf und jeder Tag ist gleich. Jeden Tag musst du warten. Jeden Tag essen und schlafen, essen und schlafen. Okay, du kannst laufen und spielen. Okay, ich kann das. Aber ich brauche etwas für mich. Ich muss arbeiten, sonst dreh‹ ich durch.« (Aadil I: 3ff.)

In der quälenden Monotonie seines Alltages fühlt sich Aadil wie in einem Gefängnis, in dem er zum Nichtstun verdammt wird. Sein Appell an die österreichische Regierung ist eindeutig: »Ich wollte auch noch sagen, bitte, bitte, bitte – dreimal bitte, lass mich frei sein. Lass mich arbeiten. Ich will mein

6 Im ersten Interview (14 Seiten Transkription) findet sich das Wort Arbeit 58-mal. Im zweiten Interview (18 Seiten Transkription) 38-mal.

Leben leben, will sehen, dass alles funktioniert. [...] Bitte, lass mich frei. Gib mir ein Papier, dass ich arbeiten darf. Bitte, lass mich frei.« (Aadil I: 14)

Die Einschränkungen seiner Handlungsfreiheit, die aus den asylgesetzlichen Reglementierungen hervorgehen, führen dazu, dass er seine gegenwärtige Situation mit seinem Leben im Irak gleichsetzt: »Das macht dich auch kaputt. Das ist genauso wie im Irak. Wo ist der Unterschied? Okay, kein Krieg.« (Aadil I: 3)

Das Arbeitsverbot stellt für Aadil einen massiven Angriff auf sein Selbstverständnis als Person dar. Für ihn kommt es einer Folter gleich, der er tagtäglich ausgesetzt wird. Umso beeindruckender ist sein Umgang damit: Als Journalist sieht er seine Aufgabe auch darin, genau diese Schwierigkeiten und Hürden öffentlich zugänglich zu machen und zu kritisieren. Dabei ist es ihm wichtig, die Thematik nicht ausschließlich im Kontext von FluchtMigration in den Blick zu nehmen, sondern die Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex »Zeit« auf eine allgemeinere Ebene zu heben. So handelt sein letzter Beitrag zu einer Kolumne, die er regelmäßig verfasst, davon, was Zeit bedeutet und wie man diese *richtig* nutzen kann. Dafür hat er mehrere Interviews mit Menschen (mit und ohne FluchtMigrationserfahrung) geführt und versucht, die unterschiedlichen Perspektiven auf die Thematik miteinzubeziehen.

Aadil schafft es, eine destruktive Situation in etwas Konstruktives umzuwandeln und dabei gleichzeitig weiter an seinem Ziel – irgendwann ein *anerkannter* Journalist zu sein – zu arbeiten. Mit dem Schreiben und der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Themen, die seinen Alltag betreffen, wird es ihm möglich, seine aktuelle Situation, seine Ängste und Sorgen besser zu verarbeiten und diese gleichzeitig aus der Sphäre des Privaten in die Sphäre der Öffentlichkeit zu tragen. Sein Selbstverständnis als Journalist und die Möglichkeit, diese Leidenschaft trotz aller Einschränkungen ausüben zu können, stellt in Aadils Leben gegenwärtig eine *zentrale Überlebensstrategie* dar, aus der er die nötige Kraft schöpfen kann, um seinen Kampf weiterzuführen: »Also ich kann da ein bisschen an meinem Wunsch arbeiten. Das, was ich mir als Kind gewünscht habe. Dass ich da etwas zurückbekomme.« (Aadil II: 16)

8.1.7 Gesellschaftliches, soziales und politisches Engagement – zwischen strategischer Integration und Weiterentwicklung

Neben seiner Arbeit für die Zeitung kann Aadil ein beeindruckendes Pensum an weiteren Tätigkeiten in unterschiedlichen gesellschaftlichen Berei-

chen nachweisen. Alle Möglichkeiten, die ihm rechtlich im Asylverfahren zur Verfügung stehen, nutzt er, um zum einen die geforderte Integrationsleistung zu erbringen und zum anderen seinem Drang, sich als Person weiterzuentwickeln und die Zeit des Wartens effektiv zu nutzen, nachzukommen. Sein breitgefächertes Engagement erfüllt folglich mehrere Zwecke und wird im Folgenden als aktive Handlung verstanden, die sich zwischen strategischer Integration und Weiterentwicklung der eigenen Fähigkeiten bewegt. Unter strategischer Integration verstehe ich Aadils partielle Unterwerfung unter das »Integrationsregime« (vgl. Castro Varela 2008), indem er die Forderungen der zu erbringenden Integrationsleistungen vollständig (und weit darüber hinaus) erfüllt. Auf einer performativen Ebene entspricht er der Rolle des »gut integrierten und leistungsorientierten Flüchtlings«. Darin sieht Aadil gegenwärtig die einzige Möglichkeit, einen positiven Einfluss auf den Ausgang seines Asylverfahrens zu nehmen. In seiner unsicheren Situation schafft er es durch die Erfüllung der Anforderungen von außen, sich ein Stück weit selbst Sicherheit zu geben. Zugleich distanziert er sich von diesen Ansprüchen, indem er das Integrationsregime als Einschränkung seiner Handlungs- und Entscheidungsfreiheit und als paternalistischen Zugriff auf seine Person kritisiert:

»Ich habe viel in Österreich gemacht. Ich habe einen ganzen Stapel Papiere, die das zeigen. [...] Aber letztendlich bin ich in Österreich nicht frei. Das ist das Entscheidende für mich. Das ist mir wichtig zu sagen. Alles, was sie von mir wollen, gebe ich ihnen, auch wenn es unfair ist. Zum Beispiel wollen sie, dass ich mich integriere. Das bin ich schon. Sie wollen, dass ich arbeiten will. Das will ich. Sie wollen, dass ich Gemeindearbeit leiste. Das habe ich schon. Deutsch soll ich lernen. Das habe ich schon. Alles, was sie von mir wollen, habe ich gemacht. Das musst du machen. Ich habe es gemacht. Die müssen mir das auch nicht ständig sagen. Ich weiß das selber. Ich habe einen Kopf und kann selber denken. Ich schaue selber, was ich in Österreich brauche. Ich mache das alles selber. [...] Ich brauche keine Anweisungen.« (Aadil I: 3ff.)

Dass er in erster Instanz einen negativen Bescheid bekommen hat, löst in Aadil vor dem Hintergrund seines Engagements großes Unverständnis aus. Die Aufzählung der geforderten und bisher erbrachten Leistungen erinnert an eine Art Checkliste, die er Punkt für Punkt abhaken kann. Wie tief verankert diese von außen an ihn als »Flüchtling« herangetragenen Integrationsanforderungen sind, wird deutlich, als er im zweiten Gespräch – fast eineinhalb

Jahre später – die Aufzählung seiner Tätigkeiten nahezu im gleichen Wortlaut wiederholt:

»Also Deutschkurs, habe ich gemacht. Freiwillige Arbeit, habe ich gemacht. Für eine Zeitung schreiben, habe ich schon gemacht und mache ich immer noch. Gemeinnützige Arbeit, 3 Euro pro Stunde, das mache ich seit ungefähr vier Jahren. [...] Ausbildung, ich habe die Jugendcoach-Ausbildung gemacht. Das und das. Extrem viel mehr noch dazu. Helfen als Dolmetscher, als Kinder ... also Kindern geholfen. Freiwillige Arbeit, Ausbildung ... mit alten Menschen. Ich arbeite in zwei Altersheimen. Ich mache alles, was sie von mir verlangen. Es ist viel. Ich versuche, meine Zeit voll zu machen. [...] Du [Österreich] nutzt mich aus. Und ich weiß, dass du mich ausnutzt. Wenn ich für 3 Euro pro Stunde arbeite und die gleiche Person, mit Positiv oder als Einheimische, die gleiche Arbeit, bekommt sie 11 oder 12 Euro pro Stunde. [...] Aber ich akzeptiere das für jetzt. Wenn ich sicher bin, werde ich dagegen was sagen für die anderen Flüchtlinge.« (Aadil II: 15)

Die finanzielle Ausbeutung im Rahmen der gemeinnützigen Arbeit, die Menschen im Asylverfahren erlaubt ist und die indirekt immer wieder auch als Integrationsnachweis gefordert wird, macht Aadil wütend. Sein Umgang damit gründet in der gegenwärtigen Akzeptanz dieser diskriminierenden Strukturen und in der Verlagerung des Widerstandes und der öffentlichen Kritik daran in eine Zukunft, in der er über einen Aufenthaltsstatus verfügt. Dadurch wird es ihm möglich, wie Louis Henri Seukwa es treffend formuliert, »innerhalb eines restriktiven und repressiven Systems, wie es die aus dem Asylrecht abgeleiteten Maßnahmen bilden, zu überleben, ohne es zu verlassen oder sich damit abzufinden« (Seukwa 2006: 243).

Allerdings darf Aadils Engagement nicht ausschließlich als (partielle) Unterwerfung unter das Integrationsregime interpretiert werden, sondern muss ebenso als Strategie verstanden werden, mit der er seine gegenwärtige Zeit für sich optimal nutzt, um sich und seine Fähigkeiten weiterzuentwickeln: »Ich bin kein Idiot. Ich bin ein Mensch und habe einen Kopf. Ich arbeite. Ich liebe das Leben. Ich mache alles. Für die und für mich. Beides irgendwie: müssen und wollen.« (Aadil I: 12) Die Ambivalenz, die er in Anbetracht der als ungerecht deklarierten, diskriminierenden Anforderungen und deren Erfüllung erlebt, löst Aadil für sich ein Stück weit auf, indem er das *Müssen* durch ein *Wollen* ergänzt. In seinem – gerade durch das Arbeitsverbot – eingeschränkten Möglichkeitsraum gewinnt er den Integrationsnachweisen etwas Positives ab. Trotz ungewisser Zukunft in Österreich, so Aadil, erhält er auf

diese Weise Einblick in unterschiedliche berufliche Bereiche (z.B. Altersheim, Jugendarbeit), was ihm vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt zugutekommt. Und so zieht er, trotz aller Schwierigkeiten und Barrieren, ein hoffnungsvolles Fazit: »Obwohl wir Schmerzen haben, obwohl wir Schwierigkeiten haben, obwohl wir wirklich krank im Kopf geworden sind, aber wir leben noch. Und wir kämpfen auf unser Ziel hin und wir machen das weiter. Und wir kriegen, was wir brauchen. Ich hoffe das.« (Aadil II: 16)

8.2 Yola – »I would call myself a survivor«⁷

8.2.1 Kurzportrait

Yola ist in der Großstadt Lagos in Nigeria geboren. Sie wächst mit ihren Eltern und ihren Geschwistern auf. Nach dem Abschluss der Schule beginnt sie ein Lehramtsstudium. In dieser Zeit lernt sie auch ihren Mann kennen, mit dem sie einen gemeinsamen Sohn, Louis, bekommt. Nach der Hochzeit findet Yola heraus, dass ihr Mann einer Gruppierung von Kulturalisten angehört. Kulturalisten verwenden menschliche Körperteile zu rituellen Zwecken, wobei Frauen und Kinder von diesen Praktiken häufiger betroffen sind, weil ihre Körper als besonders vital gelten (vgl. ACCORD 2011). Aus Angst, ihr Mann würde Louis für ein solches Ritual opfern, entscheidet sich Yola 2010 zu fliehen. Ein Freund der Familie legt ihr nahe, bei der österreichischen Botschaft ein Visum zu beantragen, weil dieses dort leichter zu bekommen sei als in anderen Botschaften. Im Anschluss daran solle sie, so der Rat des Freundes, nach Schweden gehen, weil dort bereits Bekannte der Familie leben. In Schweden angekommen, wird sie aufgrund ihres österreichischen Visums schließlich – nachdem sie sich dreimal erfolgreich der Überführung durch die Beamten widersetzt hat – gegen ihren Willen nach Österreich überstellt. Seit 2014 lebt sie mit ihrem Sohn gemeinsam in einer Unterkunft für Geflüchtete. Ihr Antrag auf Asyl wird in erster Instanz abgelehnt, mit der Begründung, sie habe eine Familie in Nigeria. Sie legt Beschwerde gegen diesen Bescheid ein und wartet zum Zeitpunkt unseres Gesprächs auf den Bescheid des Bundesverwaltungsgerichtes.

7 Yola: 15.

8.2.2 Ländervignette: Ritualmorde in Nigeria – Lagos

Nigeria ist die größte Wirtschaftsmacht in Afrika und mit 195 Millionen BewohnerInnen das bevölkerungsreichste Land des Kontinents. Mit über 14 Millionen EinwohnerInnen ist Lagos die größte Stadt Nigerias. Immer wieder berichtet die nigerianische Presse über sogenannte »Ritualmorde«. Bei diesen Morden werden menschliche Körperteile wie Zungen, Augen oder Geschlechtsorgane abgetrennt und für rituelle Zwecke verwendet. Der Kopf wird in den meisten Fällen abgeschlagen, um eine Identifizierung der getöteten Person zu verhindern (vgl. ACCORD 2004). Der Rest des Körpers wird anschließend an einem Straßenrand »entsorgt« oder verbrannt, um den Leichnam vollständig unkenntlich zu machen. Die entfernten Körperteile und ihre zeremonielle Opferung sollen zu Macht und schnellem Reichtum führen.

Lagos zählt zu den Hochburgen derartiger Praktiken. Laut einem Länderbericht des ACCORD⁸ verzeichnet die Polizei in Lagos wöchentlich bis zu zwei Ritualmorde (vgl. ebd.). Im Jahr 2000 wurden daher seitens der Polizei in Lagos No-go-Areas eingerichtet, die vor allem in der Nacht zu meiden seien (vgl. ebd.). Es gibt immer wieder Vermutungen, dass sich AnhängerInnen derartiger Rituale auch in öffentlichen Ämtern und Institutionen wie der Universität finden lassen. Wie aus einem Bericht der kanadischen Behörde Immigration and Refugee Board of Canada⁹ hervorgeht, sind Ritualmorde in Nigeria weitverbreitet: »Academics, human rights activists and media sources say that ritual murders are common throughout Nigeria.« (IRB 2005)

Laut ACCORD liegen zahlreiche Berichte über Verhaftungen von mutmaßlichen Ritualmördern vor, allerdings existiert auf Bundesebene keine spezielle gesetzliche Handhabe, um gegen die TäterInnen vorzugehen. Immer wieder ist auch die Rede von Bestechungen der Justiz, die eine Freilassung erwirken sollen. Die Quellenlage zu Ritualmorden in Nigeria ist widersprüchlich und lückenhaft. Folglich ist es schwer, konkrete Aussagen

8 Austrian Centre for Country of Origin and Asylum Research and Documentation (ACCORD).

9 Die IRB (Immigration and Refugee Board of Canada) ist eine unabhängige Behörde in Kanada, die Herkunftsinformationen aus öffentlichen Quellen für die Asylverfahren zur Verfügung stellt. Laut Selbstbeschreibung besteht die Hauptaufgabe darin, Recherchen über die Lebenssituation in den Herkunftsregionen geflüchteter Menschen anzustellen, um die Deckung des Informationsbedarfs der Abteilung für Flüchtlingsschutz zu gewährleisten (vgl. <https://www.irb-cisr.gc.ca/en/country-information/Pages/index.aspx>).

über die Zusammenhänge, Vorfälle und Tatbestände von Ritualmorden zu treffen. Die kurze Ländervignette soll vielmehr dazu dienen zu untermauern, dass die Angst, als Ehefrau eines praktizierenden Kulturalisten entweder selbst einer rituellen Tötung zum Opfer zu fallen oder das eigene Kind dadurch zu verlieren, begründet ist. In welchem Ausmaß Ritualmorde begangen werden, ist darüber hinaus in dem Sinne unwichtig, da allein die omnipräsente Potenzialität, entführt und getötet zu werden, gegeben ist. Der Herkunftskontext, vor dem Yola geflohen ist, wird daher in Anlehnung an Erving Goffman als »totaler Raum« verstanden, der auf alle Lebensbereiche Einfluss nimmt und Yolas physische und psychische Freizügigkeit vor Ort maßgeblich einschränkt.

8.2.3 Kritische Distanz zum Schutz der eigenen Person und der des Kindes – »I believe, you don't know me as a person«¹⁰

Yola nimmt zu Beginn des Gespräches eine distanziert-vorsichtige Haltung ein. Ihre Geschichte, so Yola, sei etwas, über das sie nicht gern spreche. Schließlich würde diese nicht nur ihr eigenes Leben betreffen, sondern auch die Existenz ihres Sohnes mit einschließen. Die distanzierte Haltung lässt sich auch an ihrer Körpersprache ablesen. Sie sitzt mir leicht abgewendet gegenüber und vermeidet zu Beginn ihrer Erzählungen jeglichen Augenkontakt. Um sich nicht allein der Gesprächssituation auszusetzen, hat sie das Kind einer befreundeten Mitbewohnerin auf dem Arm, das sie während des gesamten Gespräches eng an den Körper gedrückt hält.

Erst nachdem sie ausführlich über den Kontext des Gespräches sowie die Verwendung der Audioaufzeichnung informiert ist und ich ihr mehrmals versichert habe, dass personenbezogene Informationen vollständig anonymisiert werden, willigt sie ein, mir, wie sie sagt, »just a few things« (Yola: 1) über ihre Lebensgeschichte preiszugeben. Diese anfängliche Skepsis ist sicherlich auch auf den Umstand zurückzuführen, dass Yola bereits drei behördliche Interviews¹¹ zu ihren FluchtMigrationsgründen hinter sich hat.

¹⁰ Yola: 5.

¹¹ Das erste Interview fand in der österreichischen Botschaft in Nigeria statt, die zweite behördliche Einvernahme in ihrem ersten Zielland Schweden und das dritte Interview dann schließlich in Österreich. Nach ihrem negativen Bescheid in erster Instanz wartet Yola aktuell auf ihre vierte Einvernahme vor dem Bundesverwaltungsgericht in Österreich.

Wie sich im Laufe des Interviews herausstellt, gründet die Motivation, überhaupt mit mir zu sprechen, auch auf der Hoffnung, durch eine zukünftige Veröffentlichung ihrer Erzählungen über die Situation in Südwest-Nigeria diese einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen und dokumentiert zu wissen. Mit Blick auf die Begründung des negativen Bescheids, der zufolge sie und ihr Sohn in ihrer Herkunftsregion keiner Gefahr ausgesetzt seien und auf ein familiäres Unterstützungsnetzwerk zurückgreifen könnten, sieht Yola im Gespräch mit mir auch die Möglichkeit, »die Wahrheit« über rituelle Tötungen in Nigeria aufzudecken. Teilweise richten sich ihre Erzählungen damit indirekt auch an das Bundesamt für Fremdenwesen und Asyl (BFA), das ihr und ihrem Kind die Schutzbedürftigkeit bis jetzt verweigert hat. Auf metakommunikativer Ebene kann Yolas Gesprächsverhalten als Einnahme einer handlungsfähigen und selbstbestimmten Subjektposition interpretiert werden, wobei sie sich auch mit bestimmten Auslassungen in ihrer Erzählung zu schützen weiß. So bleibt ihr Leben vor der FluchtMigration weitgehend als Leerstelle stehen – mit der Ausnahme ihrer FluchtMigrationsgründe, durch die sie ihr legitimes Recht, zu bleiben, einklagt. Bei der Beantwortung der Fragen, die ihre frühe Vergangenheit betreffen, bleibt sie hingegen oberflächlich. Sie lenkt das Gespräch immer wieder auf ihre gegenwärtige Lebensrealität sowie ihre Vorstellungen über ein zukünftiges Leben in Österreich.

Die Auslassungen werden als bewusster und gezielter *Akt des Selbstschutzes* verstanden, der es Yola zum einen ermöglicht, ihre Energie auf die Bewältigung der gegenwärtigen instabilen Lebenssituation zu richten und trotz unsicherer Zukunft und Bleibeperspektive weiterzumachen. Zum anderen vermeidet sie durch die Auslassungen, in eine gewisse Sprachlosigkeit über das Erlebte zu verfallen und zu viel von ihrer Verletzlichkeit preiszugeben.

8.2.4 Die Zeit vor der Ankunft in Österreich – »People are facing hell«¹²

Der Schwerpunkt der Narration zu ihrer Vergangenheit in Nigeria liegt auf der repressiven und potenziell tötenden Situation, die Yola letztlich zu ihrer Entscheidung, nach Europa zu fliehen, bewegt hat. Die omnipräsente Gefahr, selbst ermordet zu werden oder ihr Kind zu verlieren, geht von ihrem direkten Umfeld, ihrem Ehemann, aus. Er gehört der Gruppierung der Kulturalisten an, die, wie in der Ländervignette beschrieben, menschliche Körperteile

12 Yola: 9.

zu rituellen Zwecken verwenden, um schnell zu Reichtum zu gelangen. Im Vordergrund ihrer Entscheidung, Nigeria zu verlassen, steht der Schutz des eigenen Kindes. Nach nigerianischem Recht kann der Vater das eigene Kind ab dem Alter von fünf Jahren ohne weitere Angaben einklagen: »It is a law in Nigeria, that when the child is about five years, he can find some things against you to claim his child. [...] So, the government can take your child. You may not see him again for the whole life.« (Yola: 15)

Yola beschreibt Nigeria als gesetzlosen Raum, in dem ein Krieg gegen die Bevölkerung geführt wird und sie und ihr Kind tagtäglich massiven Unsicherheiten und Todesängsten ausgeliefert sind. Hinzu kommt, dass sie nach der Trennung von ihrem Mann als alleinerziehende Mutter den Verurteilungen ihres Umfeldes ausgesetzt ist. Besonders belastend ist allerdings der Umstand, dass sie keinem Menschen in ihrer Umgebung trauen kann: »Some people kill their wives or their children. [...] They even murder their fathers or mothers. [...] [Y]ou cannot trust anybody.« (Yola: 2f.)

Diese Erfahrungen führen dazu, dass Yola anderen Menschen grundsätzlich misstrauisch gegenübersteht und nur schwer Vertrauen fassen kann. Sie hat gelernt, vorsichtig zu sein und diese Vorsicht dem Vertrauen überzuordnen. Es sei unmöglich, so Yola, eine Person jemals vollständig zu kennen. Auch im engsten Beziehungskreis wird so der Leitsatz »Traue niemandem« zu einer Überlebensstrategie, die ihren Alltag bestimmt: »[Y]ou think, you know people for a long time but really ... they are people, this guys, who are devils, just in human bodies.« (Yola: 2) Während die Vorsicht in Nigeria dem Schutz ihres und des Lebens ihres Kindes diene, wird sie in ihrer aktuellen Lebenssituation zu einem Schutz vor erneuten Verletzungen auf Beziehungsebene. Aus der habitualisierten *vertrauten Vorsicht* in Nigeria wird eine grundlegende Haltung anderen Menschen gegenüber, die als *vorsichtiges Vertrauen* bezeichnet werden kann.

8.2.5 Selbstvertrauen statt Fremdvertrauen

Dem permanenten Misstrauen, das sie anderen Menschen gegenüber hegt, und der dadurch eingeschränkten Fähigkeit, Vertrauensbeziehungen aufbauen zu können, setzt Yola ein tiefes Vertrauen in ihre eigene Person entgegen. Das in der Vergangenheit zerstörte »Urvertrauen« in andere Menschen wird so mit dem Vertrauen in sich selbst als Person, die um ihre eigene Belastungsfähigkeit und Kompetenzen weiß, kompensiert. In selbstreflexiven Erzählpassagen betont sie mehrfach, dass die eigenen Erfahrungen, die sie im

Laufe ihres Lebens gemacht hat, dazu geführt haben, auf ihre Widerstandsfähigkeit und Kraft zu vertrauen:

»I trust so much in myself [...], but ever since my situation I trust no one again. But I can only trust myself, because I am me. I cannot be another person. And there is no person that can be like me as well. I know what I can do. And I know what I am up to. I know what I can face. I know. One situation like this goes like this and this is what I actually can do. [...] So, I have to trust in myself and have to stand up for myself. I know who I am. Yes, because ... that is me. Anywhere I go I need to stand for myself. This is who I am.« (Yola: 5)

Sowohl die Erfahrungen, die Yola in ihrem repressiven Umfeld in Nigeria gemacht hat, als auch die daraus gewachsene Entscheidung zur Flucht/Migration haben sie nach eigener Beschreibung zu einer Überlebenskünstlerin (»Yes, I am a survivalist«, Yola: 15) gemacht, die sich nicht in eine passive Opferrolle drängen lässt, sondern aktiv für ein Leben in Sicherheit kämpft – für sich und vor allem für ihr Kind. In der Vergangenheit bewältigte Situationen geben ihr das Vertrauen, dass sie Schwierigkeiten und Herausforderungen auch in Zukunft meistern wird. In Anlehnung an Louis Henri Seukwa kann diese internalisierte Kompetenz, mit widrigen Lebenssituationen umzugehen und diese in unterschiedlichen Kontexten zur Anwendung zu bringen, als »Habitus der Überlebenskunst« (Seukwa 2006) bezeichnet werden.

Neben der starken und selbstbewussten Positionierung als Überlebenskünstlerin kommt Yola im Laufe des Gespräches auch immer wieder auf ihre tiefen Wunden zu sprechen, die sie – gerade auf Beziehungsebene – davongetragen hat. Um weitere Enttäuschungen und Verletzungen erst gar nicht zuzulassen, definiert sich Yola als Einzelgängerin, die nicht auf andere Personen angewiesen ist: »I don't have friends really. I don't need friends now. [...] I don't need friends really. [...] Nobody. Absolutely, nobody. I just want to be now. To face it. I know at the end I will keep things going on. Things will be going on. I have done it and I will keep on doing it.« (Yola: 23)

Durch die Umdeutung von »keine Beziehung haben« in »momentan keine Beziehung brauchen« wird es ihr möglich, diese emotionale »Baustelle« und das menschliche Grundbedürfnis nach Beziehungen in ihrem Leben auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben. Dadurch kann sie ihre gesamte Energie auf die Bewältigung des gegenwärtig fordernden Alltages richten. Gerade das Wissen über bereits gemeisterte Probleme und die Erfahrung, schwierigen Situationen handelnd etwas entgegensetzen zu können, ermöglichen es Yola, auf ihre eigenen Stärken zu vertrauen. Sie ist stolz darauf, Nigeria für

ein Leben in Sicherheit verlassen und dadurch ihren Sohn vor der drohenden Ermordung bewahrt zu haben: »I am always proud, even if I have not granted the permit to stay.« (Yola: 16) Dafür hat sie allerdings einen hohen Preis gezahlt: Sie musste ihre Familie verlassen und ist seit dem Tag der Flucht-Migration auf sich allein gestellt. In Erzählpassagen, in denen sie über ihre Eltern spricht, ist die tiefe Trauer über diesen Verlust deutlich zu spüren.

8.2.6 Unsicherheiten und Fremdpositionierungen die Stirn bieten

Die gegenwärtige Unsicherheit ihrer Aufenthaltssituation, die durch den erstinstanzlich negativen Bescheid verstärkt wird, ist nur schwer zu ertragen und zerrt tagtäglich an Yolas körperlichen und psychischen Verfassung. Um die Ungewissheit über den Ausgang ihres Asylverfahrens zu reduzieren, verfolgt sie täglich die mediale Berichterstattung über politische Entwicklungen in Österreich. Dadurch gelingt es ihr, die Spannung, die sich aus der Abhängigkeitsbeziehung in Bezug auf die behördliche Entscheidungsmacht über ihr Bleiberecht ergibt, ein Stück weit aufzulösen. Zugleich schafft sie es auf diese Weise, ansatzweise das Gefühl der Kontrolle über den eigentlich unkontrollierbaren Verlauf ihres Verfahrens zu erlangen, indem die politische Entscheidungspraxis – und damit ihre Zukunft – für sie abschätzbar wird:

»That [Nachrichten schauen] is what, that is what makes me to survive. Because I can't imagine myself without TV seeing. See things are happening in the world. Then I go to my phone and I google, what is going on in this country [...]. I read news. I read news a lot. That is what makes me feel the present of living, that is how I know where we are and what will probably happen to me. It is like getting the uncontrolled under control, in a way.« (Yola: 20)

Durch die intensive Verfolgung der medialen Berichterstattung zum Thema FluchtMigration ist Yola umfassend über die gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Entwicklungen in Österreich informiert. Sie ist sich des dominanten Diskurses, der sie als afrikanisch markierte Geflohene unter den Generalverdacht stellt, aus wirtschaftlichen Motiven migriert zu sein, bewusst. Gegenüber dieser generalisierenden Zuschreibung »Wirtschaftsflüchtling« drückt Yola eine differenzierte Haltung aus. Sie macht deutlich, dass die Gründe, die zu einer FluchtMigration führen, vielfältig sind, und der Umstand, die eigene Familie nicht ernähren zu können, einer von vielen legitimen Gründen sein kann. Yola kritisiert die generalisierende Zuschreibung, in der alle afrikanischen Geflohenen grundsätzlich als »Wirtschaftsflüchtlinge« mar-

kiert werden, und entlarvt das dominante europäische Fremdbild »Afrikas« als armer, hungernder und unterentwickelter Kontinent als Illusion, indem sie die Fremdbeschreibung mit einer Selbstbeschreibung Nigerias konterkariert: »Yes, but Nigeria is also rich. We have so many natural resources, we have oil. In Nigeria you say, no matter out of what you make money.« (Yola: 12) Gleichzeitig spricht sie auch die Schwierigkeiten und Probleme in Nigeria an, die sie primär auf politischer Ebene verortet.

»But when our leaders are not going in the right way, truly it is a little bit said that people are dying of starving. They starve to death. It is truly said, that some people are not able to afford hospital fees. And they are dying. I think those bloods and those are lives are on our leaders.« (Yola: 12)

Yola macht deutlich, dass Menschen, die aufgrund von Armut und Perspektivlosigkeit fliehen, ebenso ein Recht haben sollten, an einem anderen Ort nach einem besseren Leben zu streben. Um die Ausweglosigkeit vieler Menschen in Nigeria zu betonen, belegt sie ihre Argumentation mit dem Beispiel einer Freundin, die ihren inzwischen verstorbenen Mann nicht mit den nötigen Krebsmedikamenten versorgen konnte. Gleichzeitig ist ihr die rechtliche Konsequenz, die mit der Kategorisierung als »Wirtschaftsflüchtling« einhergeht – nämlich keinen als legitim anerkannten FluchtMigrationsgrund geltend machen zu können – bewusst. Folglich positioniert sich Yola entschieden außerhalb dieser Fremdkategorisierung:

»Life is very important and peace is very essential in human life. It is not about property, not about what you have had in life, not about richness, not about money. All those things are just words and I had them in Nigeria. So I am not an economic migrant. Not at all. [...] When you have something to eat and a place to sleep. This is enough for live. [...]. This is enough. So when I am granted the paper, the permit to stay, I don't need more.« (Yola: 18ff.)

Immer wieder betont Yola, dass sie im Gegensatz zu vielen anderen Geflohenen über einen als legitim anerkannten FluchtMigrationsgrund verfüge und zu jenen FluchtMigrierenden in Europa gehöre, die sie als »true victims« bezeichnet. An dieser Stelle wird der machtvolle Zugriff des hegemonialen Diskurses über FluchtMigration auf die einzelne Person deutlich. Er zeigt sich in der klaren Trennung zwischen den »wahren Flüchtlingen« und jenen, die als »illegitim« stigmatisiert werden. Entgegen ihren tatsächlichen Handlungen und Strategien sowie der Selbstdefinition als Überlebenskünstlerin wird Yola dazu gedrängt, ihre FluchtMigrationsgeschichte als »wahre« Leidensge-

schichte zu markieren und ihre Rolle als »wahres Opfer« zu betonen (»I am a true victim«, Yola: 24). Während, wie bereits erwähnt, ihre Vergangenheit weitgehend als Leerstelle verbleibt, berichtet sie (vergleichsweise) ausführlich über die Umstände, die letztlich zur FluchtMigration geführt haben. Durch die Erzählungen von ihrer einstigen individuellen Verfolgung – ein anerkanntes Fluchtkriterium – wird es ihr möglich, ihr Recht auf einen Aufenthaltsstatus als legitimes Recht zu betonen. Während sich Yola somit, bezogen auf ihren (eigentlich) rechtmäßigen Aufenthalt in Österreich, als »wahres Opfer« definiert (bzw. definieren muss), zeichnet sie ansonsten ein komplett anderes Bild ihrer Person. Dies wird nicht nur in ihrer Selbstdefinition als Überlebenskünstlerin deutlich, sondern auch dann, wenn sie die FluchtMigrationserfahrung als Erweiterung ihres subjektiven Möglichkeitsraumes interpretiert: »I had the ability to leave [...]. As I told you, now I am living peacefully. No one is judging me, no one is after my life. No one is monitoring me. [...] So, it is a great privilege.« (Yola: 11ff.)

Die FluchtMigration bedeutet für Yola auch, dass sie der potenziellen Ermordung entkommen ist und sie sich und ihrem Kind ein Leben in Sicherheit ermöglichen kann. Anders als es der dominante Diskurs über FluchtMigration suggeriert, verbindet Yola ihre FluchtMigrationsgeschichte nicht ausschließlich mit Leid, sondern sieht darin auch ein Lern- und Entwicklungspotenzial für ihre Persönlichkeit: »There are some situations that are just there to mold you, as a whole. To be strong and to face life challenges again and again.« (Yola: 7)

Als konkretes Beispiel dafür führt sie den Umstand an, dass der Verlust von Privatsphäre aufgrund der beengten Wohnverhältnisse in ihrer aktuellen Unterbringung zwar auf Dauer schwer zu ertragen sei, aber auch dazu geführt habe, dass sie gelernt hat, andere Menschen zu tolerieren:

»I can stay here forever. But one day there is going to be privacy as I like. I never lived with so many people before, but when I came here it was like it. [...] But there will be justice and out of justice you learn lessons. I learned to tolerate people with their differences now. Before I don't tolerate all. I don't tolerate it at all. So even when everything is bad, there is always something good in it too. Something you learn for life.« (Yola: 25)

Trotz der Ungewissheiten, denen Yola ausgesetzt ist, begibt sie sich folglich keinesfalls in eine passiv-leidende Rolle. Vielmehr schafft sie es geschickt, vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Widrigkeiten ein positives Zukunftsszenario zu entwerfen. Dadurch bleibt sie, trotz der Verzweiflung und der

Hoffnungslosigkeit, mit der sie immer wieder konfrontiert wird, im alltäglichen (Über-)Lebenskampf handlungsfähig. Die Motivation und Kraft, trotz der prekären Gegebenheiten weiterzumachen, findet sie zum einen in ihrem Glauben an Gott und zum anderem in der Fürsorgepflicht, die sie ihrem Kind gegenüber hat.

8.2.7 Motivations- und Kraftquellen, trotz unsicheren Ausgangs weiterzumachen – »One has to be strong«¹³

Die prekäre Lebenssituation, in der sich Yola und ihr Sohn befinden, ergibt sich aus der restriktiven gesetzlichen Lage des österreichischen Asylregimes. Ihr in erster Instanz negativer Asylbescheid löst eine Mischung aus Wut und Verzweiflung in ihr aus. Während ihrer Erzählungen über die Entscheidung des BFA schlägt sie immer wieder energisch mit der flachen Hand auf den Tisch. Sie fühlt sich ungerecht behandelt und kann die Argumentation seitens der Behörde nicht nachvollziehen.

Die restriktiven gesetzlichen Rahmenbedingungen, mit denen Yola konfrontiert wird, zwingen sie dazu, auf eine weitere Einvernahme zu warten. Sie weiß, dass die Chancen im Falle von Nigeria schlecht stehen. Dennoch ist die Entscheidung in ihrem Asylverfahren noch nicht endgültig getroffen, was ihr immer wieder Anlass zur Hoffnung gibt. Trotzdem zerrt die Angst vor einem weiteren negativen Bescheid, der ihr zukünftiges Bleiberecht und das ihres Kindes in Österreich gefährden würde, täglich an ihrer psychischen Verfassung. Besonders belastend ist dabei der Umstand, dass Yola die eigene Zukunft und die ihres Kindes aufgrund ihrer momentanen Situation nicht planen kann.

Trotz aller Verzweiflung und Unsicherheiten hat Yola Wege und Strategien gefunden, die es ihr ermöglichen, ihren Alltag zu bewältigen. Indem Yola die ungewisse Lebenssituation als Herausforderung annimmt und sie als eine Art Zwischenstadium auf dem Weg in eine bessere Zukunft definiert, wird es ihr möglich, einen Umgang mit der aktuellen Lebenssituation zu finden. Aus dem gegenwärtigen Sein als *Noch-nicht-Sein* wird so ein *Noch-Werden*, das auf eine hoffnungsvolle Zukunft gerichtet ist:

»I believe it can't, it can't, it can't continue like this. But one day things will change, definitely one day. Things will change. Things will change. It will not

13 Yola: 7.

be today, but they change if you try to believe it. And it is for good and not for worse any longer. Things will be good, will be better. And that is why, I can cope the situation in the present.« (Yola: 18)

Die Hoffnungen auf ein besseres Leben in der Zukunft sind maßgeblich beeinflusst durch den tiefen Glauben an Gott und die Macht, die ihm Yola zuschreibt, ausweglos scheinende Situationen zum Guten zu wenden (»He has the power to turn every situation«, Yola: 20).

Der Glaube als Prinzip Hoffnung

Der Glaube an Gott und eine Ausrichtung der eigenen Lebensführung an den Schriften der Bibel stellen in Yolas Leben einen zentralen Anker- und Orientierungspunkt dar. Ihre bisherigen Erfahrungen, die Flucht/Migration und ihre gegenwärtige Lebenssituation versteht Yola als Aufgabe, die Gott ihr gestellt hat. Sie verleiht dem bisher schmerzlich Durchlebten damit sowohl eine subjektive Sinnhaftigkeit als auch ein – wenn auch zeitlich nicht absehbares – Ende. Irgendwann, so ist sich Yola sicher, wird sie die Früchte für ihren gedul digen Überlebenskampf ernten. Sie beschreibt Gott als gutmütige, allmächtige und positive geistliche Instanz. Er fungiert in Yolas Alltag gewissermaßen als *Prinzip Hoffnung*, als Motor, der das Vertrauen in ein gutes und sicheres Leben in der Zukunft möglich macht. Gerade in Gesprächspassagen, in denen Yola von ihrer Ohnmacht gegenüber der existenzbestimmenden behördlichen Macht des österreichischen Asylregimes berichtet, thematisiert sie auch ihren Glauben. Indem sie Gott als letzte Entscheidungsinstanz über den Verlauf ihres Lebens setzt, wird es ihr möglich, die Verfügungsmacht der entscheidenden Behörde über ihre zukünftige Existenz ein Stück weit zu entkräften. Die geistliche Instanz steht für Yola über den weltlichen AkteurInnen. Ein Beispiel für diese Entmächtigung lässt sich in der folgenden Gesprächspassage rekonstruieren:

»God wouldn't allow me to just suffer and to give up. He wouldn't allow me to pass through those things, without recompense my fights. Even if not for myself I do it for my child. I know he wouldn't just look on me like that, just to be until the Austrian tell me that they accept me to stay. No, I know god. No, he always trust in me. God is not a god, of what is it called ... of throw. He is watching all the things I had passed through. So I know one day definitely he will also hear my prayer. And he knows my heart deserve it. I know one day, he will grant all things to me, which I have wished myself. [...] It is a bit

tough now. And most of this time I am really down, to be honest with you. But he will recompense my fights.« (Yola: 19)

Gerade vor dem Hintergrund, dass Yola niemandem vertrauen kann und auf sich allein gestellt ist, wird ersichtlich, dass ihr Glaube und ihre Beziehung zu Gott auch fehlende menschliche Wärme kompensieren können. In diesem Zusammenhang wird der Glaube und die Definition einer den Dingen übergeordneten Instanz, die gut und liebend ist, auch als eine Form der Selbstermächtigung verstanden. Denn durch die Sicherheit, die sie aus dieser Beziehung ziehen kann, bleibt sie im Alltag handlungsfähig. Der Glaube ist in Yolas Leben keine abstrakte, in Gedanken praktizierte Instanz, sondern er scheint ihren Überlebenskampf in der Gegenwart überhaupt erst möglich zu machen. Er lässt sich in Yolas Biographie als eine *mobile Überlebensstrategie* verstehen, die kontextunabhängig funktionalisiert werden kann. Der Glaube ermöglicht es ihr, allen vergangenen Erfahrungen Sinn zu verleihen, allen gegenwärtigen Widrigkeiten etwas entgegenzusetzen und trotz aller Unsicherheiten eine positive *Zukunftsvision zu entwerfen* – ein selbstbestimmtes Leben in Sicherheit mit ihrem Sohn:

»I know things going on. I know that it is not easy in Austria. But god [...], god, god is a god of so many chances. Yes, he has the power to turn every situation. He has the power to do so many things. Great things. Even while it seems there is no way. He is the reason, why I survive in the present and survived in the past ... when I thought there was no way in Nigeria, god makes it worth for me to leave the country. And he will do the same here. So definitely, there is always worth for him. He will grant my wishes in the future, for sure.« (Yola: 20)

»Being a mother makes one fight more«¹⁴

Eine weitere Motivations- und Kraftquelle für Yolas Überlebenskampf stellt die enge Beziehung zu ihrem Sohn Louis dar. Yola entwirft sich als Mutter, die ein unerschütterliches Durchhaltevermögen zeigt, und ist überzeugt, dass sie schlussendlich ihr Ziel, ein unabhängiges Leben in ihrem eigenen Appartement mit ihrem Sohn zu leben, erreichen wird. Um ihren Sohn zu schützen, hat sie ihm bisher noch nichts über den eigentlichen Grund ihrer Flucht Migration erzählt. Dass Louis für seinen Vater ein potenzielles »Objekt« für rituelle Zeremonien ist, möchte sie ihm zwar nicht grundsätzlich verschweigen,

14 Yola: 8.

allerdings empfindet sie den jetzigen Zeitpunkt, ihm dies zu erklären, als zu früh. Später, wenn er seinen Vater sehen will, so Yola, werde sie ihm die Geschichte vollständig erzählen.

Die Liebe und Fürsorgepflicht, die sie ihrem Kind gegenüber hat, war für Yola letztlich der Grund, aus Nigeria zu fliehen. Dass sie der Gefahr, die sowohl von Louis' Vater als auch von staatlichen Behörden ausging, entkommen ist, macht sie stolz. Trotz erschwelter Bedingungen ist es ihr möglich, eine sich kümmernde und fürsorgliche Mutter zu bleiben. Gerade in Momenten der Verzweiflung gibt ihr Sohn ihr immer wieder die Kraft weiterzumachen:

»Being a mother makes one fight more. And being stronger more. Even if you don't want to be strong for yourself, you must be strong for the kids. There is no alternative. Especially it is just him and me alone. Without no father, without no families. And then you need to be strong. So that's it.« (Yola: 9)

Aufgeben ist keine Option für Yola (»I don't have a choice«, Yola: 7). Die Möglichkeit, dass Louis in einer sicheren Umgebung groß werden kann, in der er nicht tagtäglich der Gefahr ausgesetzt ist, entführt zu werden, empfindet Yola als Befreiung, die alle gegebenen Schwierigkeiten zu relativieren scheint.

Insgesamt zeigt sich bei Yola eine starke Orientierung an einer besseren Zukunft für ihr Kind, die eine erhöhte Belastbarkeit ihrerseits ermöglicht. Das Überleben und Wohlergehen von Louis können als eine zentrale Kraft- und Motivationsquelle in ihrem Überlebenskampf angesehen werden. Yola sieht ihre Aufgabe als Mutter darin, alles in ihrer Macht Stehende zu unternehmen, um ihrem Sohn ein gewaltfreies Leben zu ermöglichen und ihn vor den selbst bereits durchlebten Ängsten zu bewahren. Der Ausbruch aus der unerträglichen Situation in Nigeria durch ihre FluchtMigration und die dadurch abgewendete Bedrohung geben Yola ein tiefes Vertrauen in ihre Kraft und helfen ihr, den Kampf so lange zu führen, bis ihr Lebensentwurf in Österreich umgesetzt ist.

8.2.8 (Optimistischer) Realismus und Relativismus

Yola bringt immer wieder ihre unerschütterliche Hoffnung auf ein besseres zukünftiges Leben zum Ausdruck und hat gleichzeitig Strategien im Umgang mit den gegenwärtigen Restriktionen und Einschränkungen entwickelt. Die Einflussmöglichkeiten auf den weiteren Verlauf ihres Asylverfahrens sind gering und die objektiven Rahmenbedingungen, wie etwa die beengten Wohnverhältnisse ohne jegliche Privatsphäre, sind schwierig. Umso bemerkenswer-

ter ist der Umstand, dass sie diese äußeren Schwierigkeiten für sich reduzieren kann, indem sie die Gegebenheiten relativiert. An mehreren Stellen des Gespräches bringt Yola zum Ausdruck, was als *optimistischer Realismus* und *Relativismus* bezeichnet werden soll. Beispielfhaft für diese Taktik ist folgende Gesprächspassage:

»And when I had to go to Austria, it wasn't easy. But in Nigeria it wasn't easy as well. There is nowhere a live that is easy. But you have to stand up for yourself. [...] We all have our difficulties and challenges. It is normal. [...] So, I need to live in it [Österreich]. The past is gone. This is the present and I must face it. Yes. As long as they are not telling me to leave. I need to face it. That is reality.« (Yola: 4f.)

Yola begegnet den schwierigen Rahmenbedingungen, indem sie diese als Herausforderungen annimmt, denen sie ins Auge schauen muss. Sie versinkt dabei keinesfalls in Selbstmitleid oder eine Ohnmachtshaltung gegenüber ihrer prekären Situation, sondern setzt diese geschickt in Relation zu ihrer Vergangenheit in Nigeria und einem nicht näher bestimmten Kollektiv. Ihr Leben, da ist sich Yola sicher, hätte auch viel ungünstiger verlaufen können: »People are facing hell in Nigeria. And there are a lot of people that have fall in victim and they don't have the ability to leave. [...] [I]f I were to be in Nigeria by now, I wouldn't be a normal person.« (Yola: 9) Für Yola ist klar, dass ihr Sohn oder sie, wären sie in Nigeria geblieben, bereits ermordet worden wären. Aus dieser Perspektive reduzieren sich die gegebenen Schwierigkeiten für Yola, und sie definiert ihre FluchtMigration als ein Privileg, das vielen anderen Menschen verwehrt bleibt (»So it is a privilege to be a refugee in one side«, Yola: 17). Indem sie in ihre Überlegungen nicht nur das einbezieht, was passiert ist, sondern eben auch das, was durch ihre Handlungen nicht eingetreten ist, schafft es Yola, der gegenwärtigen Situation ihre »guten« Seiten abzugewinnen.

Auch aus den Erzählungen ihrer Mitbewohnerinnen, die teilweise jahrelang in Italien als Prostituierte die Kosten für ihre FluchtMigration abarbeiten mussten oder gezwungen waren, den gefährlichen Weg über das Mittelmeer auf sich zu nehmen, zieht Yola für sich den Schluss, dass ihr vieles erspart geblieben ist. Sie versinkt nicht in Erinnerungen, sondern führt sich immer wieder vor Augen, welchem Leid sie durch ihre aktive Handlung – die FluchtMigration aus Nigeria – womöglich entgangen ist. Und so bleibt ihr Fazit beeindruckend optimistisch: »When life is giving you so many reasons not be strong. No. We also have to show the life that we have 1000 reasons to be alive.

So, there are so many reasons. So many opportunities to tell the world, like no. I am alive.« (Yola: 19)

8.3 Hakim – »I am a victim of war there, but here I am not a victim«¹⁵

8.3.1 Kurzportrait

Hakim ist im Norden Syriens, in Aleppo, geboren und aufgewachsen. Nachdem er 2013 sein Journalismus-Studium erfolgreich absolviert hat, beginnt er aus finanziellen Gründen zunächst in einem medizinischen Zentrum zu arbeiten. Nebenbei schreibt er für unterschiedliche Magazine und Zeitungen und nimmt an den Demonstrationen gegen das Assad-Regime teil. Er verfasst mehrere Artikel über die politische Situation in Syrien und übt Kritik am Regime. Mehrfach wird ihm mit einer Inhaftierung gedroht. Als sich im Dezember 2013 die Bombenangriffe auf die Zivilbevölkerung häufen und seine Familie in Gefahr kommt, beschließt Hakim, mit seiner Frau und seinen zwei Kindern das Land zu verlassen. Zunächst fliehen sie an die türkisch-syrische Grenze, wo Hakim weiterhin als Journalist arbeitet und die Situation von geflüchteten Menschen in den Lagern für FluchtMigrierende dokumentiert. Mit dem Plan, seine Familie so schnell wie möglich nachzuholen, verlässt Hakim 2015 die Türkei, um über das Mittelmeer nach Europa zu gelangen. Sein Ziel ist Wien, wo bereits Freunde von ihm wohnen. Weil er in Kufstein aufgegriffen wird, muss er in Tirol seinen Asylantrag stellen. Nach einem Jahr wird er als Subsidiär Schutzberechtigter anerkannt. Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs wartet er darauf, seine Familie nach Innsbruck holen zu können. Er arbeitet als freischaffender Journalist für eine Zeitschrift und dreht Dokumentationen, um auf die Situation geflohener Menschen in Österreich aufmerksam zu machen.

8.3.2 Ländervignette: Zur Situation von Regime-KritikerInnen in Syrien

Der Ausbruch des Krieges in Syrien 2011 ist eng verbunden mit den Ereignissen des Arabischen Frühlings, die Ende 2010 in Tunesien ihren Ausgang

15 Hakim: 17.

nahmen und sich in anderen nordafrikanischen Ländern und im Nahen Osten fortsetzten. Die Proteste der Zivilbevölkerung richteten sich dabei gegen die autokratischen, repressiven und diktatorischen Regime dieser Länder. In Ägypten und Tunesien zwangen die Proteste die herrschende Klasse, ihre Ämter niederzulegen und das Land zu verlassen.

Angeregt durch die anfänglichen »Erfolge« bei den Aufständen in Ägypten und Tunesien, begannen die Proteste Mitte März auch in der syrischen Provinzhauptstadt Deraa. Eine Gruppe Jugendlicher hatte zuvor mit Graffiti den »Sturz des Regimes« (Baath-Regimes)¹⁶ gefordert und wurde kurze Zeit später inhaftiert (vgl. Wimmen 2011). Daraufhin folgten zunächst friedliche Proteste, die das Assad-Regime mit massiver Gewalt beantwortete. Von Deraa aus breiteten sich die Proteste in andere Provinzen und das Umland von Damaskus aus. Die Brutalität, mit dem das Regime dessen GegnerInnen und den Demonstrierenden entgegentrat, führte zu einem massiven Verlust der Loyalität der Bevölkerung gegenüber Assad, der noch zu Beginn seiner Amtszeit umfangreiche »Reformprozesse« angekündigt hatte (vgl. ebd.).

Im Unterschied zu anderen Ländern des Arabischen Frühlings eskalierte die Gewalt in Syrien. Es kam zunächst zu einem Bürgerkrieg, der sich inzwischen zu einem Stellvertreterkrieg¹⁷ mit nicht absehbarem Ende entwickelt

16 In Syrien herrscht seit nunmehr 50 Jahren die Baath-Partei (Baath = Wiedererweckung). Nach dem Unfalltod seines Vaters Hafiz al-Assad wurde 2000 ohne großen Widerstand sein Sohn Baschar al-Assad Präsident. Die anfängliche Aufbruchsstimmung durch den Präsidentenwechsel hielt nicht lange an. Baschar al-Assads Reformversprechen blieben weitgehend aus. Zwar kam es auf Personalebene und in der Regimestruktur zu Veränderungen, die Politikinhalt blieben allerdings ähnlich, »dies gilt insbesondere für den Bereich politischer Freiheiten, wo eine nur eingeschränkte Pluralisierung festzustellen ist« (Bank/Becker 2004: 4). Das primäre Ziel Baschar al-Assads nach seiner Machtübernahme bestand in der Festigung seiner Position innerhalb der Kernelite (vgl. Bank/Becker 2004). Um seine Autonomie sukzessive auszubauen, leitete er einen von oben angeordneten Personalwechsel ein. Sowohl politisches Personal auf regionaler und nationaler Ebene wurde von ihm zu seinen Gunsten ausgetauscht als auch MedienvertreterInnen, deren Berichterstattung weitgehend die Perspektive des Assad-Regimes widerspiegelt (vgl. ebd.).

17 Inzwischen sind mehrere Staaten in den Krieg in Syrien involviert. Russland und China unterstützen durch Handel und Waffenlieferungen das Assad-Regime. Zudem blockieren beide im UN-Sicherheitsrat die Syrien-Resolutionen, die Untersuchungen gegen das Assad-Regime und oppositionelle Kampftruppen fordern sowie Sanktionen vorsehen. Auch der Iran unterstützt Assad und seine VertreterInnen durch Militärberater, Finanztransfers und Energielieferungen (vgl. Asseburg 2013). Auf der anderen Seite erhalten die syrische Opposition und die Rebellen politische und logistische Un-

hat. Seit dem Beginn des Krieges 2011 sind über 400.000 Menschen zu Tode gekommen und mehr als 11 Millionen Menschen entweder innerhalb des Landes oder grenzüberschreitend geflohen (vgl. Amnesty International 2019). Das Assad-Regime und seine Verbündeten sowie eine Vielzahl einzelner oppositioneller bewaffneter Gruppierungen begehen bis heute Kriegsverbrechen und andere schwere Verstöße gegen das humanitäre Völkerrecht: »Sie verüben sowohl wahllose als auch gezielte Angriffe auf Zivilpersonen und zivile Gebäude wie z.B. Wohnhäuser, Krankenhäuser und andere Gesundheitseinrichtungen« (Amnesty International 2018). Das Regime setzt dabei auch chemische und andere international verbotene Kampfstoffe ein und behindert ausländische Lieferungen von humanitären Gütern und Medikamenten. Internationale Menschenrechtsorganisationen berichten immer wieder von Tötungen, Inhaftierungen und Folterungen von RegimekritikerInnen und JournalistInnen (vgl. Amnesty International 2018; Human Right Watch 2019; RoG 2013). Auch Ende 2020 ist noch kein Ende des Krieges in Sicht.

8.3.3 Die Zeit vor und kurz nach der Ankunft in Österreich – »In the first Unterbringung, it was a little bit harder«¹⁸

Hakims Erinnerungen an die Zeit vor seiner Ankunft in Österreich sind geprägt von dem seit 2011 wütenden Krieg in Syrien. Die Bilder von sterbenden, verletzten und schreienden Menschen tauchen im Laufe des Gesprächs mehrmals wie Schlaglichter auf.

Nachdem Hakim 2013 sein Journalismus-Studium absolviert hat, beginnt er in einem medizinischen Zentrum zu arbeiten. Zu diesem Zeitpunkt ist Aleppo räumlich zweigeteilt. Während die eine Seite von den UnterstützerInnen des Assad-Regimes besetzt ist, wird die andere Seite weitgehend von den Rebellen kontrolliert. Hakims Wohnung befindet sich in dem von Rebellen kontrollierten Gebiet, während sein Arbeitsplatz auf der anderen Seite liegt. Hakim unterstützt von Beginn an die Proteste gegen das Assad-Regime. Er nimmt an den Demonstrationen teil, berichtet als Journalist über die revolutionäre Bewegung und positioniert sich kritisch gegenüber der politischen

terstützung von den USA, Europa und der Türkei sowie finanzielle und militärische Unterstützung aus den arabischen Golfstaaten (vgl. ebd.). Darüber hinaus sind die Nachbarländer Irak und der Libanon involviert, die jeweils unterschiedliche Kräfte im syrischen Konflikt rhetorisch, finanziell und durch die Entsendung von Kämpfern unterstützen (vgl. ebd.).

18 Hakim: 7.

Gewalt, die seitens des Regimes auf die Demonstrierenden ausgeübt wird. Seine Artikel werden in der lokalen Zeitung des Viertels, in dem Hakim mit seiner Frau und seinen Kindern lebt, veröffentlicht.

Es dauert nicht lange, bis er in den potenziell tödlichen Fokus des syrischen Geheimdienstes gerät und ihm mit einer langjährigen Haftstrafe gedroht wird. Gleichzeitig beginnt das Assad-Regime in Aleppo mit dem Abwurf von Fassbomben, denen wahllos die Zivilbevölkerung zum Opfer fällt: »[T]hey throw it [...] without any target. Just, to kill people.« (Hakim: 4) Hakim sieht keine andere Möglichkeit, als sich und seine Familie in Sicherheit zu bringen. Die Erinnerungen an Aleppo, das er an einer Stelle des Gespräches auch als seine große Liebe bezeichnet, sind überschattet von den Kriegserfahrungen. Dennoch ruft er sich immer wieder auch die schönen Zeiten in Erinnerung:

»I was like part of the city. So I thought: ›Okay, I will go, but I will come back.‹ I still love Aleppo. Aleppo is a big city. We are more than 6 million living there. We have Altstadt. Big Altstadt much more bigger than here in the city. Five time bigger. [...] So, when I am walking in the Altstadt here, I am always remembering Aleppo. It is important to keep the good memories as well. Because I use to walk in the Altstadt in Aleppo. It was like you feel the energy. I sometimes try to get this feeling again here to reload my batteries. [...] It is your city. So I left Aleppo. I left Aleppo of course. I fled from Aleppo, because all of this reasons to Turkey.« (Hakim: 5)

Hakim und seine Familie leben insgesamt zwei Jahre gemeinsam in der Türkei. Nach ihrer Ankunft findet Hakim einen Job und schafft es, eine Wohnung für sich und seine Familie zu mieten. Gleichzeitig unterstützt er aus dem Exil weiterhin die Revolution in Syrien und arbeitet als ehrenamtlicher Helfer in einem Camp an der türkisch-syrischen Grenze, um die dort ankommenden Menschen zu unterstützen. Die Situation in der Türkei spitzt sich im Laufe der zwei Jahre zusehends zu, da ihm und seiner Familie kein rechtlicher Status zugesprochen wird: »The hard part in Turkey, as I told you, you cannot describe the Syrian people there as asylum-seekers. They are not asylum-seekers. They are not refugees. The Turkish government could have sent us back anytime.« (Hakim: 6)

Hakim und seine Frau sehen keine weitere Zukunft in der Türkei und entscheiden gemeinsam, dass zunächst Hakim über die gefährliche Mittelmeer-Route nach Europa gelangen solle, um seine Frau und seine beiden Kinder zu einem späteren Zeitpunkt auf sicherem Wege nachzuholen. Sein Ziel ist Wien, wo bereits Freunde von Hakim leben, die ebenfalls aus Syrien geflohen

sind. Hakim wird jedoch in Kufstein von der Polizei aufgegriffen. Die Beamten geben ihm die Adresse des BFA, das er am nächsten Tag aufsuchen soll. So findet er sich an diesem Abend mitten im Winter allein und ohne Unterkunft vor einem Bahnhofsgebäude wieder. Er übernachtet in einem Hotel und sucht am nächsten Morgen das BFA auf. Von dort wird er in eine provisorische Massenunterkunft geschickt, in der zu diesem Zeitpunkt fast 300 Menschen leben. Hakim ist schockiert über die unmenschlichen Bedingungen vor Ort:

»Of course, in Turkey it was hard and in Syria under the war it was hard. But in Turkey I had my own flat with my family and everything was okay. Here, now in Traglufthalle it was a little bit harder. Not a little bit actually. It was the hardest time in my life. It was so hard at the beginning. [...] I was in a jail.« (Hakim: 7f.)

Erst nach drei Monaten wird Hakim von der Traglufthalle nach Oberperfuss transferiert, wo sich zumindest die räumliche Situation für ihn verbessert und er so etwas wie »half-privacy« (Hakim: 8) hat.

Während der gesamten Zeit dokumentiert Hakim die unterschiedlichen Stationen seiner Flucht/Migration. Er macht Fotos und schreibt, trotz massiver Konzentrationsschwierigkeiten, immer wieder Essays mit dem Ziel, diese zu einem späteren Zeitpunkt der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der Kampf für Menschenrechte, dem er sich als politischer Journalist durch die Dokumentation der Verletzungen eben jener verpflichtet fühlt, ist laut Hakims Erzählungen als dessen zentraler Antriebsmotor und Orientierungspunkt zu verstehen.

8.3.4 Selbstdefinition als politischer Journalist – »Without my work [...], my political writing, I think I am nothing«¹⁹

Im Laufe des Gesprächs wird deutlich, dass insbesondere zwei Aspekte im Vordergrund von Hakims gegenwärtiger Lebenssituation stehen. Beide sind als Quelle der Kraft und Motivation für seinen Überlebenskampf zu verstehen: zum einen das Ziel, seine Familie, die zum Zeitpunkt des Gesprächs noch in der Türkei lebt, im Rahmen der Familienzusammenführung nach Österreich nachzuholen; und zum anderen sein politisches Engagement, dem er sich als Journalist verpflichtet fühlt und durch das er Menschen kennenlernt, die ihm gleichgesinnt sind und ihm auch solidarisch-unterstützend zur Seite stehen.

¹⁹ Hakim: 9.

Die Arbeit als Journalist ist für Hakim nicht nur ein Beruf, sondern vielmehr eine Berufung. Er versteht es als seine Aufgabe, sich durch sein Schreiben und das Dokumentieren von Menschenrechtsverletzungen politisch für jene Menschen einzusetzen, deren Rechte beschnitten werden; dies gilt umso mehr, seit er diese am eigenen Leib erfahren hat:

»When I am talking about myself it's my work I am talking about. Everyone is working or studying in his life. Without my work or my studies, my political writing, I am nothing. It is the reason why I am still living and have the power to keep going on. To fight for humans rights and to show the public where this rights are denied.« (Hakim: 9)

Als Hakim bereits vier Monate in Österreich lebt, lernt er Lena und Christian kennen, die für einen Radiosender arbeiten und dort gemeinsam mit anderen geflohenen JournalistInnen Beiträge gestalten. Hakim beginnt dort zu arbeiten und bekommt sein eigenes Programm, in dem er versucht, über die Situation in Syrien aufzuklären:

»It is about the news of the refugees in the world. Or to talk about Syria in general. It is something like a political and social program. [...] For me the target people, they are from Syria or mostly they are from Syria. Okay, let's say for me it is like bridges to make the people really know about the people here and the people there. [...] And I think this project is like worth it, to make the people understand more.« (Hakim: 10f.)

Durch seine Arbeit beim Radio kommt Hakim mit mehreren politischen AktivistInnen in Kontakt, die ihn dabei unterstützen, die Fotos, die er im Laufe seiner FluchtMigration gemacht hat, in einer Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Idee der Ausstellung ist es, für die Thematik FluchtMigration zu sensibilisieren und zwei Seiten in einen gegenseitigen Austausch treten zu lassen. So geht es ihm darum, die starr gezogenen Grenzen zwischen einem »Wir« und den davon separierten »Anderen« aufzubrechen:

»It is just to make the people know more about Syria and what happens in Syria. And to ... you know ... of course we are Syrians. So a lot of people in Austria are focusing on the different cultures, different languages, different history and so on. But we are human in the end. [...] Just one of this two sides should understand, should talk to break this clinch and barriers between you and the others. [...]. So a lot of people know, that there are a lot of refugees.

So and they are from different places, they are from far away, from middle-east. They speak different languages. They have different religions. All of this difference. But in the end they are all human, of course. So, it is about the people to know about them and I think that is like break this clear, inflexible line. And it was my goal to be part of breaking it a bit by this project.« (Hakim: 11)

Neben der inhaltlichen Arbeit lernt Hakim durch sein politisches Engagement auch Menschen kennen, die ihm schließlich ein Zimmer in ihrer Wohngemeinschaft anbieten. Nach kurzer Überlegung nimmt er das Angebot an und zieht aus dem Flüchtlingsheim aus.

Hakim schafft es, trotz aller Widrigkeiten, mit denen er bis heute konfrontiert ist, seine eigenen Erfahrungen für sein politisches Engagement nutzbar zu machen und sich für jene Menschen einzusetzen, denen er sich solidarisch verbunden fühlt. Er ist damit den stigmatisierenden Zuschreibungen, die ihn als »Anderen« markieren, keinesfalls passiv ausgeliefert, sondern versucht, den generalisierenden Fremdpositionierungen etwas entgegenzusetzen, indem er eine aktive Sprecherrolle innerhalb des dominanten Diskurses einnimmt. Er ist sich sicher, dass seine Perspektiven und Erfahrungen dazu beitragen können, die starren Grenzen zwischen einem »Wir« und »den Flüchtlingen« zu verschieben und dadurch zu verändern.

8.3.5 Familienzusammenführung – »And this is the most important thing to me. To be together with my family«²⁰

Neben seiner Arbeit als Journalist steht für Hakim gegenwärtig ein zweiter Aspekt im Vordergrund. Er versucht immer noch, seine Familie aus der Türkei im Rahmen einer Familienzusammenführung zu sich zu holen. Aufgrund seines rechtlichen Status als Subsidiär Schutzberechtigter, der ihm lediglich für ein Jahr zugesprochen worden ist, ist dies momentan nicht möglich. Inzwischen hat er seine Frau und seine beiden Kinder seit über vier Jahren nicht mehr gesehen. Die Trennung von ihnen ist für ihn unerträglich. Er steht via Skype im täglichen Kontakt mit ihnen, um so ein Stück weit an ihrem alltäglichen Leben teilzuhaben. Der Gedanke an die verlorene Zeit mit seinen beiden Kindern quält ihn Tag für Tag:

20 Hakim: 16.

»They are growing up, as I told you already in a place and I am in another place. I have not a lot of details about their lives. I don't know it. Okay, I am trying to get it by the mobile, talking with video, telling them about their days, about the school. [...]. But I am not with them and they are not with me. [...] And the thing is that this time not being with them in their life, it will not repeat. [...] It's gone. It's gone. It's gone. And every day I am thinking about this. And this is the most, really the hardest thing. It's hard when you are, when your daughter talks with you about how much she is missing you.«
(Hakim: 15f.)

Hakim versucht, sich mit seiner Arbeit beim Radio und mit Deutschlernen abzulenken: »I am always trying to do something like the radio [...] or Deutschlernen. For interrupting my thoughts concerning my family. That is the only thing which makes it sufferable for me.« (Hakim: 16)

Die Verantwortung, die er seiner Familie gegenüber empfindet, lastet schwer auf seinen Schultern. Sie ist aber auch als Antriebsmotor zu verstehen, der ihm dabei hilft weiterzukämpfen. Die Option, aufzugeben und sich seiner Verzweiflung über seine Situation hinzugeben, besteht für Hakim schlichtweg nicht. Er versucht, sich selbst immer wieder gut zuzureden, indem er ein positives Zukunftsszenario entwirft, vereint mit seiner Familie. Es ist eine Strategie, die ihm viel Kraft abverlangt, die es ihm allerdings ermöglicht, handlungsfähig zu bleiben. Gegen den Bescheid des BFA, der ihm lediglich für ein Jahr den Schutzstatus zuspricht und ihm damit die Familienzusammenführung verwehrt, hat Hakim bereits mit der Unterstützung eines befreundeten Rechtsanwaltes Beschwerde eingereicht. Zwar steht die Entscheidung bis heute noch aus, allerdings hat Hakim dadurch wieder neue Hoffnung, bald wieder mit seiner Familie vereint zu sein.

8.2.6 Widerstand gegen generalisierende und essenzialisierende Stigmatisierungen – »A lot of people think being a refugee is like a career or a profession and the only experience you have in live«²¹

Hakim nimmt im Laufe des Gespräches sowohl Bezug auf das Narrativ, das ihn als Opfer markiert, als auch auf jenes, das ihn als potenziellen Täter stigmatisiert. Beide Formen der Fremdpositionierung kritisiert er als generalisie-

²¹ Hakim: 20.

rende und essenzialisierende Zuschreibungen, die FluchtMigrierende auf ihre FluchtMigrationsgeschichte reduzieren. Die Ursprünge dieser Bilder über FluchtMigrierende sieht Hakim primär in der medialen Repräsentation von Geflüchteten, die er explizit als Propaganda bezeichnet. Während er die Zuschreibungen als Täter entschieden zurückweist, steht er der Fremddefinition seiner Person als Opfer ambivalent gegenüber:

»I am of course a victim of the war in Syria. [...] I have been a victim, because I was forced to flee. I was forced to escape. I was forced to leave, all my past, my memories, my life, my friends, everything there. And I was forced to move to another place. I am a victim of course. But for me I am here now. And I am not a victim here. Of course, all of us we are human. I am trying to go ahead with my life. I am a victim of the war there. But here I am not a victim. So, maybe I am a victim of the propaganda. The propaganda of the media. I am talking in general in Europe. Maybe I am a victim of it. Because the people they have a viewpoint about me. I am not like this. I am totally different from this. They already have a decision about me. But I am not like that. So maybe I am a victim of media. [...] If I think about it, yes, I am victim because a lot of things. But for me as [Hakim] or I am talking about myself, because I don't know all the refugees, so I don't know if they have the same feeling or not, for me I am trying to be [Hakim], not victim. I have my life, I go ahead with my life, I have to proof, not to proof to the people that I am good, no I have to proof for myself.« (Hakim: 17)

Die partielle Selbstdeutung als Opfer ist im Unterschied zu den dominanten viktimisierenden Fremddefinitionen keinesfalls als allumfassend zu verstehen. Hakim macht deutlich, dass er sich in spezifischen Kontexten durchaus als Leittragender verstehe, dass dies aber nicht bedeute, dass er diesen Situationen hilflos ausgeliefert ist. In seiner FluchtMigration aus Syrien, zunächst in die Türkei und dann nach Europa, zeigt sich sein Wille, für sich und seine Familie ein Leben in Sicherheit zu erkämpfen. Auch in Bezug auf mediale Stigmatisierungen verhält sich Hakim nicht passiv-leidend, sondern greift als professioneller Journalist selbst aktiv in den machtvollen Diskurs ein und versucht, eine alternative Sichtweise einzuführen, in die er gekonnt seine eigenen Erfahrungen einbringt und diese nicht nur für sich nutzbar macht.

Allerdings wehrt sich Hakim vehement gegen die essenzialisierende Kategorisierung seiner Person als Flüchtling, die ihn lediglich auf seine FluchtMigrationserfahrung reduziert: »But refugee is like a whole identity in those days. Really the bad thing is that a lot of people think being a refugee is like

a career or a profession and the only experience you have in live.« (Hakim: 20) Hakim sieht sowohl in der negativen Stigmatisierung als auch in der positiven Bewertung seiner FluchtMigrationserfahrungen die Reduktion seiner Person auf seine FluchtMigrationsgeschichte gegeben. Dadurch, so Hakim, werden alle anderen Eigenschaften, die ihn auszeichnen, unsichtbar. Zudem macht er deutlich, dass »Flüchtling-Sein« keine wesensbestimmende Eigenschaft von Menschen ist, wie es der dominante Diskurs suggeriert, sondern es sich hierbei um Formen der Etikettierung handelt:

»For me, I can say now the label like refugee is not important. I am more than this. Firstly, I am a journalist and an activist for human rights. Labels like refugee are just names, because there is some action, which makes you a refugee, makes you an asylum-seeker. Also which makes you to a citizen or get the citizenship for this country.« (Hakim: 21)

Hakim kontrastiert die Fremddefinition seiner Person als »Flüchtling« mit seiner klaren und eindeutigen Selbstdefinition als Journalist und Menschenrechtsaktivist. Damit betont er einmal mehr, dass er sich keinesfalls als passives Opfer versteht, sondern als jemanden, der aktiv versucht, Zuschreibungen und Stigmatisierungen zu verändern. Die Kritik Hakims lässt sich pointiert wie folgt zusammenfassen: Flüchtling ist man nicht, man wird dazu *gemacht*. Dennoch ist sein Kampf gegen diese Kategorisierungsprozesse als »Widerstand auf eigene Rechnung« zu verstehen, der ihm viel Energie abverlangt. Rückhalt und solidarische Unterstützung findet er vor allem in der gemeinsamen Arbeit mit anderen JournalistInnen, die teilweise auch die Erfahrung der FluchtMigration und vor allem der Stigmatisierung im Ankunfts-kontext gemacht haben und immer noch machen.

8.4 Farzan²² – »And this makes me an experience guy«²³

8.4.1 Kurzportrait

Farzan ist zum Zeitpunkt des Interviews 34 Jahre alt und bereits seit 2015 in Österreich. Er ist in der iranischen Metropole Teheran als ältestes von drei Kindern aufgewachsen und lebt dort bis 2009. Neben seinem Job in einer Bank in Teheran schreibt er für diverse Magazine kritische Artikel über die Regierung. Auch gehört er einer politischen Bewegung an, die sich gegen die iranische Regierung auflehnt. 2009 gerät er ins Visier der iranischen Behörden und schließlich nehmen ihn zwei Beamten fest. Insgesamt einen Monat lang bleibt Farzan inhaftiert, bis er schließlich auf Kautions bis zu seiner Verhandlung freigelassen wird. Aufgrund der drohenden 15-jährigen Haftstrafe flieht Farzan in die Türkei, zunächst mit dem Plan, nach einiger Zeit wieder zurück in den Iran zu gehen. Insgesamt sechs Jahre lang lebt er in verschiedenen Ländern (Türkei, Armenien, Tadschikistan, Vereinigte Arabische Emirate), wo er nach einer Möglichkeit sucht, nach Kanada oder England zu gelangen. Als dieser Plan immer wieder scheitert und die Lebensbedingungen schließlich unerträglich werden, flieht Farzan 2015 nach Österreich und stellt dort einen Asylantrag, dem aufgrund der politischen Verfolgung, der er im Iran ausgesetzt ist, stattgegeben wird. Er wird als Flüchtling im Sinne der Genfer Flüchtlingskonvention anerkannt und erhält einen Konventionspass. Inzwischen arbeitet er bei einer großen Logistikfirma in Tirol und ist auf der Suche nach einer eigenen Wohnung. Derzeit kommt Farzan teils bei Freunden unter, teils lebt er auf der Straße.

8.4.2 Ländervignette: Justiz und RegierungskritikerInnen im Iran

In der jüngeren Geschichte des Irans bilden vor allem die gesellschaftlichen Umwälzungen in den Jahren 1978/79 durch die Iranische Revolution und die

22 Mit Farzan wurden zwei Gespräche geführt. Das erste Gespräch fand am 01.02.2019 statt. Das zweite Gespräch folgte kurze Zeit später, am 17.03.2019. Während des zweiten Treffens wurden die Zusammenhänge seiner Fluchtgeschichte näher beleuchtet, die bisher, so hatte sich bei der Transkription gezeigt, teils im Unklaren geblieben war. Im Folgenden werden Auszüge aus den Gesprächen mit »Farzan I« und »Farzan II« kenntlich gemacht.

23 Farzan I: 8.

Absetzung Mohammed Reza Schahs eine zentrale Hinwendung zu einem totalitär-theokratischen Gottesstaat. Dieser baut seine Durchsetzungen auf einem polizeilich-militärischen sowie paramilitärischen Überwachungs- und Kontrollapparat auf (vgl. Thielen 2009: 24). Am 1. April 1979 rief der aus dem Exil²⁴ zurückgekehrte Religions- und Rechtsgelehrte Ayatollah Ruhollah Khomeini die Gründung der Islamischen Republik aus. Khomeini ließ eine neue islamische Verfassung ausarbeiten, die am 3. Dezember 1979 in Kraft trat. Durch die Installation von Revolutionsgerichten war es ihm möglich, viele seiner Gegner auszuschalten und die neue Islamische Republik nach seinen Vorstellungen zu gestalten; in dieser Form besteht sie im Wesentlichen bis heute (vgl. Trausch 2019). Die Justiz des Irans ist eng mit der Scharia verbunden, die die Grundlage für das Strafgesetz der Islamischen Republik bildet (vgl. ebd.). Amnesty International berichtet immer wieder über die menschenverachtende Rechtsprechung der Justiz- und Strafverfolgungsbehörden. So heißt es in einer Pressemitteilung vom August 2017:

»Einerseits haben Revolutionsgerichte zunehmend längere Haftstrafen verhängt, die in vielen Fällen über zehn Jahre hinausgingen. Andererseits haben die Strafverfolgungs- und Justizbehörden die Möglichkeiten stark ausgeweitet, aufgrund angeblicher ›Gefährdung der nationalen Sicherheit‹ Anklage gegen Menschenrechtsverteidiger zu erheben.« (Amnesty International 2017: 2)

Die Strafen, die seitens der iranischen Justiz verhängt werden, reichen vom jahrelangen Freiheitsentzug über Prügel- und Amputationsstrafen bis hin zu Hinrichtungen. Laut Angaben von Human Rights Watch wurden 2017 476 Todesurteile vollstreckt; fünf Verurteilte wurden für angebliche Straftaten getötet, die sie in der Kindheit begangen hatten (Human Rights Watch 2017: 277). 2009 rückten die iranische Justiz und die Sicherheitskräfte in die weltweit öffentliche Aufmerksamkeit, nachdem es zur gewaltsamen Niederschlagung landesweiter Demonstrationen gegen den Ausgang der Präsidentschaftswahl²⁵ gekommen war. Dabei arbeiten die Sicherheits- und

24 Ayatollah Ruhollah Khomeini wurde nach mehrfachen Verhaftungen und drohender Todesstrafe, unter anderem aufgrund seiner öffentlichen Predigten, in denen er den Schah und seine Herrschaft angriff, 1964 ins Exil verbannt. Als Religions- und Rechtsgelehrter wurde Khomeini zum Führer der Islamischen Revolution von 1979 und blieb bis zu seinem Tod 1989 iranisches Staatsoberhaupt.

25 Die Opposition warf dem mit 62,6 % gewählten Kandidaten Mahmud Ahmadineschad Wahlbetrug vor. Der als reformorientiert geltende Oppositionskandidat Hossein

Justizbehörden mit Schikanen, Anklagen, Verhören und Berufsverboten, um jegliche oppositionelle Arbeit im Keim zu ersticken (vgl. Amnesty International 2017). Die Haftbedingungen im Iran gelten als besonders hart (Folter und Einzelhaft) und die Gerichtsverfahren gegen Angeklagte vor den Revolutionsgerichten finden in unfairen und geheimen Prozessen statt. Der Zugang zu einer Verteidigung durch AnwältInnen wird in den meisten Fällen verhindert (vgl. ebd.).

8.4.3 Die Zeit vor der FluchtMigration im Iran – »I prefer to be free«²⁶

Farzan wächst in ärmlichen Verhältnissen in Teheran auf. Sein Vater verliert bei Investitionen in Dubai das gesamte Ersparte der Familie. Sowohl er als auch seine Mutter sind in Farzans Kindheit häufig abwesend. Während sein Vater auf Geschäftsreisen ist, studiert seine Mutter an der Universität in Teheran Pädagogik und arbeitet daneben als Erzieherin in einem Kindergarten. Farzan trägt damit schon in frühen Jahren Verantwortung für seinen sechs Jahre jüngeren Bruder und seine zehn Jahre jüngere Schwester. Diese Rolle in seiner Familie lastet zeitweise schwer auf ihm und er beginnt, aus bestimmten Zwängen und Regeln auszubrechen:

»So every problem you can imagine, I had in my childhood. In school, in the neighborhood, like broking glasses, like fighting, like not ... I didn't really like the education at school, you know. Going to school. My mother now is like 54 years old, but then she goes to university. She loved it. But I don't, you know. I didn't. Never, never, never.« (Farzan II: 2)

Farzan beschreibt sich als nachdenkliches Kind: »Maybe I didn't really do child things. I was really reasonable. Always thinking.« (Farzan II: 2) Bereits in der Kindheit beginnt er, über die *großen Fragen des Lebens* nachzudenken. Schon damals habe er sich, so Farzan, mit den ihn zeitweise quälenden Fragen nach der Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz auseinandergesetzt. Auch eine intensive Beschäftigung mit Religion spielt dabei eine Rolle. Sein Vater ist überzeugter Atheist und seine Mutter überzeugte Muslimin. Beide versuchen Far-

Mussawi verlor entgegen der Wahlprognosen mit 33,7 % und rief nach seiner Niederlage zu Protesten auf (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung [bpb] 2009). Seit 2011 stehen Mussawi und seine Frau unter Hausarrest. Beide haben keinen Kontakt zur Öffentlichkeit.

26 Farzan I: 1.

zan von ihrer jeweiligen Position zu überzeugen. Aus den vielen Diskussionen mit ihnen beginnt er eine kritische Haltung zur Religion zu entwickeln, die sich durch diverse Konflikte mit den staatlichen Behörden verstärkt. An seinem 20. Geburtstag werden Farzan und seine Freunde festgenommen und für zwei Tage inhaftiert, weil sie öffentlich Alkohol trinken. Die Restriktionen, die er durch den religiös fundierten Staat erfährt, führen dazu, dass Farzan die Kritik an den staatlich-religiösen Strukturen nun auch öffentlich auslebt:

»Problems are not about the economy, about the war or something like that. Problems are in mind. About how they want you to think, you know. They said you what they want and you have to follow them. You have to follow them. I think most of my problem begins from the religion. I am not a religious guy. I prefer to be free.« (Farzan I: 1)

Farzan beginnt, kritische Artikel für ein Magazin der Universität zu schreiben, an der er zu diesem Zeitpunkt Betriebswirtschaftslehre studiert. Nachdem er sein Studium im Alter von 22 Jahren abgeschlossen hat, findet er einen Job in einer Bank und zieht von zu Hause aus. Kurze Zeit nach der Veröffentlichung eines Artikels, in dem er den Präsidenten direkt angreift, meldet sich die staatliche Sicherheitsbehörde bei ihm: »I wrote the name and directly I wrote what I wanted to say. Nothing under the carpet. [...] The first action was a phone call. I was at home, it was like a warning call.« (Farzan I: 5f.)

Trotz der Bedrohung und des Versuchs, Farzan mundtot zu machen, veröffentlicht er einen weiteren Artikel. Er gehört damals einer Bewegung an, die gegen das religiös-repressive politische System im Iran ankämpft. Bis heute veröffentlicht die Gruppe Artikel, die Farzan verfasst, zusammen mit einem Foto von ihm. Für diese Bewegung gilt er als eine zentrale Figur des Kampfes um Meinungs- und Handlungsfreiheit im Iran.

Wenige Tage nach der Veröffentlichung kommen zwei Beamte in die Bank, in der Farzan arbeitet, und führen ihn vor den Augen aller ArbeitskollegInnen in Handschellen ab. Da ihm verschiedene Delikte vorgeworfen werden, droht ihm eine Haftstrafe von 15 Jahren. Nach einem Monat kommt er auf Kautions bis zu seiner Verhandlung frei. Nach Gesprächen mit seinen Eltern entscheidet sich Farzan, Teheran zu verlassen: »And suddenly I decide to run. Because that was unfair, you know. I didn't want to stay my whole life in jail.« (Farzan II: 7) Farzans vorläufiger Plan ist es, auf Zeit zu spielen und zunächst ein oder zwei Jahre Gras über die Sache wachsen zu lassen, um dann schließlich in sein altes Leben zurückzukehren. Aus den zwei Jahren werden schließlich sechs Jahre, die Farzan im Exil verbringt, bevor er mit

der Idee einer Rückkehr gänzlich bricht und einen Asylantrag in Österreich stellt.

8.4.4 (Über-)Leben im Exil – »After ten years I finally have an ID«²⁷

Während seiner Zeit im Exil lebt Farzan in vier Ländern. Die meiste Zeit davon verbringt er in der Türkei, immer in der Hoffnung, bald wieder in den Iran zurückkehren zu können. Das wenige Ersparte, das er aus dem Iran mitnehmen konnte, ist bereits nach zwei Monaten aufgebraucht. Er verkauft sein Auto und ist von nun an zu Fuß unterwegs. Die ersten zwei Jahre, so Farzan, waren die schlimmsten: »I had to figure out how this game is working. I had to push forward and find out what kind of things I need to stay alive and how I get them.« (Farzan II: 10) Seine körperliche Verfassung verschlechtert sich zusehends und er wiegt zeitweise nicht einmal mehr 50 Kilogramm. Farzan schlägt sich mit Gelegenheitsjobs auf unterschiedlichen Baustellen durch und mietet schließlich ein Zimmer in einer Stadt unweit der türkisch-iranischen Grenze. An manchen Tagen findet er Arbeit und kann sich etwas zu essen kaufen, an anderen Tagen ist er auf die Unterstützung der Bevölkerung angewiesen. Als er seine Miete nicht bezahlen kann, behält der Vermieter seinen Laptop ein, der für ihn die einzige Möglichkeit ist, den Kontakt mit seiner Familie und seinen Freunden aufrechtzuerhalten:

»I remember I had a laptop, an Asus laptop. This was the only thing I had. The only thing that entertains me and connect with the family over Skype. And one month I hadn't pay the rent for the apartment. I really didn't had any work and so I didn't had no money. And my landlord knows I had this laptop and he kept it from me. You know as a rent.« (Farzan I: 2)

Der Vermieter setzt Farzan schließlich vor die Tür und von da an lebt er die meiste Zeit auf der Straße. Seiner Familie erzählt er, dass es ihm gut gehe und er eine Arbeit gefunden habe, bei der er genug Geld verdiene, um sich etwas aufzubauen. Auch als er als Unbeteiligter in eine Schießerei zwischen zwei befeindeten Gangs gerät und dabei angeschossen wird, behält er dies für sich, damit sich seine Familie keine Sorgen macht. In solchen Tagen der Verzweiflung trifft Farzan immer wieder Menschen, die ihn motivieren weiterzumachen. So etwa einen älteren Mann, der ihm in der ersten Zeit seiner

27 Farzan II: 18.

Obdachlosigkeit wichtige Informationen über das Überleben auf der Straße gibt:

»I was really homeless. But in that time, I met really people. Really nice, sometimes really in the mode, really same as me. You know they also lost everything and had same stories. I remember some guy, he was a doctor before. He lost his wife and his child in an accident. And then he went crazy. He was in a mental hospital. And he decides to start a new life on the street. And I met him and he told me some cool story. At that time I was really disappointed and without any energy, without nothing. And he gave me motivation. He showed me the road. He told me things. Because he was homeless like me. He was an expert in being homeless. And he showed me where I can sleep when it is raining. Or another place when it is sunny. He knew where I can find food there.« (Farzan II: 12f.)

Da die iranischen Sicherheitsbehörden immer wieder in seinem Elternhaus auftauchen und nach ihm fragen, versucht Farzan, nach Kanada oder England zu gelangen, wo er sich erhofft, als Fußballspieler oder -trainer arbeiten zu können. Um einen passenden »FluchtMigrationshelfer« zu finden, greift er wieder auf sein soziales Netzwerk zurück. Auf den Rat eines Bekannten hin reist Farzan dann jedoch nach Dubai. Dort werden ihm von einem Mann die nötigen Kontakte versprochen, mit deren Hilfe er schnelles Geld als Prostituiert verdienen könnte. Rückblickend begreift Farzan diesen Moment als ein Schlüsselerlebnis, das ihn in seiner Entscheidung, sich auf den Weg nach Europa aufzumachen, bestärkt hat. Nach Europa zu gehen, heißt für ihn auch, sich von seinem eigentlichen Wunsch – einer Rückkehr zu seiner Familie und seinen Freunden – endgültig zu verabschieden. Umso bemerkenswerter ist sein Resümee über den jahrelang andauernden Überlebenskampf im Exil:

»I didn't know how to survive. Even I didn't know if I will just die. I was like some machine, doing this just to be alive. [...] And this makes me an experience guy [...]. You know, you have to contact with people and with your life. Every, every hour something might happen to you. And you have to react to it, you know. Maybe the friend comes to you to help, maybe the stranger ... I don't know, but I feel like every day I wake up, I feel like I am a [...] I cannot say successful, but I can say I am a survivor.« (Farzan I: 8)

Im Laufe der sechs Jahre im Exil hat Farzan ein tiefes Vertrauen in sich als Person entwickelt. Er weiß, dass er Lösungsstrategien in schwierigen Situationen zur Anwendung bringen kann. Die Erfahrung seiner Selbstwirksamkeit und

die Überzeugung, dass die schlimmste Zeit seines Lebens vorbei ist, nehmen ihm in gewisser Weise die Angst vor zukünftigen Hindernissen. Zentral dabei ist sicherlich auch der positive Ausgang seines Asylverfahrens, durch den er einen sicheren Aufenthaltsstatus hat. Dennoch ist seine Fähigkeit, sowohl negative als auch positive Erfahrungen als mobilisierbare Ressourcen zu interpretieren und diese für sein gegenwärtiges Leben in Österreich nutzbar zu machen, auch unabhängig von seinem rechtlichen Status als (Über-)Lebenskompetenz zu verstehen. Eine Kompetenz, die es ihm ermöglicht, Vergangenes besser zu verarbeiten und negative Erlebnisse zu positiven Lebenserfahrungen umzudeuten: »Everything I had and every experience I made, I use it now.« (Farzan II: 2) »I get positive things after the bad things happened to me and I use it.« (Farzan I: 10).

8.4.5 Die Frage nach der Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz als Antriebsmotor – »I am made for something«²⁸

Zentral in den beiden Gesprächen ist die intensive Auseinandersetzung Farzans mit der Sinnhaftigkeit seiner eigenen Existenz und die Überzeugung, dass er für etwas nicht näher Bestimmbares auf der Welt ist. Sein Nachdenken über Fragen nach der eigenen Existenz ist sowohl als Quelle der Motivation für seinen (Über-)Lebenskampf zu verstehen als auch zeitweise als quälendes Gefängnis, in dem die Gedanken wie in einer Endlosschleife kreisen und zu keinem Abschluss kommen:

»I belong to that category where you always think about it. [...] But I am not really sure, if we are made for this. Or what is the purpose of humans? Thinking can feel like prison as well. So in one way it is when I feel I am alive, I am human, I am. And on the other side I sometimes suffer because of thinking about complicate questions like, what my purpose is. But it was like this my whole life.« (Farzan II: 19)

Die philosophische Auseinandersetzung mit der existenziellen Frage »Who am I?« und mit dem Sinn des Lebens zieht sich wie ein roter Faden durch Farzans Geschichte. Sie intensiviert sich, als er im Alter von 16 Jahren versucht, sich gegenüber dem Glauben bzw. Nichtglauben seiner Eltern zu positionieren. Unbewusst, so Farzan, haben die Differenzen zwischen seinem Vater und seiner Mutter ihm dabei geholfen, sich tiefgründig mit der Frage danach zu

28 Farzan I: 10.

beschäftigen, wer er ist und was er vom Leben erwartet. Die Entscheidung, seine Heimat zu verlassen, und die ersten zwei Jahre im Exil stellen für ihn zunächst einen Einschnitt in seiner Suche nach dem Sinn des Lebens dar:

»I didn't had any goal. I really was lost. But kind of a lost person who want to be found. Just don't let it go. I wanted to be in path. And I wanted to know what my path is, what my purpose is. I didn't let it go, just didn't let it go. All this time I asked this question myself. Is it really worth it? [...] I was looking for my, my purpose. What is my purpose? That makes me go forward. Through all this suffering.« (Farzan II: 14f.)

In beiden Gesprächen betont Farzan mehrfach, dass seine Suche bis heute andauert. Entscheidend dabei ist, dass es Farzan möglich wird, durch die retrospektive Interpretation des Durchlebten als Teil dieser Suche seine Vergangenheit nicht ausschließlich als leidvolle Erfahrung einzustufen. Vielmehr schafft er es dadurch, seine Erfahrungen gewissermaßen als Teile eines Mosaikes zu verstehen, die sich irgendwann in Zukunft zu einem großen Ganzen zusammensetzen werden. Damit hätten sie ihn stückweise der Beantwortung seiner Lebensfrage »Who am I?« nähergebracht. Die beträchtlichen Widrigkeiten, denen Farzan sein Leben lang ausgesetzt war, werden so rückblickend als Stationen interpretiert, die jeweils sinnhafte und notwendige Teile eines Ganzen sind und ihn reich an Lebenserfahrungen gemacht haben. Es ist, als ob die Interpretation seiner Vergangenheit als Suche nach dem Sinn des Lebens seinem gegenwärtigen Leben dessen Sinnhaftigkeit erst verleiht:

»I have a good feeling about life. [...]. I am standing here, I am staying here, I didn't found my goal yet. I didn't find my purpose. I don't know what is my purpose. I can do lots of things. I have too many skills, but I know they are not my purpose. They are just tools to get me alive. I don't know to where. I am still looking for it, because after all this, I say: ›I don't give up.‹ Because until I haven't find this, I can't sleep comfortable. Every night I am thinking about this: ›Who am I? What I am doing here? What's my purpose going to be?‹ [...] [A]nd this gives me more, more power to go on, to walk in every days life.« (Farzan I: 9)

Neben der Frage nach der Bestimmung seiner Existenz nimmt die Auseinandersetzung mit den gesellschaftspolitischen Verhältnissen in Österreich bzw. in Europa und mit den Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen einen breiten Raum in beiden Gesprächen ein.

8.4.6 Kritik an rassistischen Zuschreibungen, Handlungen und diskriminierenden Strukturen – »They don't care about us«²⁹

Farzan ist gegenwärtig auf der Suche nach einer Wohnung, was sich als nahezu unmögliches Unterfangen herausstellt. Er kommt derzeit bei einem Freund in einem Flüchtlingsheim unter. Die Schwierigkeiten, die mit seiner Wohnungssuche verbunden sind, führt Farzan unter anderem auf die diskriminierenden Strukturen in Europa im Allgemeinen und in Österreich im Speziellen zurück, die ihm als rassifizierten »Anderen« keinen gleichberechtigten Zugang zu gesellschaftlich relevanten Ressourcen und Strukturen ermöglichen. Für Menschen, die geflohen sind, gelten andere Regeln, so Farzan. Die Selbstpositionierung als »Flüchtling« wird in seinen Erzählungen dann relevant, wenn er aus dieser Position heraus die stigmatisierenden Zuschreibungen kritisiert, mit denen er konfrontiert ist. Mit der Annahme der Fremdpositionierung als »Flüchtling« wird es Farzan möglich, die diskriminierenden Praktiken und Strukturen anzuklagen und dadurch gleichzeitig aus der Rolle des passiven, stummen Leidenden herauszutreten. Er verweist dabei unter anderem auf die Diskrepanz zwischen der Selbsterzählung Europas als Hort der Menschenrechte und der tatsächlichen Lebensrealität, mit der Menschen, die als »Andere« definiert werden, in Europa konfrontiert sind: »Sometimes I can't believe we are living in Europe. Where are the human rights for refugees? Those rights they always talk about and think they are better than any other country.« (Farzan I: 6) Er kritisiert die globale Arbeitsteilung, die FluchtMigrierende innerhalb Europas zu ausbeutbaren Objekten degradiert, und die dazu in Widerspruch stehende Rede von Europa als Wertegemeinschaft, die sich Gerechtigkeit und Gleichheit auf die Fahnen schreibt: »They want us for working and being low. [...] Not being a boss or being the president or being a lawyer. [...] And this is not equality. They always call it like that. We are all equal but this is not equality. That is exploitation.« (Farzan II: 16).

Dieser europäischen Metaerzählung setzt Farzan die Erfahrungen entgegen, die er in Österreich gemacht hat, und entlarvt die Selbsterzählung Europas als scheinheilige Illusion. Um seine Argumentation zu untermauern, zieht er als Beispiel das Arbeitsverbot für Menschen im Asylverfahren heran. Dass sie während eines laufenden Verfahrens gemeinnützige Arbeiten verrichten und dafür 3 Euro pro Stunde verdienen dürfen, ist für Farzan nichts

29 Farzan I: 14.

anderes als eine moderne Form der Sklaverei, in der die unterschiedliche Inwertsetzung menschlichen Lebens zum Ausdruck kommt:

»They still, they treat people bad. They don't give the permission to work to them. Only like three hours per day for 3 Euros. This is unfair. It's like slavery. And another problem is that the refugees need this and they do it. Because of the money, and they think: ›Okay, this is good for themselves and it's enough for them. This is what they deserve.« [...] It's slavery. Modern slavery.« (Farzan I: 13f.)

Darüber hinaus nimmt Farzan direkt Bezug auf den Gefahrendiskurs, mit dem er und andere FluchtMigrierende generalisierend zu kriminellen »Andere« gemacht werden. Die Gründe für Straftaten, wie etwa das Stehlen von Lebensmitteln, verortet er aufseiten der restriktiven österreichischen Gesetzgebung, die Menschen im Asylverfahren (finanziell) systematisch schlechter stellt und in den Niedriglohnssektor drängt:

»And then they say the refugee do the stealing, do the raping [...]. You did this to them. When you don't have money you have to steal. You go to the shop for groceries, I don't know. You steal meat. I saw this. They steal meat for ... because perhaps it is the last week of the month, you have to wait until the first of the next month. [...] Because they made them like this. [...] And you know basically when you don't have something to do, your brain goes like crazy. You do crazy stuff. You smoke, you go to parties, lots of drinking. Lots of sleeping. And this makes you really ... You know, sometimes I think when the government said: ›We need people. We need refugees.« They need workers. They need some people in low level. They stay in low level. Like okay you have to be there. [...] Then you work with a minimum of money. It's slavery. [...] We are not very important to them. They don't care about us.« (Farzan I: 13f.)

Einen Grund für die ungleiche Behandlung von geflüchteten Menschen im Gegensatz zu Menschen mit österreichischem bzw. europäischem Pass sieht Farzan in der medialen Konstruktion der Figur des »kriminellen Flüchtlings«. Um diesem machtvollen Bild etwas entgegenzusetzen, dreht er gemeinsam mit einigen Freunden kurze Videos, in denen sie Einblicke in ihren Alltag im Flüchtlingsheim geben: »So to show, we are like this. We know things. If I can't talk with you, it doesn't mean I don't understand or I am stupid or something like this. You just have to listen. That is what we try to show with the films we make.« (Farzan I: 15).

Im jahrelangen Überlebenskampf hat sich bei Farzan ein gewisser Gewöhnungseffekt in Bezug auf schwierige Situationen und gesellschaftliche Barrieren eingestellt. Er kennt es nicht anders, als tagtäglich mit Widerständen unterschiedlicher Art konfrontiert zu sein und damit einen Umgang zu finden:

»Getting used to things, to bad things. This is practice, practice every day. And this is becoming me. If like somebody get a diet and every day he gets use to eat less. After one month you even cannot eat. If you had lots of food in front of you, you are not able. You don't like it and don't want it. [...] [W]hat I am doing, it can help me. [...] I think I am really a strong person. [...] I really need to do every day ... every day go better. I am nothing now. But I am going better. Because I will not give up, even if Austrian or European people don't want me to be here. It is their problem not mine.« (Farzan II: 18f.)

Dass sich Farzan an seine prekäre Situation gewöhnt hat, heißt allerdings nicht, dass er sie lediglich passiv hinnimmt. Vielmehr geht es ihm darum, seine Lebenssituation in Österreich weiter zu stabilisieren. »I accept it with the big Aber. This is out of my power. But what can I do? I can be a healthy guy, in my mind and mental and in my body, everything.« (Farzan I: 18) Die gegenwärtige Akzeptanz seiner Situation in Österreich, die eben auch durch Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen geprägt ist, versteht Farzan gewissermaßen als Akzeptanz auf Zeit – bis er sich von den vergangenen Strapazen erholt hat. Er plant, das Schreiben wieder aufzunehmen und sich kritisch mit der Situation von geflüchteten Menschen in Österreich auseinanderzusetzen.

»Life is life. I see worse things than this and I know how people live. Some have it much more worse than this. Much more worse situation. I am good. I think I am not under the water, you know. But now I need to calm down a little bit. But I will start writing again in future. Write critical about the situation for refugees in Austria. But not right now. I am tired of fighting.« (Farzan I: 17)

8.5 Alina³⁰ – »Ich fühle das selber, dass ich eine starke Frau bin«³¹

8.5.1 Kurzportrait

Alina lebt bis 2015 in Luhansk in der Ukraine. Sie wächst gemeinsam mit ihrem Bruder auf. Beide sind frühzeitig auf sich allein gestellt, weil die Eltern aufgrund ihrer Arbeit selten zu Hause sind. Nach ihrem Schulabschluss, den sie als Klassenbeste absolviert, studiert Alina Betriebswirtschaftslehre an der Universität und arbeitet anschließend als Buchhalterin. Ihr Mann, der Vater ihres 2010 geborenen gemeinsamen Sohnes, ist als Offizier für den ukrainischen Sicherheitsdienst (SBU³²) tätig und leitet dort die Antiterrorabteilung. Mit dem Ausbruch des Krieges 2014 gerät die Familie erstmals ins Visier der ukrainischen Behörden, weil sie ihre Fluchtmigration nach Moskau plant. Um nicht zu viel Aufmerksamkeit zu erregen, reisen Alina und ihr Sohn zunächst allein nach Russland, wo sie bei ihrer Mutter unterkommen. Als ihr Mann zwei Tage später versucht, die Grenze zu passieren, wird er von ukrainischen Sicherheitsbeamten festgenommen und gefoltert. Erstirbt an den körperlichen Verletzungen, die er in Haft erleidet.

Kurze Zeit später kehrt Alina zurück nach Luhansk und beginnt, Recherchen zu den Umständen des Todes ihres Mannes anzustellen. Erneut macht ihr der ukrainische Sicherheitsdienst deutlich, dass sie nach ihr suchen und sie und ihren Sohn töten wollen. Als sich auch der russische Geheimdienst

30 Mit Alina wurden zwei Gespräche geführt. Das erste Gespräch fand am 03.08.2018 statt. Das zweite Gespräch folgte am 14.05.2019. Der Grund für das zweite Treffen waren Unklarheiten über Zusammenhänge des Erzählten, die bei der Transkription auftauchten. Im Folgenden werden Auszüge aus den Gesprächen mit »Alina I« und »Alina II« kenntlich gemacht.

31 Alina II: 9.

32 Der SBU (Sluschna bespeky Ukrainy) ist der Inlandsgeheimdienst in der Ukraine und eine direkte Nachfolgerorganisation des KGB (Komitee für Staatssicherheit). Menschenrechtsorganisationen berichten über mehrfache willkürliche Inhaftierungen und Folter durch den SBU seit dem Ausbruch des Krieges (vgl. Amnesty International 2018; UNHCR 2014). Ermittlungen gegen diese geheimen Inhaftierungen durch den Obersten Militärstaatsanwalt waren wirkungslos (vgl. Amnesty International 2018). Der SBU arbeitet mit Einschüchterung und Drohungen, um gezielt Menschen, die als »Bedrohung der nationalen Interessen der Ukraine« identifiziert werden, zu eliminieren.

bei ihr meldet, um durch sie an Informationen über wichtige Interna der Arbeit ihres Mannes zu gelangen, entschließt sich Alina 2015, mit ihrem Sohn nach Österreich zu migrieren. Ihr Asylantrag wurde in erster Instanz negativ entschieden. Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs wartet aktuell auf ihr zweites behördliches Interview und lebt gemeinsam mit ihrem inzwischen achtjährigen Sohn in einer Unterkunft für FluchtMigrierende in Tirol.

8.5.2 Ländervignette: Ukraine – ein vergessener Krieg

Die jüngste Geschichte der Ukraine³³ ist geprägt durch einen bis heute andauernden bewaffneten Konflikt zwischen unterschiedlichen ukrainischen und russischen AkteurInnen. Bei der gewaltsam niedergeschlagenen Euromajdan-Protestbewegung, die sich 2014 nach dem Scheitern des Assoziierungsabkommens mit der EU gebildet hatte, trat der Konflikt zwischen Russland- und EU-nahen Gruppen offen zutage. Der Präsident Wiktor Janukowytsch, gegen dessen Regierung sich die Bewegung auch richtete, floh unter diesem Druck nach Russland. Teile des Assoziierungsabkommens

-
- 33 Seit Dezember 1991 – das Jahr des Zusammenbruchs der Sowjetunion – gibt es den unabhängigen ukrainischen Staat. Mit Russland bestand seit 1997 ein Freundschaftsabkommen, in dem die beiden Staaten einander ihre territoriale Integrität garantierten (vgl. Kappeler 2015). Seit 1994 fokussiert die ukrainische Regierung eine Politik der Annäherung an die westlichen Staaten, beginnend mit einem Partnerschaftsabkommen mit der EU (1994) und der Aufnahme in den Europarat 1995 (vgl. ebd.). Der erste Präsident, Leonid Krawtschuk (1991-1994), galt als Vertreter der nationalen Interessen der Ukraine. Sein Nachfolger, der Industriemanager Leonid Kutschma (1994-2004), versuchte, das Verhältnis zu Russland zu verbessern. Das Bestreben seiner Politik war es, einen gleich großen Abstand sowohl zu Russland als auch zur EU zu etablieren (vgl. ebd.). In seiner zweiten Amtsperiode regierte Kutschma zusehends autoritärer und löste eine oppositionelle Bewegung aus, die sich aus einem breiten Zweckbündnis unterschiedlicher Parteien zusammensetzte. Der von Kutschma favorisierte Nachfolger Wiktor Janukowytsch wurde von russischer Seite unterstützt. Der Gegenkandidat Wiktor Juschtschenko hingegen stand für eine weitere Annäherung an die westlichen Staaten und eine Fokussierung auf Demokratisierungsprozesse (vgl. ebd.). Im September 2004 wurde Juschtschenko Opfer eines Giftanschlages, den er knapp überlebte. Die Stichwahl am 21.11.2004 konnte Janukowytsch zunächst für sich entscheiden, allerdings waren die Resultate gefälscht. Daraufhin strömten Hunderttausende auf den Kiewer Unabhängigkeitsplatz, den Majdan (»Orange Revolution«). Unter dem Druck der Bevölkerung wurde die Wahl wiederholt und Juschtschenko konnte im zweiten Wahldurchgang die meisten Stimmen holen. 2010 kam es zu einem Regierungswechsel und Janukowytsch wurde zum Präsidenten gewählt. Er konnte seine Macht schnell ausbauen, indem er demokratische Rechte beschnitt und seine politischen GegnerInnen inhaftieren ließ (vgl. ebd.). Janukowytsch setzte sowohl auf eine Verbesserung des Verhältnisses zu Russland als auch auf eine weitere Annäherung an die EU. Als das nach langen Verhandlungen paraphierte Assoziierungsabkommen mit der EU auf Druck der russischen Regierung doch nicht unterzeichnet wurde, kam es zu Massenprotesten, die als »Euromajdan« bezeichnet werden. Die Bewegung richtete sich auch gegen die autoritäre Janukowytsch-Regierung und wurde auf Anweisung der Staatsmacht gewaltsam bekämpft.

wurden am 21. März 2014 unter dem Übergangspräsidenten Oleksandr Turtschynow unterzeichnet.

Die zivilgesellschaftlichen Proteste und die Unterzeichnung des Abkommens wurden seitens der russischen Regierung scharf kritisiert. Wladimir Wladimirowitsch Putin »bezeichnete den Machtwechsel in Kiew als »Staatsstreich einer faschistischen Junta« und als gegen Russland gerichtetes Komplott des Westens« (Kappeler 2015: 19). Unter dem Vorwand, die russische Bevölkerung in der Ukraine vor der Unterdrückung durch die neue Kiewer Regierung zu schützen, kam es zu einer bewaffneten Intervention Russlands. »Mit der Annexion der Krim im Februar 2014 brach die russische Regierung das Völkerrecht und mehrere bilaterale und multilaterale Abkommen, in denen sie die territoriale Integrität der Ukraine anerkannt hatte« (ebd.: 20). Die militärische Intervention griff kurze Zeit später auch auf die Ostukraine über und die russische Regierung unterstützte mit Kriegsgerät, kleineren militärischen Verbänden und einzelnen Offizieren separatistische Milizen im Donezbecken.³⁴ Im Gegensatz zur Krim eskalierte der Konflikt im Donbas zu einem Bürgerkrieg, der allein bis Ende September 2014 rund 3600 Menschen das Leben kostete (vgl. Ehrhart 2014).

Aus einem Bericht des UNHCR zur Lage in der Ukraine geht hervor, dass es in den Grenzregionen Luhansk und Donezk mehrfach zu willkürlichen Angriffen auf die Zivilbevölkerung gekommen ist (vgl. UNHCR 2014). Beide Seiten verstoßen immer wieder gegen das Kriegsrecht (vgl. Amnesty International 2015a). Amnesty International berichtet von Entführungen, Folter und Tötungen, die sowohl von ukrainischer als auch von russischer Seite ausgehen. Seit dem Ausbruch des Krieges herrscht in den betroffenen Regionen ein weitgehend straf- und rechtsfreier Raum (vgl. ebd.). Trotz des Waffenstillstandsabkommens, das 2015 geschlossen wurde, halten die Gefechte zwischen Separatisten und ukrainischen Regierungskräften im Osten der Ukraine bis heute an (vgl. Amnesty International 2018). Seit dem Ausbruch des Krieges sind laut Angaben der UNO von Mitte April 2014 bis Mitte August 2017 10.225 Personen getötet worden, darunter 2505 Zivilpersonen (vgl. ebd.).

34 Das Donezbecken (Donbas) ist ein großes Steinkohle- und Industriegebiet beidseits der russisch-ukrainischen Grenze. Auf ukrainischer Seite gehören der nördliche und mittlere Teil der Oblast Donezk, der südliche Teil der Oblast Luhansk und der äußerste Osten der Oblast Dnipropetrowsk zum Donbas.

8.5.3 Die Zeit vor der FluchtMigration – der Kampf für Gerechtigkeit und Aufklärung

In Alinas Erzählungen nehmen der Mord an ihrem Mann und ihr unermüdlicher Kampf, die Umstände dieses Mordes aufzuklären – auch um die Auseinandersetzung damit abschließen zu können –, den größten Raum ein.

Ihr Mann arbeitet für den ukrainischen Geheimdienst (SBU), wo er bis 2014 die Antiterrorabteilung leitet. Über seine Arbeit sprechen er und Alina kaum, weil die Abläufe des SBU vollständig geheim gehalten werden müssen. Als 2014 der Krieg ausbricht und sich die Situation in Luhansk zuspitzt, möchte ihr Mann seine Stelle kündigen, der Chef des SBU in Luhansk verweigert ihm dies jedoch. Die Behörde zieht aufgrund der Kampfhandlungen in Luhansk in eine andere Region, die auf russischem Territorium liegt. Auch die Familie übersiedelt dorthin. Nach mehreren Gesprächen, auch mit anderen Familienmitgliedern und Bekannten, entscheiden Alina und ihr Mann nun jedoch, zu Alinas Schwester zu reisen, die gemeinsam mit ihrer Tante in Moskau lebt. Da sie wissen, dass die Entscheidung zur FluchtMigration nach Moskau als Verrat an der ukrainischen Regierung und dem SBU gewertet wird, müssen die beiden ihren Plan weitgehend geheim halten. Entgegen dem Rat der an der Grenze patrouillierenden Beamten fahren sie zu ihrer Wohnung, die in Luhansk und damit mitten im Kriegsgebiet liegt, um ihre Sachen zu holen. Die Stadt gleicht einer Geisterstadt. Nach drei Tagen macht sich Alina allein mit ihrem Sohn nach Moskau auf. Um nicht zu sehr aufzufallen, bleibt ihr Mann noch und plant, kurze Zeit später mit dem Auto nachzukommen:

»Das war das letzte Mal, das wir uns gesehen haben. Wir sind mit dem Zug gefahren. Mein Sohn war traurig. Ich weiß es nicht. Ich glaube, dass Kinder so etwas fühlen und spüren. Er hat gemerkt, dass es der letzte Tag ist. Davor hat [Denys] nie geweint, wenn wir zu meiner Familie gefahren sind oder mein Mann die ganze Woche gearbeitet hat. Das war nie ein Problem. Aber in diesem Moment hat er sehr laut geweint und nicht mehr aufgehört. Er hat ihn festgehalten und nicht mehr losgelassen. Mein Mann hat auch geweint und ich auch. Ich habe es nicht ganz verstanden, was da jetzt passiert. Wir sind nach Moskau gefahren. Dann waren wir in Moskau für drei Wochen, als dieser schreckliche Tag war.« (Alina I: 3)

Bei dem Versuch, die Grenze zu passieren, wird Alinas Mann von ukrainischen Beamten festgenommen und zurück nach Luhansk gebracht. Dort wird

er im Keller des besetzten Rathauses gefoltert und misshandelt. Kurz darauf stirbt er an den massiven Kopfverletzungen, die er durch die Schläge erlitten hat. Zu diesem Zeitpunkt hofft Alina immer noch, dass er lediglich in Gefangenschaft genommen worden ist. Verzweifelt versucht sie, ihn über sein Handy zu kontaktieren. Schließlich hebt ein Mann ab, der ihr erklärt, dass ihr Mann festgenommen worden sei:

»Ich habe das Militär gebeten, dass sie meinen Mann frei lassen. Er war ruhig. Diese Leute sind ruhig und kalt. Denen ist wirklich alles egal, also auch Familie. Wirklich alles. Und ich dachte, dass sie ihn nur festhalten im Keller oder so. Ich bin dann also zurück in meine Stadt drei Tage später. Danach habe ich begonnen, ihn zu suchen.« (Alina I: 4)

Alina sucht zunächst in der Region, in der ihr Mann zuletzt gearbeitet hatte, nach ihm. Auf eigene Faust durchkämmt sie das gesamte Waldgebiet. Immer wieder explodieren Bomben und Minen nicht weit von ihr. Die Hoffnung, dass ihr Mann noch am Leben ist, treibt sie an. Schließlich kehrt sie nach Luhansk zurück, um dort nach Unterstützung bei der Suche nach ihrem Mann zu fragen. Sie sucht in Gefängnissen und Kellern, wo sie auf viele Menschen trifft, die sie kennt und die dort festgehalten werden: »Ich habe meine eigene Untersuchung angestellt. Es war sehr gefährlich für mich. Aber ich hatte keine Angst. Ich wollte ihn nur finden. Ich bin überall hingefahren und habe ihn gesucht. Insgesamt zwei Monate.« (Alina I: 5).

Neben ihrer Suche organisiert Alina ein Team aus freiwilligen HelferInnen, das die Menschen vor Ort mit Lebensmitteln und Geld unterstützt. Gemeinsam koordinieren sie die Aufteilung der Hilfslieferungen aus Russland, organisieren Unterkünfte für Menschen, die durch die Bombardements ihre Häuser verloren haben, und leisten psychosoziale Arbeit für die verzweifelte Bevölkerung in Luhansk. Alina selbst kann sich in dieser Zeit nur selten etwas zu essen leisten und wiegt am Ende nur noch 48 Kilogramm bei einer Körpergröße von ca. 1,72 Meter. Aber der Zusammenhalt der ehrenamtlichen HelferInnen und die Dankbarkeit der lokalen Bevölkerung geben ihr die Kraft, um weiterzumachen. Zudem verhilft ihr ein Bekannter zu einem Job bei der Stadtverwaltung³⁵, wodurch Alina Zugriff auf eine Vielzahl an geheimen Dokumenten, wie etwa Strafakten, erhält. Auch hier versucht Alina

35 Die Stadtverwaltung in Luhansk wurde zu diesem Zeitpunkt von einem Bürgermeister geleitet, der von russischer Seite eingesetzt worden war.

nun, an Informationen über das Verschwinden ihres Mannes zu gelangen, allerdings ohne Erfolg. Der einzige Ort, an dem sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht nach ihrem Mann gesucht hat, ist die Leichenhalle des Krankenhauses – zu groß ist ihre Hoffnung, ihren Mann lebend wiederzufinden.

Erst nach zwei Monaten kontaktiert sie einen Pathologen der Klinik. Gemeinsam mit ihm geht sie die Kartei der zahllosen Leichen durch, die seit Ausbruch des Krieges eingeliefert wurden. Auf einem Bild erkennt sie ihren Mann, dessen Gesicht nahezu vollständig zerstört war. Da die Kühlungen ausgefallen sind, weil es kaum mehr Strom gibt, war er in einem Grab zusammen mit 16 anderen Leichen begraben worden. Da Alina ihren Mann selbst beerdigen möchte, versucht sie, ihn zu exhumieren, und hebt gemeinsam mit einem Bekannten drei Massengräber aus: »Aber ich habe ihn nicht gefunden. Vielleicht ist auch jemand gekommen und hat die Leiche mitgenommen, damit sie es vertuschen können und keiner rausfindet, wer ihn umgebracht hat.« (Alina I: 6) Sobald ihr klar ist, dass ihr Mann tot ist, beginnt Alina, trotz der massiven Gefahren, die damit verbunden sind, für die Aufklärung des Mordes an ihrem Mann zu kämpfen:

»Ich denke, man muss diese Leute bestrafen. Man muss diese Leute daran hindern, dass sie weitermachen. Sie müssen ins Gefängnis oder man muss sie töten. Mir ist das egal. Sie haben meinen Mann getötet und für was? Für was? Er hat niemanden beleidigt. Er hat gearbeitet, er hat alles gemacht und viel Zeit investiert. Für was? Ich möchte diese Leute fragen und man muss sie bestrafen. Ich will Gerechtigkeit für meinen Mann, damit ich wieder ruhig schlafen kann. Er darf nicht umsonst gestorben sein. Auch die Menschen in Europa müssen wissen, was in der Ukraine passiert.« (Alina I: 8)

Der Fall wird als Kriminalfall dokumentiert, allerdings ist die Infrastruktur in Luhansk zu diesem Zeitpunkt bereits nahezu vollständig zusammengebrochen. Dennoch zeigt Alina den Mord an ihrem Mann an und verfasst eine Vielzahl an Beschwerden gegen unterschiedliche Behörden, die immer wieder versuchen, sie an den Recherchen zu hindern. Nach kurzer Zeit wird sie per SMS seitens des ukrainischen Sicherheitsdienstes bedroht. Um ihre Situation zu erklären, kommt Alina der Forderung des ukrainischen Sicherheitsdienstes nach und fährt nach Kiew, wo sie zwei Beamte des SBU zwingen, ein Papier zu unterschreiben, das ihr die Ausreise aus der Ukraine verbietet. Außerdem wollen die Beamten alle Informationen, die sie während ihrer Arbeit in der Stadtverwaltung gesammelt hat. Sie bittet um eine zweiwöchige Bedenkzeit, die ihr gewährt wird. Daraufhin beginnt Alina auf Anraten

eines Bekannten, ihre FluchtMigration nach Österreich zu planen. Die Entscheidung zur FluchtMigration, so Alina, galt dem Überleben ihres Sohnes. Sie selbst hätte alles in Kauf genommen, um den Mord an ihrem Mann vollständig aufzuklären.

Ihre Mutter bringt ihren Sohn nach Luhansk und Alina flieht zunächst in die Westukraine zu Verwandten. Nach zwei Wochen organisiert sie über Kontakte einen Mann, der sie schließlich nach Wien bringt, wo bereits enge Bekannte der Familie leben.

8.5.4 Beziehungen und soziale Kontakte als Stabilisierungsfaktor

Im Vordergrund ihrer Alltagsbewältigung im Rahmen der restriktiven Bedingungen, mit denen Alina konfrontiert ist, steht die Beziehung zu ihrem Sohn, der zum Zeitpunkt des Interviews acht Jahre alt ist. Besonders schwierig sind für Alina die Wohnverhältnisse, denen sie und ihr Sohn gegenwärtig ausgesetzt sind: Seit fast vier Jahren haben die beiden kein eigenes Zimmer und müssen gemeinsam mit anderen BewohnerInnen der Unterkunft auf engstem Raum zusammenleben.

Alina beschreibt sich selbst als gebrochene Frau. Das bisher Erlebte und ihre jetzige Situation, die sie in die Position des Wartens drängt, setzen ihr merklich zu – sowohl psychisch als auch physisch. Immer wieder holen sie Erinnerungen ein. Es ist aber gerade auch die unsichere Zukunft in Österreich, die es ihr nahezu verunmöglicht, den Mord an ihrem Mann und ihre FluchtMigration zu verarbeiten. Ihre Lebenszeit, so Alina, ziehe an ihr vorbei:

»Aber ich denke, dass ich nicht mehr jung bin. [...] Ich bin jetzt 40 Jahre und ich kann diese Zeit eigentlich nicht verlieren. Ich muss noch arbeiten und etwas machen. Und das ist jetzt, mit was ich kämpfe. [...] Mit meinen Gedanken. Und außerdem habe ich noch ein Kind. Und ich darf nicht zu viel über mich nachdenken, weil ich über mein Kind denken muss. Ich denke manchmal, warum ich noch lebe und normal bin. Ich hätte verrückt werden können auch wegen jetzt.« (Alina II: 2)

Trotz aller Einschränkungen, Ängste und Probleme, die mit ihrem Aufenthaltsstatus in Österreich verbunden sind, erscheint ihr die jetzige Situation im Vergleich zu einem Leben in der Ukraine angenehmer, vor allem für ihren Sohn:

»Ich denke, für meinen Sohn ist es hier viel besser. Es ist nicht wie in der Ukraine gefährlich für ihn. [...] Für ihn ist es hier ruhig. Und er fühlt sich selber hier auch sehr gut. Sehr normal. Er hat hier gute Freunde. Und er trifft nicht diese bösen, schlechten Leute, die in meiner Region sind. Dort gibt es viel Blut, und ich will nicht, dass er so ein Leben hat wie ich. Für ihn ist es normal. Nur wegen meinem Sohn. Wenn ich allein hier wäre, nein. Ich hätte nicht erwartet. Das muss ich mir auch immer wieder sagen, damit ich nicht durchdrehe.« (Alina II: 6)

Ihr ungebrochener Wille, ihrem Sohn ein Leben in Sicherheit zu ermöglichen, macht die prekäre Situation für Alina erträglicher und gibt ihr immer wieder Kraft. Neben der engen Bindung zu ihrem Sohn verfügt Alina über ein breites soziales Netzwerk und pflegt auch weiterhin eine intensive Beziehung zu ihrer Familie sowie zu ihren FreundInnen und Bekannten. Gerade vor dem Hintergrund, dass sie seit dem Tod ihres Mannes auf sich allein gestellt ist, wird deutlich, wie zentral dieses Netzwerk für sie ist. In Tagen der Verzweiflung greift Alina gezielt auf ihr soziales Umfeld zurück und schafft es so, sich selbst immer wieder so weit zu stabilisieren, dass sie ihren Kampf für ein Leben in Sicherheit fortsetzen kann. Die Gespräche mit ihren FreundInnen und Bekannten, die ebenfalls die Erfahrung der FluchtMigration gemacht haben, geben Alina das Gefühl, nicht allein zu sein. Es ist vor allem der heilsame Austausch über ähnlich gelagerte Erfahrungen, Probleme und Sorgen, die die Situation für Alina erträglicher machen.

In Bezug auf ihre gegenwärtige Lebenssituation in Österreich unterscheidet Alina zwischen einer Welt draußen – außerhalb der Unterbringungseinrichtung – und einer Welt drinnen, die sie als Gefängnis definiert. Das Gefühl der Gefangenschaft ergibt sich primär aus der restriktiven österreichischen Asylgesetzgebung, die es ihr weder erlaubt, sich länger als drei Tage außerhalb des Heimes aufzuhalten, noch einer Arbeit nachzugehen. Dadurch fühlt sie sich in die passive Position des Wartens gedrängt. Um diese für sie unerträgliche Situation zu durchbrechen, verrichtet sie trotz der schlechten Bezahlung von 3 Euro pro Stunde gemeinnützige Arbeiten für die Gemeinde, in der sie lebt. Dabei steht nicht der Zuverdienst im Vordergrund, sondern die Ablenkung von quälenden Gedankenschleifen, die sie durch Aktivität zumindest kurzfristig durchbrechen kann.

Alina ist es wichtig, die sozialen Kontakte zu Bekannten außerhalb des Heimes regelmäßig zu pflegen. Dadurch schafft sie es, sich ein Stück weit

Normalität zurück zu erkämpfen und sich gezielt Möglichkeiten zum »Durchatmen« zu schaffen, um immer wieder erneut Kraft zu schöpfen:

»Draußen ist alles in Ordnung. Das ist ein bisschen wie ein normales Leben. Das muss ich machen, um mich von drinnen zu erholen. Zum Beispiel, wenn ich meine Freunde besuche. Das sind auch Freunde der Familie, also, ich habe viel Bekannte. [...] Und das hilft ein bisschen. Meine Seele ist dann ein bisschen leichter gewesen.« (Alina II: 3f.)

Hier wird deutlich, dass Alina in ihrem Netzwerk einen psychosozial stabilisierenden Faktor erkennt. Darüber hinaus hält sie unter anderem auch Kontakt zu einer Familie, die über Beziehungen zu lokalen PolitikerInnen verfügt. Da diese Familie ihre Geschichte kennt, hat sie Alina zugesichert, im Falle eines negativen Ausgangs ihres Asylverfahrens mit den zuständigen Regierungsmitgliedern zu sprechen, um einer drohenden Abschiebung etwas entgegenzusetzen. Dadurch fühlt sich Alina trotz ihrer gegenwärtig unsicheren Lebenssituation ein Stück weit beruhigt. Das soziale Netzwerk, das Alina sich in Österreich aufgebaut hat, muss als zentrale Ressource verstanden werden, auf die sie bei Bedarf zurückgreifen kann.

8.5.5 Bildung als Schlüssel für ein »gutes« Leben – »Bildung ist das Wichtigste im Leben. Das kann einem keiner wegnehmen«³⁶

In den Gesprächen betont Alina, dass sie und ihr Mann über Hochschuldiplome verfügen. Sie hat einen Abschluss in Betriebswirtschaftslehre und Management und ihr Mann hatte drei Diplome, eines in Wirtschaft, eines in Ingenieurwesen und eines in Jura. Bildung gilt für Alina als Basis für ein »gutes« Leben, also ein Leben, wie sie es vor dem Ausbruch des Krieges und ihrer Flucht/Migration in der Ukraine geführt hat: »Ich hatte eine Wohnung und gute Konditionen. Ich hatte eine gute Arbeit, einen guten Lohn. Alles, alles war gut. Mein Leben war ein gutes Leben. Ich bin gereist, wohin ich wollte.« (Alina II: 4) Ihr Ziel ist, sich in dieses alte Leben an einem neuen Ort zurück zu kämpfen. Den Schlüssel hierfür sieht sie in der formalen Bildung. Alina möchte sich ihr Diplom anerkennen lassen, um nach dem Abschluss ihres Asylverfahrens, das in diesem Szenario positiv ausgeht, wieder in ihrem Beruf als Buchhalterin Arbeit zu finden. Auch in Bezug auf ihren Sohn

36 Alina II: 1.

hat Alina ganz konkrete Vorstellungen; dessen Schulbildung versteht sie als Grundstein für seine spätere berufliche Karriere:

»Und ich sage jetzt zu meinem Sohn: »Du musst gut lernen, weil dein Beruf wird dann auch gut und dein Lohn und dein Leben auch. Du musst eine gute Arbeit haben.« [...] Und ich sage ihm, wenn er Ingenieur werden will oder etwas mit Technik machen möchte oder im Krankenhaus. [...] Oder Arzt zum Beispiel. [...] Nicht Fahrer oder putzen oder so. [...] Das ist wichtig für dein Leben und deine Zukunft und so. Das ist Respekt. Wir wissen alle, dass wir Respekt haben vor diesem Beruf oder dieser Arbeit, oder? Das ist wichtig.« (Alina II: 8)

Die Dequalifizierungserfahrung, die Alina gegenwärtig macht, möchte sie ihrem Sohn unbedingt ersparen. Die Arbeit, der sie in der Gemeinde nachkommt, definiert sie als eine »nicht normale« Arbeit, was sie primär auf die schlechte Bezahlung zurückführt. Allerdings interpretiert sie ihre Tätigkeit als Mittel zum Zweck, um sich vom stupiden Alltag des Wartens abzulenken. Im Vordergrund steht folglich nicht der finanzielle Aspekt, sondern vielmehr die Bedeutung der Arbeit als Form einer aktiven Beschäftigung.

Bildung ist für Alina aber nicht nur eine Strategie, um wieder ein »gutes« Leben führen zu können, es ist auch ein Gut, das ihr niemand wegnehmen kann. »Ich habe sehr gute Noten geschrieben und viel gelernt. Bildung ist das Wichtigste im Leben. Das kann einem keiner wegnehmen.« (Alina II: 1) Die Erfahrung, alles verloren zu haben (materiell und immateriell) und in Österreich bei Null anfangen zu müssen, belastet Alina sehr. Hinzu kommt die wie ein Damoklesschwert über ihr schwebende Möglichkeit, einen zweiten negativen Bescheid zu erhalten und durch eine Abschiebung erneut alles zu verlieren. Die einzige Sicherheit für sich und ihr Kind sieht Alina darin, die formalen Bildungswege voranzubringen. In ihrem Fall geht es primär darum, ihr Diplom anerkennen zulassen sowie ihre Deutschkenntnisse weiter auszubauen; im Fall ihres Sohnes ist es zunächst von Bedeutung, dafür zu sorgen, dass er gute Schulleistungen erbringt. Für Alina ist die Investition in Bildung aber auch daher ein zentrales Anliegen, weil es für sie das Einzige ist, das unabhängig vom Ausgang des Asylverfahrens für sie und ihren Sohn wichtig ist:

»Ich weiß nicht, was ich weiter machen soll. Ich denke, wenn ich hier bleibe, dann werde ich arbeiten und weiter Deutsch lernen. Mein Sohn soll hier auch lernen und studieren. Wenn die entscheiden, ich weiß nicht ... ich will nicht

zurück. Ich weiß nicht. Ich stehe vor einem großen Loch. Aber ich weiß, dass Bildung so oder so wichtig ist. Selbst wenn sie uns abschieben und uns alles nehmen, die Bildung können sie uns nicht wegnehmen.« (Alina I: 12)

Die Akkumulation von kulturellem Kapital wird für Alina so zu einer *Ermächtigungsstrategie*, mit der sie dem allumfassenden Zugriff auf ihre Person, mit dem sie sowohl in der Ukraine als auch in Österreich konfrontiert ist, etwas entgegensetzen kann. Damit schafft sie es, das »Loch«, vor dem sie steht, ein Stück weit zu füllen und sich trotz der unsicheren Zukunft, die gerade auch ihr Kind betrifft, einen Möglichkeitsraum zu schaffen, auf den kein anderer Zugriff hat.

Gleichzeitig dient ihr das Ziel, dass ihr Sohn einmal einen gesellschaftlich anerkannten Beruf ausüben wird, als Motor und Orientierungspunkt:

»Also, ich muss das schaffen. Ich muss noch etwas arbeiten. Also, ich arbeite in einer nicht normalen Arbeit jetzt. Weil ich habe ein Diplom und ich muss das hier anerkennen lassen. Und weiterarbeiten und etwas finden, also eine normale Arbeit. Ich muss meinen Sohn erziehen, und der soll auch studieren, das ist mein Ziel, auf das ich jeden Tag hinarbeiten muss, ob ich will oder nicht.« (Alina II: 3)

8.5.6 Umgang mit stigmatisierenden Generalisierungen – »Aber auch in Österreich ist es die Situation, die sagt, dass ich Flüchtling bin«³⁷

Alina nimmt in den Gesprächen Bezug auf die Zuschreibungen, die mit der Kategorisierung ihrer Person als »Flüchtling« verbunden sind, und positioniert sich entschieden außerhalb dieser: »Ich möchte diesen Asylstatus nicht haben. Ich möchte einfach nur mein Dokument und mein Leben leben.« (Alina I: 17) Dass sie den Asylstatus ablehnt, bedeutet nicht, dass sie den damit verbundenen rechtmäßigen Aufenthaltsstatus nicht haben will. Hier sind vielmehr die gesellschaftlichen, politischen und medialen Stigmatisierungen angesprochen, die damit verbunden sind. Alinas Kritik an diesen bezieht sich primär auf die Konstruktion der Flüchtlingsfigur als Opfer. Dem Narrativ des armen, ungebildeten Flüchtlings, mit dem sie sich gerade als Frau konfrontiert sieht, setzt sie ihre eigene Bildungsbiographie entgegen und bricht damit die homogenisierenden und generalisierenden Zuschreibungen auf:

37 Alina II: 13.

»Ja, aber sie denken so über Flüchtlinge. Dass sie wie Müll sind. Und sie sind alle gleich. Und sie sind alle arm und sie haben alle kein Geld. Und sie haben kein Dach. Das ist ... und sie haben keine Bildung [lacht]. Sie denken so. Aber ich will sagen, dass ich Leute kenne, die nicht Flüchtlinge sind, und die haben keine Bildung. Nur der Mann zum Beispiel. Ich möchte sagen, dass ich in der Schule, einer französischen Schule, einer internationalen Schule, war. Ich habe auch in Frankreich studiert und dort, dort, dort. Und bei anderen Menschen ist das auch so. Andere Flüchtlinge haben auch Bildung und ich habe auch Bildung. Ich habe ein Diplom und dann sagen die so was. Ich habe 15 Jahre gearbeitet. Ich war selbstständig und so viele Sachen habe ich gemacht. Aber jetzt ist es eine andere Situation. Die Situation mit meiner Familie und mit meinem Mann. Das ist bei anderen Leuten auch so. Es ist eine schlechte Situation in Somalia. Alle Leute, die fliehen, haben eine schlechte Situation gehabt. Weil sie getötet werden oder ihre Kinder. Das ist der Grund. Aber auch in Österreich ist es die Situation, die sagt, dass ich Flüchtling bin. Das sagen nur dumme Leute. Aber ich höre da nicht zu. In diesem Fall weiß ich das besser. Ich habe Bildung.« (Alina II: 13)

Für Alina ist es die Situation, die einen Menschen dazu bewegt zu fliehen. Während sie in Bezug auf Flucht/Migrationsgründe von Leuten spricht, die fliehen, verwendet sie die Kategorie »Flüchtling« im Kontext der Fremddefinitionen, mit denen sie und andere Menschen im Ankunfts-kontext (Österreich) homogenisiert und stigmatisiert werden. Die Kategorisierung als »Flüchtling« mit allen negativen Attributen (ungebildet, arm etc.), die damit verbunden werden, führt sie unter anderem auf Bildungsdefizite in der Ankunfts-gesellschaft zurück. Durch diese Erklärung wird es ihr möglich, sich in diesem Kontext gewissermaßen als Überlegene zu definieren. So dreht Alina die Argumentation um und verortet das ihr unterstellte Bildungsdefizit auf der Seite jener Menschen, die sie mit den negativen Zuschreibungen konfrontieren.

Alina verfügt über genug Wissen und Bildung, um die Zusammenhänge, die zu diesen diskriminierenden Zuschreibungen führen, zu durchschauen und sie als unzulässige Generalisierungen abzulehnen. Die aus solchen Erfahrungen resultierende Wut lässt sich auch an ihrer Stimmlage und an ihren Gesten erkennen. In der entsprechenden Erzählpassage wird ihre Stimme merklich lauter und sie schlägt mehrfach mit der flachen Hand auf den Tisch. Das zeigt auch, wie stark diese Diskriminierungserfahrungen Alina, trotz ihrer Strategien, damit umzugehen, verletzen. Dennoch zeugt ihr Fazit von

einem Selbstbewusstsein, das aus ihren Erfahrungen und ihrem (Über-)Lebenskampf resultiert: »Ich fühle das selber, dass ich eine starke Frau bin. Ich denke über diese Sachen ... weil eine schwache Frau hätte das vielleicht nicht so lange ausgehalten hier.« (Alina II: 9)

8.6 Barkev – »Offensiver Widerstand«

Barkev lebt seit 2011 in Österreich. Während des Gespräches stehen vor allem zwei Aspekte im Vordergrund: die mit seiner sexuellen Orientierung einhergehenden Diskriminierungserfahrungen, die sich wie ein roter Faden durch sein Leben ziehen; und sein bis heute andauernder Kampf für ein Leben in Freiheit.

Seine Kindheit verbringt Barkev in Armenien. Gemeinsam mit seinen beiden Schwestern wächst er bei seinen Eltern auf. An seine Kindheit hat er überwiegend positive Erinnerungen – bis zu dem Zeitpunkt, als er merkt, dass er sich zu Jungen hingezogen fühlt. Da Homosexualität in Armenien bis 2003 strafrechtlich verfolgt wird, sieht sich Barkev gezwungen, seine Gefühle zu verdrängen und alles daran zu setzen, seine sexuelle Orientierung geheim zu halten. Nach seinem Schulabschluss heiratet er eine Frau und beginnt ein Jurastudium an der Polizeiakademie. Beides definiert Barkev als (Über-)Lebensstrategie, um die Anforderungen des heteronormativen und potenziell strafenden Regimes nach außen hin zu erfüllen. Während er versucht, seine Rolle als liebender Ehemann auszufüllen, geht er eine Beziehung zu einem jungen Mann ein, den er bereits seit einigen Jahren kennt. Kurze Zeit später gerät Barkev ins Visier des nationalen Sicherheitsdienstes. Dennoch ist eine Flucht für ihn bis zu diesem Zeitpunkt keine Option. Erst als seine Situation lebensbedrohlich wird, entscheidet sich Barkev zu fliehen.

Das Ziel seiner Flucht ist Europa. Barkev beschreibt Europa nicht als einen konkreten geographischen Ort, sondern entwirft es als positives Gegenbild zu den repressiven und potenziell tötenden Gegebenheiten in Armenien. Retrospektiv weiß Barkev, dass seine damalige Vorstellung von Europa als Ort der sexuellen Selbstbestimmung, der Toleranz und der Gleichberechtigung eine Illusion ist. Zugleich betont er die Funktion, die diese »Illusion Europa« damals für ihn hatte: Die Hoffnung, in Europa ein besseres Leben führen zu können, gibt ihm die Kraft, die Strapazen der Flucht auf sich zu nehmen. In einer zunächst aussichtslosen Situation wird es Barkev somit möglich, seinen

eigenen Handlungsspielraum zu erweitern, indem er ein positives Zukunftsszenario an einem anderen Ort entwirft.

Versteckt in einem LKW, kommt Barkev nach zweiwöchigem Unterwegssein in Salzburg an und lässt sich dort von einem Taxifahrer in die Erstaufnahmestelle West nach Thalham bringen, wo schließlich auch das Asylverfahren eingeleitet wird. Die zermürbende Zeit des Wartens nutzt Barkev, um selbstständig Deutsch zu lernen. Die dafür notwendigen Materialien beschafft er sich über eine Freundin, die bereits seit längerem in Salzburg lebt und bis heute zu seinen engsten Bezugspersonen zählt. Nach fünf Monaten erhält Barkev einen positiven Bescheid und zieht nach Innsbruck, wo bereits zwei Freunde leben, die er zuvor in der Unterbringung für Geflüchtete kennengelernt hat.

Während er sowohl in Armenien als auch in der Zeit der Unterbringung seine sexuelle Orientierung geheim halten muss, beginnt er nun, sich aktiv für die Rechte von homosexuellen Menschen zu engagieren. Zudem versucht er, seinen langjährigen Lebensgefährten Husig aus Armenien nach Österreich zu holen, wo die beiden heiraten wollen. Sie stellen sechsmal einen Antrag auf ein Visum. Erst beim siebten Anlauf wird dem Antrag stattgegeben. Die beiden heiraten in einer kleinen Gemeinde in der Nähe von Innsbruck. Zwei Wochen später muss Husig wieder zurück nach Armenien, um dort die Niederlassungsbewilligung für Österreich als Angehöriger zu beantragen.

Kurz nach Husigs Abreise erhält Barkev eine Ladung der Polizeidirektion, weil ihm vorgeworfen wird, eine Scheinehe eingegangen zu sein. Zum wiederholten Mal sieht sich Barkev aufgrund seiner sexuellen Orientierung von einer staatlichen Behörde verfolgt – nun jedoch in jenem Land, in dem er vier Jahre zuvor aus eben diesem Grund um Schutz angesucht hat. Vor dem Anhörungstermin informiert er sich umfassend bei einer rechtlichen Beratungseinrichtung und bei einem befreundeten Universitätsprofessor. Beide bestärken ihn in seiner Einschätzung, dass letztlich kein Tatbestand vorliege. Zudem macht er sich seine in Armenien abgeschlossene juristische Ausbildung zunutze und eignet sich die Paragraphen an, die seine nunmehrigen Rechte betreffen.

Barkev erscheint allein zur Anhörung und konfrontiert die Beamten mit dem Vorwurf der Diskriminierung. Trotz des massiven Verdachtes der Scheinehe seitens der Exekutive, den Barkev als vollkommene Willkür bezeichnet, lässt er sich nicht in die Rolle des passiven Opfers drängen, sondern leistet aktiv Widerstand. Nachdem er den Beamten mehrfach mit einer Gegenklage aufgrund eines Verstoßes gegen das Antidiskriminierungs-

gesetz gedroht hat, wird ihm versichert, dass die Anschuldigungen gegen ihn voraussichtlich nicht weiterverfolgt werden. Tatsächlich wird das Verfahren eine Woche später aufgrund mangelnder Beweislage eingestellt und Husig erhält eine Niederlassungsbewilligung für Österreich. Übrig bleibt eine tiefe Verletzung und ein »zerstörtes Bild von Österreich« (Barkev: 7). In Zeiten der Bedrängnis und der Verzweiflung greift Barkev auf sein breites soziales Netzwerk zurück, das ihm immer wieder hilft, sich zu (re-)stabilisieren und seinen Glauben daran wiederzufinden, »dass die Mehrheit der Welt oder der Menschen doch gut ist« (Barkev: 10).

Während des Gespräches kommt Barkev mehrfach auf den gegenwärtigen Diskurs über geflüchtete Menschen zu sprechen. Er kritisiert die diskursive Differenzsetzung, die eine Spaltung zwischen einem »nationalen Wir« und den davon separierten »Anderen« konstruiert und zementiert. Maßgeblich vorangetrieben, so Barkev, werde diese feindselige politische Entwicklung durch die rechtspopulistische FPÖ. Die zum Zeitpunkt des Gespräches kürzlich abgehaltene Wahl zum Bundespräsidenten³⁸ und der dabei erzielte Erfolg der FPÖ stehen für Barkev exemplarisch für eine europaweite Bewegung, die er mit großer Sorge betrachtet.

Um dieser beklemmenden Entwicklung etwas entgegenzusetzen, engagiert sich Barkev nebenberuflich als Erwachsenenvertreter in einem Verein, der für die Rechte von geflohenen Menschen in Tirol eintritt, und versucht, eine Gegenöffentlichkeit zur dominanten medialen Berichterstattung über Geflüchtete zu schaffen. Erneut wählt Barkev die Strategie, aktiv Widerstand gegen politische Ereignisse zu leisten. Gerade weil er nach seiner Ankunft ebenfalls vielfach Diskriminierungserfahrungen machen musste und weiß, was es bedeutet, an einen anderen Ort zu fliehen, um sich dort ein neues Leben aufzubauen, zeigt er sich solidarisch mit anderen Geflohenen. Sein beeindruckender Kampf für eine gerechtere Gesellschaft, an die Barkev trotz aller restriktiven und diskriminierenden Bedingungen, mit denen er immer wieder konfrontiert wird, glaubt, zeigt sein enormes Widerstandspotenzial,

38 Am 22.05.2016 kam es zwischen Norbert Hofer (FPÖ) und Alexander van der Bellen (Grüne) zur ersten Stichwahl um das Amt des Bundespräsidenten. Zwar konnte Van der Bellen knapp die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinen (50,35 %), allerdings wurde das Ergebnis aufgrund von Unregelmäßigkeiten im Wahlvorgang seitens der FPÖ angefochten. Dadurch kam es im Dezember 2016 zu einer erneuten Stichwahl, bei der Van der Bellen mit 53,79 % gewann.

das er wie folgt auf den Punkt bringt: »Ich finde mich schon einen mutigen Menschen, also sehr kämpferisch. [...] Durch diese Kämpfe bin ich auch stärker geworden, natürlich. Also, es berühren mich nur noch ganz wenige Sachen.« (Barkev: 7f.)

8.7 Alim – »Bildung als (Über-)Lebensstrategie«

Alim ist zum Zeitpunkt des Gespräches erst seit zehn Monaten in Österreich. Da er bereits die A2-Deutschprüfung positiv absolviert hat, führen wir das Gespräch auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin auf Deutsch. Die Gesprächssituation, so Alim eingangs, möchte er dazu nutzen, seine Deutschkenntnisse weiter zu vertiefen. Auch im Laufe seiner weiteren Erzählungen wird mehrfach deutlich, welchen zentralen Stellenwert Bildung und Arbeit in seinem Leben spielen. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen steht der unerschütterliche Wille, seine in Syrien erworbenen Fähigkeiten und Qualifikationen in Österreich nutzbar zu machen sowie die dort begonnene berufliche Karriere weiterzuführen.

Alim wächst mit seinen vier Geschwistern in Aleppo auf. Seine Eltern sind beide an der Universität tätig, womit er auch seine hohen Erwartungen an seine eigene Person in Hinblick auf Bildung und Arbeit erklärt. Nach seinem Chemiestudium, das er mit Auszeichnung abschließt, arbeitet Alim als Laborant für einen großen Pharmakonzern. 2013 muss das Labor aufgrund mehrfacher Bombeneinschläge schließen und Alim verliert seine Arbeit. Als er in den Militärdienst eintreten soll, entschließt er sich 2015, nach Deutschland zu fliehen. Das Ziel wählt Alim aus zwei strategischen Gründen: Zum einen ist er über die vergleichsweise hohe Aufnahmezahl geflüchteter Menschen in Deutschland zu dieser Zeit im Bilde; und zum anderen hat er sich bereits umfassend über die dortigen Möglichkeiten, sich auf dem Fachgebiet der Chemie weiterzubilden, informiert und weiß, dass es einen Mangel an Fachkräften in diesem Bereich gibt.

Alims Flucht dauert 38 Tage. Er ist in einer Gruppe mit vier weiteren Männern unterwegs, die ebenfalls nach Deutschland wollen. Mit Hilfe eines breiten Netzwerkes, auf das sie zurückgreifen können, entgehen sie mehrfach Polizeikontrollen und erhalten wichtige Informationen für die nächtlichen Grenzübertritte. 30 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt, wird die Gruppe von der österreichischen Polizei aufgegriffen und in Handschellen abgeführt. Alim wird die ersten drei Monate in Scharnitz, also nicht einmal

einen Kilometer von der deutschen Grenze entfernt, und schließlich in Innsbruck untergebracht. Nach sieben Monaten erhält er den vorläufigen Aufenthaltstitel als Subsidiär Schutzberechtigter, der ihm zunächst für ein Jahr zuerkannt wird.

Trotz der Enttäuschung, es nicht nach Deutschland geschafft zu haben, beginnt Alim schnell, sich mit den Gegebenheiten zu arrangieren und auf sein Ziel zu fokussieren: als Chemielaborant zu arbeiten. Da sein in Syrien erworbener Universitätsabschluss in Österreich nicht vollständig anerkannt wird, muss Alim zehn Kurse im Masterstudiengang Chemie absolvieren. Die Voraussetzung hierfür ist die erfolgreiche Absolvierung des B2-Deutschkurses, für den er täglich mehrere Stunden lernt. Sein »Projekt Deutsch« (Alim: 11) dient aber nicht nur dazu, die nötigen Kurse für die Anerkennung seines Studiums zu absolvieren, sondern ermöglicht es ihm auch, sich von den täglichen Sorgen um seine Familie in Syrien und seinen zunächst noch unsicheren Aufenthaltsstatus (vor dem Erhalt des positiven Asylbescheides) abzulenken. Alim verfolgt ein konkretes Ziel das er trotz der vielen Barrieren, wie etwa die Deutschprüfung, Schritt für Schritt zu erreichen versucht.

Alim verfügt über einen breiten UnterstützerInnenkreis, den er geschickt für seine Bildungsaspirationen nützt. Über den Kontakt mit einem Professor am Management Center Innsbruck (MCI) schafft er es, ein Masterstudium (»International Health und Social Management«) zu beginnen, bevor er die B2-Deutschprüfung absolviert hat – und zwar ohne die dabei anfallenden Studiengebühren zahlen zu müssen. Dass er ein ganz präzises Ziel verfolgt, wird deutlich, als er den Studiengang nach drei Monaten abbricht, weil er erkennt, dass es ihm seinem Wunsch, wieder als Chemielaborant zu arbeiten, nicht näherbringt. Kurze Zeit später bewirbt sich Alim für diverse Praktika in Laboren von Pharmakonzernen. Seine Hartnäckigkeit zahlt sich aus und er kann, trotz unsicherem Aufenthaltsstatus, ein dreimonatiges Praktikum bei einem großen Medikamentenhersteller beginnen. Nach der Arbeit lernt er bis spät in die Nacht für die anstehenden Deutschprüfungen, wobei er auch hier auf die Unterstützung einer befreundeten Englischlehrerin zurückgreift.

An mehreren Stellen des Gesprächs kommt Alim auf seine Sorgen zu sprechen, die seine Zukunft in Österreich betreffen. Diese resultieren zum einen aus seiner prekären Aufenthaltssituation, zum anderen beunruhigt ihn der mediale Diskurs, der geflüchtete Menschen in unmittelbaren Zusammenhang mit den Anschlägen in Paris und Brüssel bringt. Während ihn diese Form der Fremdrepräsentation, in der er als »muslimisch markierter Anderer« angesprochen wird, ängstigt, ärgert ihn die generalisierende Opferzu-

schreibung. Die ihm häufig entgegengebrachte Verwunderung über sein Bildungsniveau oder seine Sprachkenntnisse empfindet er als verletzend. Dennoch findet er einen Weg, mit den stigmatisierenden Fremdpositionierungen umzugehen, indem er immer wieder auf die Strategie der Weiterbildung zurückgreift: »Wenn es mir zu viel wird mit den ganzen Sachen, dann lerne ich. Das ist wichtiger für jetzt und für die Laborarbeit später. Ich muss mich dann einfach auf etwas anderes konzentrieren. Lernen hilft meistens.« (Alim: 11)

Bildung kann in Alims Biographie als (Über-)Lebensstrategie gelesen werden. Sie dient ihm dazu, seine Selbstdefinition als handlungsfähiges und wissensdurstiges Subjekt in Momenten der Fremdpositionierung aufrechtzuerhalten und seinen konkreten Zukunftsentwurf, als Chemielaborant zu arbeiten, schrittweise umzusetzen.

8.8 Rasin – »Phasisches Denken«

Rasin ist zum Zeitpunkt des Gespräches seit 18 Monaten in Österreich. Seine Frau und seine drei Kinder, die wie er in Aleppo lebten, können im Rahmen einer Familienzusammenführung acht Monate nach seiner Ankunft nachkommen. Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs bewohnt die Familie eine Dreizimmer-Wohnung in einem kleinen Dorf in der Nähe von Innsbruck. Alle drei Kinder besuchen die Schule.

Seit über acht Monaten sucht Rasin einen Arbeitsplatz oder die Möglichkeit, ein Praktikum zu absolvieren. Bis zu unserem Gespräch hat er ausschließlich Absagen erhalten, die fast ausnahmslos mit seinen als mangelhaft bezeichneten Deutschkenntnissen begründet wurden. Im Fokus des Gespräches stehen überwiegend zwei Aspekte, die in seiner gegenwärtigen Lebenssituation eine zentrale Rolle spielen: die Erinnerungen an sein altes Leben in Aleppo und die schweren Startbedingungen in Tirol, die es ihm nahezu unmöglich machen, seinen Kindern den Weg in eine bessere Zukunft zu ebnen.

Rasin wächst mit seinen beiden Geschwistern bei seinen Eltern in Aleppo auf. Nachdem er geheiratet hat, bekommen er und seine Frau drei Kinder. Die Familie kann sich aufgrund des relativ hohen Einkommens, das Rasin mit seiner eigenen Agentur für Rechnungsprüfung erhält, ein gutes Leben leisten. Sie besitzen ein Haus in der Stadt und ein weiteres auf dem Land. Alle drei Kinder besuchen eine Privatschule. Als der Krieg ausbricht, wird die Situation zusehends unsicher für Rasin und seine Familie. Besonders belastet ihn und seine Frau die tägliche Angst um ihre Kinder. Die Bilder des Krieges

sind in Rasins Erinnerung noch sehr präsent. Er erzählt von mehreren Bombeneinschlägen in der unmittelbaren Nachbarschaft, bei denen viele Freunde ums Leben gekommen sind, von einem Bekannten, der aus purer Not seine Schwester an einen Arbeitskollegen verkauft hat, und von Menschen, die nur darauf warten, beerdigt zu werden: »It's like a big prison.« (Rasin: 11) Als die Situation für ihn und seine Familie zu gefährlich wird, flieht er zunächst allein nach Österreich, um seine Familie zu einem späteren Zeitpunkt nachzuholen.

Die erste Zeit in Österreich ist geprägt von der Schwierigkeit, Arbeit und Wohnung zu finden. Dies sieht Rasin direkt in seinem Status als »Flüchtling« begründet. Die berufliche Dequalifizierung setzt ihm zu. Während er in Aleppo als Leiter seiner Agentur mehrere MitarbeiterInnen anstellen konnte, wird ihm in Österreich nicht einmal die Möglichkeit gegeben, ein unbezahltes Praktikum zu beginnen, um seinen Wiedereinstieg in die Erwerbstätigkeit vorzubereiten. Die Argumentation, dass seine Deutschkenntnisse für eine Anstellung oder ein Praktikum nicht ausreichen würden, sieht er als Vorwand, der dazu dient, den eigentlich dahinterstehenden Rassismus zu verdecken. Mehrfach wird Rasin mit vorurteilsbeladenen Zuschreibungen konfrontiert, die ihm aufgrund der rassistischen Markierung als »nichtwestlicher Anderer« entgegengebracht werden: »People here [...], they had a strange idea about my country. [...] [W]e are not using camels anyway. I had my car. [...] So, we're civilized.« (Rasin: 5) Den Grund für diese (westliche) Konstruktion einer »arabischen Welt«, die als rückständig, unterentwickelt und von Gewalt geprägt imaginiert wird, verortet Rasin in der medialen Darstellung der arabischen Länder, die er explizit als »Propaganda« bezeichnet.

Den deformierenden Narrationen und stereotypisierenden Zuschreibungen ist Rasin jedoch keinesfalls passiv ausgesetzt. Vielmehr sieht er in seiner und der Anwesenheit anderer geflüchteter Menschen die Möglichkeit, die westlich geprägten Bilder über die jeweiligen Herkunftskontexte zu korrigieren. Aus dieser Perspektive wird es Rasin möglich, seiner Flucht und dem dabei erfahrenen Leid eine gewisse Sinnhaftigkeit zu verleihen, die in der Chance besteht, etablierte Vorurteile und Stereotypen aufzubrechen: »And I think that now as refugees, we have a mission. You know, to show people that we are good people. We are civilized, we are educated, we are highly educated people. And I think that the image would change.« (Rasin: 7) Das Wissen über die rassistischen Zuschreibungen, die ihm die Arbeitssuche deutlich erschweren, hilft Rasin einerseits dabei, die Absagen nicht auf seine eigene Person zu beziehen, sondern die Gründe in den gesellschaftlich-diskriminierenden

Machtverhältnissen zu verorten. Andererseits empfindet er die Situation dadurch zeitweise auch als Kampf, den er nicht gewinnen kann. In solchen Momenten konzentriert er sich auf die Zukunft seiner Familie. Vor allem findet er die Kraft und Motivation dafür, trotz der Rückschläge, etwa bei der Jobsuche, weiterzumachen, in seinen drei Kindern. Die Verantwortung, die er und seine Frau gegenüber ihrer Tochter und ihren beiden Söhnen haben, lässt die Option aufzugeben schlichtweg nicht zu.

Die Tatsache, dass die Kinder in Österreich in Sicherheit leben und nicht im Krieg aufwachsen müssen, ist für Rasin entscheidend, um trotz aller Schwierigkeiten positiv in die Zukunft blicken zu können. Während sich die beiden Söhne, sieben und elf Jahre alt, bereits weitestgehend an die neue Umgebung gewöhnt haben, fällt es der 15-jährigen Tochter noch schwer, sich mit den veränderten Gegebenheiten zu arrangieren. In langen Gesprächen versucht Rasin, ihr unterstützend beiseite zu stehen und in der Vergangenheit Erlebtes aufzuarbeiten. Er weiß, dass dies noch lange dauern wird. Dennoch ist er sich sicher, dass sie ihren Weg meistern und ihm eines Tages dankbar dafür sein wird, dass er die Entscheidung, Syrien zu verlassen, getroffen hat.

Trotz der genannten Schwierigkeiten und Barrieren investiert Rasin seine gebündelte Kraft in den Aufbau eines neuen Lebens in Österreich – für sich und vor allem für seine Familie. Dabei stellt er seine eigenen Bedürfnisse hinter jene seiner Kinder und nimmt die Diskriminierungserfahrungen bei der Suche nach einem Arbeitsplatz in Kauf. Damit, so Rasin, sei nicht gemeint, dass er sich auch später nicht wehren würde, doch sei jetzt nicht der richtige Zeitpunkt dafür. Diese Form des Umganges mit Diskriminierungserfahrungen lässt sich als strategische Prioritätensetzung lesen. Die prekäre Lebenssituation, in der sich Rasin durch seine Arbeitslosigkeit befindet, erlaubt es ihm gegenwärtig nicht, gegen die diskriminierenden Strukturen am Arbeitsmarkt Widerstand zu leisten. Durch die zeitliche Verlagerung dieses Widerstandes in eine Zukunft, in der seine Arbeits- und Lebenssituation abgesichert ist, schafft er es gegenwärtig, einen Umgang damit zu finden.

Diese Strategie kann als eine Art *phasisches Denken* bezeichnet werden. Damit ist gemeint, dass das zu Bewältigende gedanklich gewissermaßen in einzelne kürzere Phasen unterteilt wird, die als solche dann überschau- und bewältigbarer erscheinen. Im Falle von Rasin liegt die Priorität auf der finanziellen und sozialen Absicherung seiner Familie. Erst in einem nächsten Schritt sieht er sich in der Lage, die bestehenden gesellschaftlichen Machtverhältnisse zu kritisieren: »And you have to do everything step for step when

life is difficult like now. So, I first have to find a job. And when this is done, I will tell people what I am really thinking when they treat me like not being a real human.« (Rasin: 5)

Die Biographie von Rasin macht deutlich, welche Anstrengungen nötig sind, um sich ein Leben an einem anderen Ort aufzubauen. Der Kampf für seine Familie, der er ein »gutes Leben« ermöglichen will, verlangt Rasin einiges ab. Dennoch entwickelt er immer wieder Strategien, um ein positives Zukunftsszenario für sich, seine Frau und seine Kinder zu entwerfen. Als wir uns ein Jahr nach unserem Gespräch wiedersehen, hat er eine Anstellung bei einer großen Supermarktkette, wo er bereits befördert wurde. So konnte die Familie inzwischen in eine größere Wohnung ziehen.

8.9 Ben – »Vermeidung von neuen Verletzungen«

Ben ist seit zwei Jahren und sieben Monaten in Österreich. Erst nach zwei Jahren des Wartens erhält er den für zwei Jahre geltenden Aufenthaltstitel als Subsidiär Schutzberechtigter. Um seine Nervosität vor dem Treffen mit mir zu mindern, hat er seine Freundin mitgebracht. Das Gespräch wird überwiegend von zwei Themen bestimmt: seine prekäre Arbeits- und Aufenthaltssituation und die Diskriminierungserfahrungen, die er in Österreich macht.

Ben ist im Irak aufgewachsen. Nach seiner Schulzeit folgt er seiner großen Leidenschaft – Autos – und übernimmt eine Autowaschanlage. Daneben studiert er Wirtschaft, um sich für die Leitung des Unternehmens adäquat auszubilden. Eines Tages kommen Milizen in seine Firma und fordern ihn auf, mit ihm mitzukommen: Ben soll in den Militärdienst eingezogen werden. Als sich Ben weigert, verlassen sie die Firmenräume zunächst wieder. In der Woche darauf kommen sie noch zwei weitere Male und drohen Ben, ihn und seine Familie umzubringen. Da seine Firma und sein Wohnort weit entfernt voneinander liegen, glaubt Ben zunächst nicht daran, dass sie zu ihm nach Hause kommen würden. Zwei Tage später stehen die Milizen jedoch vor der Wohnung, in der er mit seiner Mutter und seinem Vater lebt, und fragen nach Ben. Ab diesem Zeitpunkt ist Ben klar, dass er den Irak verlassen muss. Von heute auf morgen packt er seine Sachen und macht sich auf den Weg zu seinem Cousin, der ihm dabei hilft, einen neuen Reisepass zu beantragen. Anschließend fliegt Ben in die Türkei, wo er sich ein Jahr mit Gelegenheitsjobs durchkämpft. Er schläft auf der Straße. Wenn er Glück hat, findet er für jeweils kurze Zeit ein Dach über dem Kopf bei Freunden oder Bekannten. Die

Situation wird zusehends unerträglicher und gemeinsam mit zwei Freunden beschließt Ben, nach Belgien zu gehen. Dort leben bereits Bekannte, die einen positiven Asylbescheid erhalten haben. Die Hoffnung, die ihn in dieser schwierigen Lebenssituation vorantreibt, ist die, dass in Europa ein besseres Leben auf ihn wartet: »Ja, das habe ich gedacht, dass es in Europa besser wird. Das war mein einziger Halt, auch wenn ich damals schon daran gezweifelt habe. Aber an irgendwas musst du halt glauben, auch wenn du weißt, dass es nicht stimmt.« (Ben: 5)

In einer Zeit der äußersten Not und der Verzweiflung schafft es Ben, trotz seiner Zweifel wieder Hoffnung zu schöpfen und sich gegen die eigene Entmutigung zu wehren. Schlimmer als das Jahr in der Türkei, so Ben, kann es nicht werden.

Seine Reise von der Türkei bis nach Österreich dauert 17 Tage. Das ursprüngliche Ziel, Belgien, erreicht die Gruppe nicht, weil sie zuvor in Österreich von der Polizei aufgegriffen wird. Ben wird zunächst in die Erstaufnahmestelle West in Thalham gebracht, bevor er nach Tirol überstellt wird.

Die erste Zeit beschreibt Ben als sehr schwierig. Besonders das Arbeitsverbot und die dadurch bestehende Abhängigkeit zu den geldgebenden Behörden quälen ihn: einerseits, weil das Geld nicht ausreicht, und andererseits, weil er seinem drängenden Bedürfnis zu arbeiten nicht nachkommen kann. Die restriktive Gesetzgebung, die es Menschen im Asylverfahren verwehrt, einer bezahlten Arbeit nachzugehen, zwingt Ben zum Nichtstun. Wochenlang sitzt er in seinem Zimmer im Heim für Geflüchtete und weint. Besonders kräftezehrend sind dabei die endlosen Gedankenschleifen, die sich um seine Familie im Irak und seine unsichere Zukunft in Österreich drehen. Ein Zimmerkollege erzählt ihm schließlich von der »Möglichkeit«, schon während des Asylverfahrens für ein kleines Entgelt bei der Gemeinde zu arbeiten. Für 3 Euro pro Stunde mäht Ben den Rasen und hilft auf Baustellen aus. Trotz der prekären Beschäftigung kann er der Situation etwas Positives abgewinnen. Zum einen ist er beschäftigt und kann sich von seinen Sorgen durch körperliche Arbeit ablenken. Zum anderen knüpft er soziale Kontakte, durch die er sein Deutsch verbessern kann: »Außerdem habe ich bei der Arbeit auch viel gelernt, weil ich immer nachgefragt habe. So habe ich Deutsch gelernt. Ich habe nie einen Kurs gemacht. Ich habe das alles nur über den Kontakt mit den Leuten gelernt.« (Ben: 2f.)

Nach zwei Jahren erhält Ben endlich einen Bescheid, der ihm den Aufenthalt für zwei Jahre sichert, und damit auch die ersehnten Papiere, die ihn berechtigen, in Österreich zu arbeiten. Er findet eine Stelle bei einem Mö-

belhaus. Gegenwärtig besteht sein Leben ausschließlich aus Arbeiten, Schlafen und Essen. Um pünktlich zu seiner Schicht zu kommen, steht er um 02:00 Uhr auf. Seine Schicht beginnt um 03:30 und endet gegen 13:00 Uhr. Danach schläft er bis 17:00 Uhr. Zwischen 17:00 und 19:00 Uhr, so Ben, habe er noch Energie, Freunde zu treffen oder spazieren zu gehen. Danach müsse er wieder schlafen gehen, um den nächsten Tag zu überstehen. Sein Traum ist es, wieder in einer Autowerkstatt zu arbeiten. Mit Unterstützung seiner Freundin schreibt er gerade Bewerbungen, da sein Arbeitsvertrag mit dem Möbelhaus in ein paar Monaten ausläuft.

Die Schwierigkeit, einen »guten« Job zu finden, sieht Ben vor allem in den Zuschreibungen, mit denen er aufgrund seines Status als »Flüchtling« konfrontiert wird. Während des Gesprächs kommt Ben mehrfach auf Rassismuserfahrungen zu sprechen, die er bereits machen musste. Besonders in Erinnerung ist ihm ein Erlebnis mit einem Busfahrer: Während dieser alle einsteigenden Fahrgäste durchwinkt, schaut er sich Bens Fahrkarte genau an. Ben ist nicht bewusst, dass diese seit kurzer Zeit abgelaufen ist. Der Busfahrer beschimpft ihn im Tiroler Dialekt, sodass Ben ihn nicht verstehen kann. Die bereits sitzenden Fahrgäste beginnen zu lachen: »Ich habe mich echt so gefühlt, als hätte ich etwas geklaut oder so.« (Ben: 8) Da er allein unterwegs ist und diese unangenehme Situation nicht länger ertragen will, steigt er bei der nächsten Haltestelle aus.

Auch die ungerechte Behandlung durch die Polizei, die ihn und seine Freunde aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes öfter kontrolliert, gehören zu seinen regelmäßigen Diskriminierungserfahrungen. Auf die Frage, wie er damit umgehe, antwortet Ben: »Natürlich werde ich da böse. Ja. Ja, da werde ich böse und wütend. Aber was soll ich machen. Wenn ich etwas mache, dann bekomme ich Ärger. Sie hören mich nicht.« (Ben: 6) Bens Strategie ist es daher, Situationen, die er als potenziell diskriminierend wahrnimmt, zu meiden und sich mit Menschen zu umgeben, die ihm zuhören und ernst nehmen, was er erzählt. Im Besonderen ist das seine Freundin, die ihn in allem unterstützend beiseite steht. Die beiden möchten bald heiraten. Damit wäre auch der Aufenthalt von Ben dauerhaft gesichert. Sein Ziel ist es, sein Deutsch weiter zu verbessern und die B2-Prüfung zu machen. Im Anschluss daran möchte er weiter Wirtschaft studieren – und irgendwann wieder mit Autos arbeiten.

8.10 Zahi – »FluchtMigrationserfahrung als Kompetenz nutzbar machen«

Zahi ist zum Zeitpunkt des Gespräches 29 Jahre alt und seit 2013 in Österreich. Schon im Alter von drei Jahren flieht er mit seiner Tante aus Somalia in den Jemen. Zahis Vater ist damals bereits tot. Seine Mutter bleibt mit den sechs Geschwistern in Somalia, weil das Geld nicht dafür ausreicht, dass die gesamte Familie das Land verlassen kann. Insgesamt sieben Jahre leben Zahi und seine Tante im Jemen. Zahi besucht dort die Grundschule. Im Jahr 2000 entscheidet Zahis Tante, nach Syrien zu gehen, weil sie sich dort bessere Bildungs- und Arbeitsbedingungen erhofft. In Aleppo kann Zahi seinen Pflichtschulabschluss machen und beginnt zu arbeiten, um seiner Tante finanziell unter die Arme zu greifen.

Als 2011 der Bürgerkrieg ausbricht, wird die Situation zusehends gefährlicher. Erneut müssen die beiden alles zurücklassen. Zunächst flieht Zahi in die Türkei. Dort wird er festgenommen und sitzt einen Monat in Haft. Nach seiner Freilassung erhält er die Anweisung, die Türkei innerhalb von zehn Tagen zu verlassen. Mit einem Fluchthelfer flieht er über Istanbul nach Griechenland. Insgesamt sieben Monate lebt er in Athen, gemeinsam mit anderen Geflohenen, die dort eine Wohnung angemietet haben. Die Lebensbedingungen sind beengt und Hunger ist ihr ständiger Begleiter, aber Zahi kann dort wichtige Kontakte knüpfen. Mit ein paar Freunden beschließt er, in einen anderen EU-Mitgliedsstaat zu gehen in der Hoffnung, dort bessere Rahmenbedingungen zu finden.

Mit 13 weiteren Menschen kommt Zahi, versteckt in einem LKW, in Österreich an. Die Gruppe wird von der Polizei aufgegriffen und ins Erstaufnahmezentrum in Traiskirchen gebracht. Anschließend wird Zahi mit zwei Freunden, die er bereits in Athen kennengelernt hat, nach Tirol überstellt. Damals ist Zahi erst 24 Jahre alt. Nach vier Monaten bekommt er in erster Instanz einen negativen Bescheid, gegen den er gemeinsam mit einer rechtlichen Beratungseinrichtung Widerspruch einlegt. Es folgen weitere drei Jahre des Wartens, bis er erneut zu einem Interview geladen wird und endlich einen positiven Bescheid erhält. Während dieser Zeit bringt Zahi sich selbstständig Deutsch bei, obwohl seine Zukunft in Österreich bis zum Erhalt des positiven Bescheides vollkommen unsicher ist. Was man einmal gelernt hat, so Zahi, das kann man auch woandershin mitnehmen. Unterstützt wird er dabei ehrenamtlich von einem pensionierten Chefarzt.

Zahi bekommt einen Konventionspass und ist damit auf rechtlicher Ebene österreichischen StaatsbürgerInnen gleichgestellt. Mit der veränderten Aufenthaltssituation und den damit verbundenen Möglichkeiten ändert sich sein Leben von heute auf morgen komplett. Sein Ziel ist es, eine Ausbildung als Sozialarbeiter zu machen, um anschließend als Betreuer in einer Unterbringung für junge Geflüchtete zu arbeiten. Zwar hat er bereits ohne Ausbildung ein Stellenangebot als Betreuer erhalten, doch weiß Zahi, dass eine abgeschlossene Ausbildung ihn für die Zukunft absichert, weshalb er sich gegen die sofortige Aufnahme der Tätigkeit entscheidet. Nach mehreren gescheiterten Versuchen, einen Ausbildungsplatz als Sozialarbeiter zu bekommen, beschließt er, eine Ausbildung als Pflegeassistent zu absolvieren. Die Entscheidung ist eine taktische: Zum einen weiß er um die starke Nachfrage an Fachpersonal in diesem Bereich und ist sich darüber bewusst, dass er mit einer entsprechenden Ausbildung einen Plan B in der Tasche hat. Zum anderen verfügt er durch seinen ehrenamtlichen Unterstützer über die entscheidenden Kontakte. Als pensionierter Chefarzt kennt dieser die AusbildungsleiterInnen, die Zahi und seinem Berufswunsch zu Beginn skeptisch gegenüberstehen, und verhilft ihm schließlich zu einem Ausbildungsplatz. Als Pflegeassistent kommt Zahi auf das Stellenangebot in der Unterbringung zurück. Tatsächlich wird zu dieser Zeit ein Betreuer gesucht und Zahi nimmt die Stelle an. Bis heute arbeitet er dort als Betreuer.

Die Erfahrung, die er im Laufe seines noch so jungen Lebens gemacht hat, nutzt Zahi als Ressource, um die Jugendlichen während und nach dem Asylverfahren zu begleiten. Weil Zahi selbst eine Fluchtgeschichte hat, ist er für die Jugendlichen weitaus authentischer als viele seiner KollegInnen. Er kennt die Schwierigkeiten, Barrieren und Sorgen, mit denen die Jugendlichen sich auseinandersetzen müssen, und weiß daher, was in solchen Situationen hilft. Zudem nimmt er für viele durch seine Geschichte eine Vorbildfunktion ein und kann die jungen Menschen in Zeiten der Verzweiflung und der Hoffnungslosigkeit immer wieder aufs Neue motivieren. Schließlich war er, nun in der Position des Betreuers, auch einmal in ihrer Situation.

Zahi schafft es auf eine beeindruckende Art und Weise, das in der Vergangenheit Erlebte als Kompetenz zu verstehen und für sich und andere nutzbar zu machen. Sein Verständnis von Sozialarbeit basiert auf dem Leitsatz: *Hilfe zur Selbsthilfe*. In diesem Kontext kritisiert er auch die Arbeit mancher Ehrenamtlichen, die die Jugendlichen in eine Abhängigkeitsbeziehung drängen, aus der sie schwer wieder herauskommen. Er hingegen favorisiert den Ansatz, den Jugendlichen anfangs unterstützend und beratend beiseitezuste-

hen, damit sie in einem nächsten Schritt die jeweiligen Aufgaben, wie etwa Anrufe bei Behörden oder ÄrztInnen, selbstständig übernehmen können. Dabei müssten die Jugendlichen, so Zahi, auch Fehler machen, um zu merken, dass diese letztlich gar nicht so schlimm seien. Seine Herangehensweise hat Erfolg. Immer wieder kontaktieren ihn ehemalige BewohnerInnen, um ihm für seine hilfreiche Begleitung zu danken.

Die Unterkunft, in der Zahi arbeitet, wird voraussichtlich geschlossen. Gerne würde er in die IT-Branche einsteigen und seiner Leidenschaft – Computern – nachgehen, er bleibt aber zugleich realistisch. Insgesamt ist er sich seines umfangreichen Repertoires an Kompetenzen dabei bewusst:

»Dann weiß ich eigentlich nicht, was ich mache. Entweder ich gehe in die Pflege oder ich suche etwas anderes. Oder ich mache inzwischen eine andere Ausbildung. [...] Ich mag Computerarbeit, also so IT oder so was. Aber das ist, glaube ich, jetzt nicht möglich in Österreich. [...] [I]ch glaube, ich müsste zuerst die Matura machen. [...] Schau ich danach, was kommt. Oder halt einen Dolmetscherkurs. Das wäre auch gut, weil ich kann auch Arabisch.«
(Zahi: 14)

Bildung kann in diesem Zusammenhang als Strategie verstanden werden, den eigenen Möglichkeitsraum zu erweitern. Sie gibt Zahi die Sicherheit und das Selbstvertrauen, mit Situationen, wie der drohenden Schließung der Unterkunft, umzugehen und die Alternativen, die ihm zur Verfügung stehen, wahrzunehmen. Dass Bildung eine zentrale Rolle im Leben spielt, ist Zahi durchaus bewusst. Dieses Wissen versucht er, an die Jugendlichen, mit denen er arbeitet, weiterzugeben, damit sie für die Zukunft gewappnet sind. Sein Verständnis von Bildung ist dabei weit. Es bezieht über die formale (Schul-)Bildung hinaus auch die Erfahrung von FluchtMigration mit ein, wie er im Folgenden erläutert:

»Also diese Geschichte, dieser Fluchtweg ist eine große Erfahrung dazu. Das ist ja auch Bildung. Also das habe ich gemacht. Es ist vielleicht auch ein Vorteil, weil ein Arzt, der nur in Schwaz [Kleinstadt in Tirol; Anm. d. Verf.] ist und nur in Schwaz gearbeitet hat, ist ... er ist ja ein Arzt, auch vielleicht ein guter Arzt, aber er hat vielleicht nicht viel Erfahrung mit außen. Also mit anderen Sprachen, Menschen und Lebensgeschichten.« (Zahi: 24)

Trotzdem ist Zahi erleichtert, wenn er in Kontexten außerhalb seiner Arbeit nicht ständig mit seiner Fluchtgeschichte konfrontiert und damit auf diese reduziert wird. So verschweigt er sie etwa vor seinen MitschülerInnen in der

Pflegeschule bewusst. Auf diese Weise ist es ihm möglich, sich vor den potenziell vorurteilsbehafteten Zuschreibungen und Assoziationen zu schützen und nicht als hilfsbedürftig wahrgenommen zu werden, sondern stattdessen als »normaler« Schüler Teil der Klasse zu werden: »Die sehen mich, wie ich normal bin. Also dass ich bin wie sie. Also dass ich ein Mensch bin wie sie und ja. Also nicht wie im Heim, dass ich immer Hilfe brauche und ich nichts allein machen kann. Und das finde ich auch gut, weil du kommst dann immer Schritt für Schritt voran.« (Zahi: 22)

Dennoch ist Zahi als Person of Color³⁹ häufig rassistischen Diskriminierungen ausgesetzt, die es ihm unmöglich machen, sich in Österreich zu Hause zu fühlen. Dem häufig von außen angestoßenen Herkunftsdialog, dem er aufgrund seines äußeren Erscheinungsbildes ausgesetzt wird, begegnet er pragmatisch: »Also dann habe ich das gesehen, es wird so sein. Entweder gehe ich zurück oder wenn ich hier bleiben will, dann muss ich diese Sache einfach ignorieren. Manche fragen ja auch aus Interesse« (Zahi: 13). Seine Strategie ist es, Diskussionen zu vermeiden und den Leuten jene Antwort zu geben, die sie hören wollen. Alles andere würde ihn zu viel Kraft kosten.

Die Biographie von Zahi zeigt, dass er trotz aller Widrigkeiten, mit denen er in seinem jungen Leben bereits konfrontiert wurde, einen beeindruckenden Weg geht. Er schafft es, seine Erfahrungen für sich nutzbar zu machen und diese nicht nur als Kompetenz wahrzunehmen, sondern gegenwärtig auch seinen Lebensunterhalt damit zu verdienen. Gleichzeitig bleibt er dabei nicht stehen, sondern ist bereit, sich nach dem Auslaufen seiner jetzigen Stelle weiterzubilden und in anderen Berufsfeldern Erfahrungen zu sammeln.

8.11 Zwischenfazit

»Es ist schon alles gesagt, aber noch nicht von allen.«(Karl Valentin)

Der Fokus der vorliegenden Studie liegt auf den vielfältigen alltäglichen Praktiken und Perspektiven von Menschen, die geflüchtet sind, um sich an einem anderen Ort ein Leben in Sicherheit aufzubauen. Folglich ging es mir um eine Verschiebung der diskursiv-bestimmenden Blickrichtung. So wurden die

39 »Person of Color« (PoC) ist eine Selbstbezeichnung von Menschen, die als nicht-weiß gelten und wegen ethnischer Zuschreibungen von Diskriminierung und Rassismus betroffen sind. Der Begriff wird vor allem von politischen AktivistInnen und/oder in den Sozialwissenschaften verwendet.

Erzählungen der Menschen selbst zum Ausgangspunkt genommen und dominante Zuschreibungen und Fremddefinitionen *gegen den Strich* gelesen. Die GesprächspartnerInnen wurden dabei nicht, wie es auf wissenschaftlicher, medialer und politischer Ebene häufig der Fall ist, aus einer problematisierenden und skandalisierenden Perspektive in den Blick genommen, sondern als ExpertInnen ihrer eigenen Lebenspraktiken verstanden. Sie wurden als handelnde Personen sichtbar gemacht, die sich aktiv, wenn auch »auf eigene Rechnung«, mit den objektiven Lebensbedingungen vor Ort auseinandersetzen. Sie haben im Laufe ihres Lebens unterschiedliche (Über-)Lebensstrategien entwickelt, die es ihnen immer wieder ermöglichen, sich selbst vor dem Hintergrund widrigster Bedingungen eigene Möglichkeitsräume zu schaffen, in denen sie ihre Handlungsfähigkeit aufrechterhalten können. Die FluchtMigration aus den Herkunftskontexten ist dabei ebenso als Strategie des Überlebens zu verstehen wie die Versuche, sich im neuen Kontext zu positionieren und zu verorten. Dabei finden sich alle GesprächspartnerInnen nach ihrer Ankunft in einem System wieder, das durch den Zugriff auf nahezu alle Lebensbereiche gekennzeichnet ist und immer wieder versucht, sie in unterschiedliche Abhängigkeitsbeziehungen zu drängen. Diese reichen vom Verbot, einer Arbeit nachzugehen, über vielfache Integrationsverpflichtungen bis hin zur fremdbestimmten Unterbringung in Gemeinschaftsunterkünften. Das Leben in einem solchen System der Fremdbestimmung und -positionierung wurde seitens der befragten Personen mehrfach mit der Analogie des Gefängnisses beschrieben, da es ihnen nahezu unmöglich ist, die eigenen Zukunftsentwürfe umzusetzen.

Darüber hinaus wurde in der Analyse deutlich, dass die Menschen diesen repressiven Bedingungen dennoch keinesfalls passiv ausgeliefert sind, sondern diverse Praktiken und Strategien entwickeln, die sie den prekären und diskriminierenden Verhältnissen entgegensetzen. Mit Foucault gesprochen, dokumentieren die Erzählungen der GesprächspartnerInnen »die Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden« (Foucault 1992: 12). In Anbetracht der Zumutungen und stigmatisierenden Zuschreibungen, mit denen sie sich im Ankunfts-kontext in unterschiedlichen Gesellschaftsfeldern immer wieder konfrontiert sehen, ist enormer Einsatz erforderlich, um die eigene Handlungsfähigkeit aufrechtzuerhalten. Festzuhalten ist dabei, dass die (Über-)Lebenspraktiken der befragten AkteurInnen mit den gesellschaftlichen Bedingungen vor Ort zusammengedacht werden müssen, um weder in einen Determinismus noch in einen Individualismus zu verfallen.

In diesem Zusammenhang sei noch einmal an das Konzept des »subjektiven Möglichkeitsraumes« von Klaus Holzkamp erinnert: Die Differenzierung zwischen einem personalen und einem situationalen Pol eignet sich im Kontext der vorliegenden Arbeit besonders, weil sie es ermöglicht, Gesellschaft und Subjekt zusammenzudenken. Menschen sind in diesem Verständnis nicht als reines Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse zu verstehen, sondern als aktiv gestaltende AkteurInnen, die sich zu eben jenen Verhältnissen und darin zirkulierenden Bedeutungen verhalten können und dabei auch nicht oder anders handeln, als von ihnen erwartet wird. Allerdings sind sie dabei nie gänzlich autonom, sondern stets eingebunden in die konkreten Lebensbedingungen vor Ort.

Die Erzählungen der befragten Personen zeigen deutlich, dass es sich bei der Kategorie »Flüchtling« um eine machtvolle Fremdzuschreibung handelt, die mit weitreichenden Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen einhergeht. Deutlich wird auch, dass die Fremdpositionierung häufig dann zu einer Selbstdefinition wird, wenn es darum geht, das »legitime« Recht auf Aufenthalt einzuklagen oder aber aus dieser SprecherInnenposition Kritik an den stigmatisierenden Zuschreibungen zu üben, um sich im Anschluss daran selbst zu positionieren.

Die Erkenntnisse der vorliegenden Studie sollen und können nicht dazu dienen, die unterschiedlichen Formen des Umganges und die jeweiligen (Über-)Lebensstrategien zu typologisieren und zu kategorisieren. Die »Singularität« der Fälle sowie die Anerkennung der einzelnen (Über-)Lebensgeschichten, die im vorangegangenen Kapitel vorgestellt wurden, würden somit erneut zu Oberbegriffen verschmelzen, die letztlich neue Repräsentationsmuster schaffen könnten. Auch wenn dieser Arbeit eine ressourcenorientierte und wertschätzende Perspektive zugrunde liegt, die ich in der Auseinandersetzung mit FluchtMigrierenden und ihren (Über-)Lebenspraktiken für angemessen erachte, suggeriert eine derartige Vorgehensweise, dass die unterschiedlichen Formen des Umganges mit den gesellschaftlich-restriktiven Verhältnissen vor Ort verallgemeinert werden könnten. Damit würden die verschiedenen »Verletzlichkeiten« (vgl. Castro Varela 2007), die sich aus einer intersektionalen Perspektive entlang divergenter Differenzkategorien und daraus resultierender sozialer Positionierungen ergeben, aus dem Blickfeld geraten. Dies wiederum würde zu einer Simplifizierung von Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnissen führen, die etwa bezüglich ökonomischer Klassen- und Geschlechterverhältnisse stark variieren. Auch aus dem jeweiligen aufenthaltsrechtlichen Status einer Person ergeben sich

ganz andere Erfahrungen, Potenziale und Beschränkungen, aus denen sich wiederum andere Formen des Umgangs mit den restriktiven Bedingungen entwickeln.

Daher eröffnen die Ergebnisse dieser Studie weniger die Möglichkeit, Typen oder Kategorien von Umgangsformen zu bilden, als vielmehr die hegemonialen Bilder über FluchtMigrierende zu hinterfragen, die restriktiven gesellschaftlichen Bedingungen aufzuzeigen und gleichzeitig die Handlungsfähigkeit der FluchtMigrierten und das darin inhärente Widerstandspotenzial sichtbar zu machen. Zudem geht es darum, ZeugInnenschaft für (Über-)Lebensgeschichten zu leisten, die *alle* mit Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen verbunden sind. Im Zentrum steht hier der Umgang damit. So schaffen es die befragten Personen, ihre jeweiligen Kompetenzen und Ressourcen so weit zu mobilisieren, dass sie in Hinblick auf ihre jeweiligen Interessen die nächsten Schritte machen können.

Schließlich können aus den Ergebnissen einige theoretische und praktische Schlussfolgerungen gezogen werden. So eröffnet die *gegenhegemoniale* Perspektive, die in dieser Arbeit eingenommen wurde, einen alternativen Blick auf migrationsgesellschaftliche Verhältnisse. Was daraus resultiert, soll im Mittelpunkt meiner Schlussbetrachtungen stehen.

9. Schlussbetrachtung

»Unpolitisch sein, heißt politisch sein, ohne es zu merken.«

(Luxemburg, zitiert nach Becker 2010: 123)

FluchtMigrationsbewegungen, wie sie im »langen Sommer der Migration 2015« stattgefunden haben, sind nicht nur Teil vergangener und gegenwärtiger globaler Entwicklungen, sondern werden auch in Zukunft zur Realität gehören – ob Gesellschaften im Globalen Norden es wollen oder nicht. Der Klimawandel ist dabei nur ein – wenn auch zentraler – Grund, warum Menschen auch zukünftig ihre Herkunftskontexte verlassen werden, in der Hoffnung, an einem anderen Ort ihr Überleben sichern zu können. Erkennt man diesen Umstand an, wird die Frage danach relevant, wie eine *friedliche* Form des Umganges mit den sich daraus ergebenden Herausforderungen aussehen könnte. Die Antworten darauf dürfen keine Lippenbekenntnisse bleiben. Bei allen Schwierigkeiten, die auf lange Sicht zu bewältigen sind, liegt in der gegenwärtigen Situation nämlich auch eine Chance, über gesellschaftliche Ungleichheit einerseits und soziale Gerechtigkeit andererseits neu nachzudenken und Institutionen, wie Bildungseinrichtungen, so umzugestalten, dass alle Menschen, die vor Ort leben, daran teilhaben können.

Konsequenzen für die Forschung(-spraxis)

Um als Forschende einen Beitrag dazu zu leisten, benötigt es eine Forschungspraxis, die ihre eigenen Voraussetzungen und Kategorien *radikal infrage* stellt und *selbstkritisch* reflektiert. Es braucht eine FluchtMigrationsforschung, die sich als kritische Gesellschaftsforschung versteht und das Phänomen der FluchtMigration aus seiner bisherigen Sonderrolle befreit.

Die vorliegende Studie macht deutlich, dass »Flüchtling-Sein« keine Eigenschaft von Menschen ist, sondern in einem »doing refugee« kontinuierlich zu einer solchen erklärt wird, was mit weitreichenden Konsequenzen für FluchtMigrierte einhergeht. Eine Forschung über FluchtMigration muss deshalb primär die gesellschaftlichen Verhältnisse und Praktiken fokussieren, die Menschen zu »Flüchtlingen« machen. Diese sind gleichzeitig immer in ihrem globalen und historischen Entstehungszusammenhang in den Blick zu nehmen. Ohne globale Dynamiken von Ungleichheit sowie die Historisierung eben jener einzubeziehen, können weder gegenwärtige und zukünftige FluchtMigrationsbewegungen noch die jeweiligen Ankunftsgesellschaften verstanden werden.

Darüber hinaus benötigt es aus meiner Sicht eine *einmischende* und *politisch positionierte* Forschung, die sich nicht in vermeintlich neutralen Deskriptionen erschöpft – gerade auch, weil wissenschaftliche Studien über FluchtMigration als Legitimation für restriktive Politiken und/oder rechtliche Verschärfungen dienen (können) (siehe Kapitel 5.4). Forschen und wissenschaftliches Arbeiten sind keine passiven Tätigkeiten, die mit der Konzeption des »passenden Forschungsdesigns« zu »wahren/objektiven« Erkenntnissen führen. Die Forschungspraxis ist als aktive Handlung zu verstehen. Wir als Forschende haben eine politische Haltung, die unabdingbar in den Forschungsprozess einfließt. Allein die Entscheidung, mit welchen Fragen wir an einen Gegenstand herantreten, welche Methoden wir anwenden, welche Literatur wir lesen, prägt entscheidend mit, was wir sehen und was damit gleichzeitig aus dem Blickfeld gerät. In der gegenwärtigen Forschungslandschaft zeigt sich, dass dabei das Integrationsparadigma dominant bleibt (siehe Kapitel 1.2). Was aus dieser hegemonialen Perspektive schnell aus dem Blickfeld gerät, ist, dass fluchtmigrierte Menschen bereits Wege und Strategien gefunden haben, um an gesellschaftlichen Strukturen teilzuhaben. Dies verweist auf ein häufig kreatives und widerständiges Gestaltungspotenzial der AkteurInnen, die es auch in Strukturen der »organisierten Desintegration« (Täubig 2009) schaffen, ihre eigenen Lebensentwürfe umzusetzen.

Daher war mein zentrales Anliegen, die Perspektiven geflüchteter Menschen selbst zum Ausgangspunkt zu machen und mit der dominanten Vorstellung objektiver Wissensgenerierung zu brechen, mithin: eine *gegenhegemoniale* Blickrichtung einzunehmen. Indem ich aus den Erzählungen der befragten Menschen heraus argumentiere, rücken die unterschiedlichen Formen des Umganges fluchtmigrierter Menschen mit den restriktiven und rassistischen gesellschaftlichen Verhältnissen in den Mittelpunkt. Diese Umgangs-

formen habe ich als (Über-)Lebensstrategien bezeichnet. Teilweise handelt es sich hierbei um *mobile* (Über-)Lebensstrategien, die bereits in früheren Kontexten entwickelt wurden und an den neuen Kontext angepasst werden. Die AkteurInnen werden hier als aktive GestaltungskünstlerInnen ihrer eigenen Lebensentwürfe sichtbar, und zwar trotz aller Schwierigkeiten und Barrieren. Ziel dieses Vorgehens ist es, marginalisiertes Wissen und verdrängte Geschichten zu privilegieren und ZeugInnenschaft für die unterschiedlichen Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen von Menschen zu leisten, die ansonsten nicht gehört werden.

Damit wird deutlich, dass es in den Sozialwissenschaften so etwas wie eine *neutrale* Forschung nicht gibt. Das Wissen, das wir als Forschende produzieren, ist immer ein gesellschaftlich situiertes Wissen und damit – wie wir als Handelnde selbst auch – unabdingbar in bestehende (epistemische) Macht- und Herrschaftsverhältnisse verstrickt.

Wider den Skandalisierungs- und Viktimisierungsdiskurs

Die Studie zeigt deutlich, dass die dominante Konstruktion der Flüchtlingsfigur in ihrer dichotomen Ordnung (TäterIn/Opfer) den Handlungsspielraum der befragten Personen massiv einschränkt. Durch die Markierung als »Flüchtling« finden sich fluchtmigrierte Menschen im Ankunfts-kontext in einer Situation wieder, die durch stigmatisierende, rassistische Zuschreibungen, rechtliche Einschränkungen und sozioökonomische Schlechterstellung gekennzeichnet ist. Die kontinuierliche (Re-)Produktion der Figur des Flüchtlings als Opfer oder (potenzieller) Täter auf den unterschiedlichen Diskursebenen bildet dafür eine zentrale Voraussetzung. Skandalisierende und problemorientierte Zugänge, die auf medialer und politischer, aber auch auf wissenschaftlicher Ebene dominieren, verschärfen und verfestigen die strukturelle Marginalisierung von fluchtmigrierten Menschen. Die omnipräsente Differenzsetzung zwischen Angehörigen einer sogenannten »Mehrheitsgesellschaft« und »den fluchtmigrierten Anderen« verstellt den Blick auf dahinterliegende gesellschaftliche Schieflagen, die primär aus sozioökonomischen Verteilungsungerechtigkeiten resultieren.

Durch die beständige Wiederholung der Konstruktion der Flüchtlingsfigur verdichten sich diese Deutungen zu gesellschaftlichen Normalitätstsvorstellungen und prägen damit den Umgang mit FluchtMigration. So fließen diese diskursiv erzeugten Kategorien und Deutungen etwa in pädagogische Konzepte ein, werden Teil von institutionellen Praktiken und/oder strukturie-

ren alltägliche soziale Interaktionen. Die damit einhergehenden Exklusions- und Diskriminierungserfahrungen werden so zur alltäglichen Lebensrealität geflüchteter Menschen.

Daher plädiere ich für einen Perspektivenwechsel, der nicht fluchtmi-grierte Menschen selbst skandalisiert und problematisiert, sondern die Ursachen und Strukturen, die dazu führen, dass Menschen zu »Flüchtlingen« werden. Auf globaler Ebene betrifft dies im Besonderen das hierarchische Gefälle zwischen Ländern des Globalen Nordens und Ländern des Globalen Südens. Die ungleiche Verteilung von Risiken und Chancen, die mit einer »geteilten Globalisierung« (siehe Kapitel 4.2) einhergehen, muss auf die politischen Agenden gesetzt werden, wenn die Bekämpfung von FluchtMigrationsursachen wirklich ernst gemeint ist und nicht als Legitimationsgrundlage für den weiteren Ausbau eines tödlichen Grenzregimes genutzt wird.

Wir brauchen einen radikalen Bruch mit dem dominanten Aufmerksamkeitsregime: Nicht die zuvor selbst konstruierten »Minderheiten« haben dabei im Fokus zu stehen, sondern das unhinterfragte »Wir« – dieses gilt es kritisch in den Blick zu nehmen und neu zu entwerfen. FluchtMigrationsbewegungen werden Dörfer, Städte, Regionen, Länder weltweit verändern, ob Menschen vor Ort es wollen oder nicht. Diese FluchtMigrationsbewegungen müssen als Anstoß dafür genutzt werden, neue Ideen für zukünftige Gesellschaftsmo-delle zu entwerfen – sie sind dringender denn je.

10. Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (2003): Zur Logik der Sozialwissenschaften. In: Adorno, Theodor W. (Hg.): Soziologische Schriften I. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 547-565.
- Amnesty International (2015a): Amnesty Report. Ukraine 2015. Abrufbar unter: <https://www.amnesty.de/jahresbericht/2015/ukraine#section-9556> (Stand: 08.05.2019).
- Amnesty International (2015b): Report 2015. Zur weltweiten Lage der Menschenrechte. Irak. Abrufbar unter: <https://www.amnesty.de/jahresbericht/2015/irak#section-9450> (Stand: 01.04.2019).
- Amnesty International (2017): Report 2016/17. Zur weltweiten Lage der Menschenrechte. Irak. Abrufbar unter: <https://www.amnesty.de/jahresbericht/2017/irak#section-11886> (Stand: 01.04.2019).
- Amnesty International (2017/18): Report 2017/18. Zur weltweiten Lage der Menschenrechte. Irak. Abrufbar unter: <https://www.amnesty.de/jahresbericht/2018/irak#section-1722155> (Stand: 01.04.2019).
- Amnesty International (2018): Amnesty International. Report 2017/18. Zur weltweiten Lage der Menschenrechte. Abrufbar unter: <https://www.amnesty.org/download/Documents/POL1067002018GERMAN.PDF> (Stand: 13.05.2019).
- Amnesty International (2019): Human Rights in the Middle East and North Africa. Review of 2018. Abrufbar unter: <https://www.ecoi.net/en/file/local/2003684/MDE2499032019ENGLISH.pdf> (Stand: 13.05.2019).
- Anderson, Benedict (1983): Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London: Verso.
- Angermüller, Johannes (2007): Nach dem Strukturalismus. Theoriediskurs und intellektuelles Feld in Frankreich. Bielefeld: transcript.
- Arendt, Hannah (2016): Wir Flüchtlinge. Mit einem Essay von Thomas Meyer. Ditzingen: Reclam Verlag.

- Aroche, Jorge/Coello, Mariano (2016): Das komplexe Wechselspiel zwischen Bindung, Kultur und Flüchtlingstrauma – eine Herausforderung für die klinische Praxis. In: Brisch, Karl Heinz (Hg.): *Bindung und Migration*. Stuttgart: Klett-Cotta Fachbuch, S. 129-159.
- Asseburg, Muriel (2013): Ziviler Protest, Aufstand, Bürgerkrieg und Zukunftsaussichten. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): *APuZ. Aus Politik und Zeitgeschichte. Syrien*. 63. Jahrgang, Heft 8, S. 11-15.
- Attia, Iman (2009): *Die »westliche Kultur« und ihr Anderes. Zur Dekonstruktion von Orientalismus und antimuslimischem Rassismus*. Bielefeld: transcript.
- Austrian Centre for Country of Origin and Asylum Research and Documentation (ACCORD) (2011): *Nigeria. Traditionelle Religion, Okkultismus, Hexerei und Geheimgesellschaften*. Wien: Österreichisches Rotes Kreuz.
- Bade, Klaus (2015): Zur Karriere abschätziger Begriffe in der deutschen Asylpolitik. Ein Essay. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): *APuZ. Aus Politik und Zeitgeschichte. Flucht und Asyl*. 65. Jahrgang, Heft 25, S. 3-8.
- Balibar, Étienne (1992): Gibt es einen »Neo-Rassismus«? In: Balibar, Étienne/Immanuel, Wallerstein (Hg.): *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*. Berlin/Hamburg: Argument Verlag, S. 23-39.
- Bank, André/Becker, Carmen (2004): Syrien unter Baschar al-Assad. Strukturen und Herausforderungen. In: INAMO – Informationsprojekt Naher und Mittlerer Osten. 10. Jahrgang, Heft 40, S. 4-9.
- Barbero, Iker (2012): *Legitimizing Immigration Regimes in the European Union*. Abrufbar unter: <https://www.opendemocracy.net/iker-barbero/legitimizing-immigration-regimes-in-european-union> (Stand: 15.08.2018).
- Bartels, Inken (2017): *Die Externalisierung der humanitären Grenze*. Abrufbar unter: <http://journals.openedition.org/trajecitoires/2372> (Stand: 26.11.2018).
- Barthes, Roland (2012): *Mythen des Alltags*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Bauman, Zygmunt (1998): *Globalization. The Human Consequences*. New York: Columbia Univ. Press.
- Bauman, Zygmunt (1999): *Unbehagen in der Postmoderne*, Hamburg: Hamburger Edition.
- Beck, Ulrich (1997): *Was ist Globalisierung?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Beck, Ulrich (2004): *Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

- Beck, Ulrich (2007): Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Beck, Ulrich (2017): Die Metamorphose der Welt. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Beck, Ulrich (2008): Jenseits von Klasse und Nation. Individualisierung und Transnationalisierung sozialer Ungleichheiten. In: Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung. 59. Jahrgang, Heft 1, S. 301-325.
- Beck, Ulrich (2012): Globale Ungleichheit und Menschenrechte. Eine kosmopolitische Perspektive. In: Beck, Gerald/Kropp, Cordula (Hg.): Gesellschaft innovativ. Wer sind die Akteure? Wiesbaden: Springer Verlag, S. 273-297.
- Beck, Ulrich/Grande, Edgar (2010): Jenseits des methodologischen Nationalismus. Außereuropäische und europäische Variationen der Zweiten Moderne. In: Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung. 61. Jahrgang, Heft 3/4, S. 187-216.
- Becker, Jörg (2010): Der weltweite TV-Markt. Amerikanisierung oder Regionalisierung? In: Österreichisches Studienzentrum für Frieden und Konfliktlösung (Hg.): Demokratie im globalen Wandel. Eine Welt im demokratischen Aufbruch? Berlin/Wien: LIT Verlag, S. 120-138.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2004): Wir und die Anderen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Benedikt, Clemens (2004): Diskursive Konstruktion Europas. Migration und Entwicklungspolitik im Prozess der Europäisierung. Frankfurt a.M.: Brandes und Apsel Verlag.
- Benz, Martina/Schwenken, Helen (2005): Jenseits von Autonomie und Kontrolle. Migration als eigensinnige Praxis. In: PROKLA. Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft. Migration. 35. Jahrgang, Heft 3, S. 363-377.
- Biakowski, André/Halotta, Martin/Schöne, Thilo (2016): Zwischen Kommen und Bleiben. Ein gesellschaftlicher Querschnitt zur Flüchtlingspolitik. Berlin: Friedrich Ebert Stiftung.
- Bitterli, Urs (2004): Die »Wilden« und die »Zivilisierten«. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung. München: C. H. Beck.
- Bojadžijev, Manuela/Karakayalı, Serhat (2007): Autonomie der Migration. 10 Thesen zu einer Methode. In: Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.): Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas. Bielefeld: transcript, S. 203-211.
- Bojadžijev, Manuela/Römhild, Regina (2015): Was kommt nach dem »transnational turn«? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung.

- In: Berliner Blätter. Ethnografische und ethnologische Beiträge. Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung. 65. Jahrgang, S. 10-24.
- Borri, Giulia/Fontanari, Elena (2015): Lampedusa in Berlin. (Im)Mobilität innerhalb des europäischen Grenzregimes. In: Peripherie. Politik, Ökonomie, Kultur. Schwerpunkt: Dis-Placement: Flüchtlinge zwischen Orten. 35. Jahrgang, Heft 138/139, S. 193-211.
- Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu, Pierre (1998): Die biographische Illusion. In: Bourdieu, Pierre (Hg.): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 75-82.
- Bourdieu, Pierre (2010): Verstehen. In: Bourdieu, Pierre (Hg.): Das Elend der Welt. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 393-427.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J.D. (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Böhmer, Anselm (2016): Bildung als Integrationstechnologie? Neue Konzepte für die Bildungsarbeit mit Geflüchteten. Bielefeld: transcript.
- Brand, Ulrich/Wissen, Markus (2017): Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Menschen und Natur im globalen Kapitalismus. München: Oekom Verlag.
- Brücker, Herbert/Kunert, Astrid/Mangold, Ulrike/Kalusche, Barbara/Siegert, Manuel/Schupp, Jürgen (2016): Geflüchtete Menschen in Deutschland – eine qualitative Befragung. IAB-Forschungsbericht.
- Bublitz, Hannelore (1999): Diskursanalyse als Gesellschafts-»Theorie«. »Diagnostik« historischer Praktiken am Beispiel der »Kulturkrisen« – Semantik und der Geschlechterordnung um die Jahrhundertwende. In: Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea/Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hg.): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag, S. 22-49.
- Bublitz, Hannelore (2011): Differenz und Integration. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Regelstrukturen sozialer Wirklichkeit. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 245-283.
- Bührmann, Andrea D./Schneider, Werner (2008): Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld: transcript.

- Bukow, Wolf-Dietrich (2018): Biographieforschung und Systemtheorie. Eine Verhältnisbestimmung. In: Lutz, Helma/Schiebel, Martina/Tuider, Elisabeth (Hg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 75-89.
- Bukow, Wolf-Dietrich/Nikodem, Claudia/Schulze, Erika/Yıldız, Erol (2007): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen. In: Bukow, Wolf-Dietrich/Nikodem, Claudia/Schulze, Erika/Yıldız, Erol (Hg.): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 11-29.
- Bukow, Wolf-Dietrich/Ottersbach, Markus/Tuider, Elisabeth/Yıldız, Erol (2006): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. In: Bukow, Wolf-Dietrich/Ottersbach, Markus/Tuider, Elisabeth/Yıldız, Erol (Hg.): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9-19.
- Bundeszentrale für politische Bildung (2009): Proteste nach Wahlen in Iran. Abrufbar unter: www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/69373/praesidentschaftswahlen-in-iran-12-06-2009 (Stand: 16.04.2019)
- Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) (2015): Der Erste Golfkrieg (1980-1988). Abrufbar unter: <https://www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/212301/erster-golfkrieg> (Stand 30.03.2019).
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Butler, Judith (2003): Kritik der ethischen Gewalt. Adorno Vorlesungen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Butler, Judith (2006): Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Butler, Judith (1993): Kontingente Grundlagen. Der Feminismus und die Frage der »Postmoderne«. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (Hg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 31-58.
- Castro Varela, Maria do Mar (2008): Was heißt hier Integration?: Integrationsdiskurse und Integrationsregime. In: Landeshauptstadt München Sozialreferat (Hg.): Fachtagung: Alle anders – alle gleich? Was heißt hier Identität? Was heißt hier Integration? Dokumentation. München: Landeshauptstadt München, S. 77-89.

- Castro Varela, Maria do Mar (2015): »Das Leiden ›Anderer‹ betrachten.« Flucht, Solidarität und Postkoloniale Soziale Arbeit. Vortrag am 27.11.2015 im Rahmen des 39. Tübinger Sozialpädagogiktages. Abrufbar unter: [https://www.rassismuskritik-bw.de/das-leiden-anderer-betrachten/\(Stand: 20.11.2018\)](https://www.rassismuskritik-bw.de/das-leiden-anderer-betrachten/(Stand: 20.11.2018)).
- Castro Varela, Maria do Mar (2016): »Die Kolonialisierung wurde auch mit der Frauenbefreiung begründet.« Erschienen in: Der Standard online. Abrufbar unter: <https://derstandard.at/2000033567915/Die-Kolonialisierung-wurde-auch-mit-der-Frauenbefreiung-begrueudet> (Stand: 11.12.2018).
- Castro Varela, Maria do Mar/Dhawan, Nikita (2007): Migration und die Politik der Repräsentation. In: Broden, Anne/Mecheril, Paul (Hg.): Repräsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft. Düsseldorf: IDA-NRW. Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung in NRW, S. 29-47.
- Castro Varela, Maria do Mar/Dhawan, Nikita (2012): Postkolonialer Feminismus und die Kunst der Selbstkritik. In: Steyerl, Hito/Rodriguez, Encarnacion Gutierrez (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Münster: Unrast-Verlag, S. 270-291.
- Castro Varela, Maria do Mar/Mecheril, Paul (2016): Die Dämonisierung des Anderen. Einleitende Bemerkungen. In: Castro Varela, María do Mar/Mecheril, Paul (Hg.): Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld: transcript, S. 7-21.
- Clarke, Adele E. (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Cox, Robert (1981): Soziale Kräfte, Staaten und Weltordnungen. Jenseits der Theorie Internationaler Beziehungen. In: Cox, Robert (Hg.): Weltordnung und Hegemonie – Grundlagen der »Internationalen Politischen Ökonomie«, FEI-Studie 11, Marburg: Forschungsgruppe Europäische Integration, S. 28-68.
- Cuttitta, Paolo (2010): Das europäische Grenzregime. Dynamiken und Wechselwirkungen. In: Hess, Sabine/Kasperek, Bernd (Hg.): Grenzregime. Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa. Hamburg: Assoziation A, S. 23-43.
- Cuttitta, Paolo (2017): Zwischen De- und Repolitisierung. Nichtstaatliche Search and Rescue-Akteure an der EU-Mittelmeergrenze. In: Hess, Sabine/Kasperek, Bernd/Kron, Stefanie/Rodatz, Mathias/Schwertl, Maria/Sontowski, Simon (Hg.): Der lange Sommer der Migration. Grenzregime III. Berlin: Assoziation A, S. 115-126.

- Daase, Christopher (2014): Was ist Widerstand? Zum Wandel von Opposition und Dissidenz. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): APuZ. Aus Politik und Zeitgeschichte. Widerstand. 64. Jahrgang, Heft 27, S. 3-9.
- Dausien Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat Verlag.
- Dausien, Bettina/Mecheril, Paul (2006): Normalität und Biographie. Anmerkungen aus migrationswissenschaftlicher Sicht. In: Bukow, Wolf-Dietrich/Ottersbach, Markus/Tuider, Elisabeth/Yıldız, Erol (Hg.): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 155-175.
- De Genova, Nicholas (Hg.) (2017): The Borders of »Europe«: Autonomy of Migration, Tactics of Bordering. Durham.
- De Schutter, Liesbeth/Lutter, Stephan (2016): Der wahre Preis unseres Konsums. Der Land-Fußabdruck der EU. Abgerufen unter: https://www.global2000.at/sites/global/files/Land_Fussabdruck_2016.pdf (Stand: 03.08.2018).
- Degiorgis Nicolò (2015): »Menschen haben keine Wurzeln, sondern Beine.« Nicolò Degiorgis über unsere Welt. Abgerufen unter: <http://franzmagazine.com/2015/10/21/menschen-haben-keine-wurzeln-sondern-beine-nicolo-degiorgis-ueber-unsere-welt/> (Stand: 01.05.2018).
- Dhawan, Nikita/Castro Varela, Maria do Mar (2007): Migration und die Politik der Repräsentation. In: Broden, Anne/Mecheril, Paul (Hg.): Repräsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft. Düsseldorf: IDA-NRW. Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeit in NRW, S. 29-47.
- Dietz, Kristina/Brunnengräber, Achim (2008): Das Klima in den Nord-Süd-Beziehungen. In: Peripherie. Politik, Ökonomie, Kultur. Schwerpunkt: Klima – Politik und Profit. 28. Jahrgang, Heft 112, S. 400-428.
- Drüeke, Ricarda/Klaus, Elisabeth (2016): »Wir« und die »Anderen«. Bilder von Geflüchteten in der österreichischen Printberichterstattung. In: TelevIZion. 29. Jahrgang, Heft 2, S. 21-23.
- Dünnwald, Stephan (2015): Remote Control? Europäisches Migrationsmanagement in Mauretanien und Mali. In: Movements. Journal für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung. Abrufbar unter: <http://movements-journal.org/issues/01.grenzregime/02.einleitung.html> (Stand: 14.08.2018).

- Ehrhart, Hans-Georg (2014): Russlands unkonventioneller Krieg in der Ukraine. Zum Wandel kollektiver Gewalt. In: APuZ. Aus Politik und Zeitgeschichte. Bundeszentrale für politische Bildung. Ukraine, Russland, Europa. 64. Jahrgang, Heft 47-48, S. 26-31.
- Endres, de Oliveira Pauline (2016): Legaler Zugang zu internationalem Schutz – Zur Gretchenfrage im Flüchtlingsrecht, Kritische Justiz, Heft 2, S. 2-14.
- Engler, Marcus (2016): Europäische Flüchtlingspolitik: Drei Schritte vor und zwei zurück. In: Religion & Gesellschaft in Ost und West, 1.
- Ewald, François (1978): Einleitung. Foucault – Ein vagabundierendes Denken. In: Foucault, Michel: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve Verlag, S. 7-20.
- Falch, Bernhard (2017): Queer Refugees. Erzählungen vom dunklen Ende des Regenbogens. Sexuelle Identität und repressive Heteronormativität als Fluchtgrund. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Innsbruck.
- Fassin, Didier (2012): Humanitarian Reason: A Moral History of the Present. Berkeley: University of California Press.
- Fassin, Didier (2007): Humanitarianism. A Nongovernmental Government. In: Feher, Michel (Hg.): Non-governmental Politics. New York: Zone Books, S. 149-159.
- Fischer, Jörg/Graßhoff, Gunther (2016): Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. »In erster Linie Kinder und Jugendliche«. 1. Sonderband Sozialmagazin. Weinheim: Beltz Juventa.
- Fischer, Thomas/Goebel, Simon/Kießling, Friedrich/Treiber, Angela (2018): Einleitung. In: Fischer, Thomas/Goebel, Simon/Kießling, Friedrich/Treiber, Angela (Hg.): FluchtMigration und gesellschaftliche Transformationsprozesse. Transdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 1-19.
- Flick, Uwe/Von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (2008): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, Uwe/Von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg: Rowohlt, S. 13-30.
- Foucault, Michel (1976): Die Mikrophysik der Macht. Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin. Berlin: Merve Verlag.
- Foucault, Michel (1977): Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Foucault, Michel (1978a): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

- Foucault, Michel (1978b): Historisches Wissen der Kämpfe und Macht. Vorlesung vom 7. Januar 1976. In: Foucault, Michel (Hg.): *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve Verlag, S. 55-74.
- Foucault, Michel (1978c): Wahrheit und Macht. Interview mit A. Fontana u. P. Pasquino. In: Foucault, Michel: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve Verlag, S. 21-54.
- Foucault, Michel (1981): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Foucault, Michel (1986): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Foucault, Michel (1987): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (Hg.): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Frankfurt a.M.: Athenäum Verlag, S. 243-261.
- Foucault, Michel (1991): Die Ordnung des Diskurses: Inauguralvorlesung am Collège de France – 2. Dezember 1970. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Foucault, Michel (1992): *Was ist Kritik?* Berlin: Merve Verlag.
- Foucault, Michel (1994): *Überwachungen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Foucault, Michel (1995): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Frank, Michael C. (2012): Diskurs, Diskontinuität und historisches Apriori. Michel Foucaults »Die Ordnung der Dinge«, »Archäologie des Wissens« und »Die Ordnung des Diskurses«. In: Reuter, Julia/Karentzos, Alexandra (Hg.): *Schlüsselwerke der Postcolonial Studies*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 39-51.
- Frieze, Heidrun (2017): *Flüchtlinge. Opfer – Bedrohung – Helden. Zur politischen Imagination des Fremden*. Bielefeld: transcript.
- Gatrell, Peter (2015): *The Making of The Modern Refugee*. Oxford: Oxford University Press.
- Geisen, Thomas (2015): Lebensstrategien von Familien im Kontext von Arbeit und Migration. Ein Beitrag zu einer subjektorientierten Migrationsforschung. In: Geisen, Thomas/Ottersbach, Markus (Hg.): *Arbeit, Migration und Soziale Arbeit. Prozesse der Marginalisierung in modernen Arbeitsgesellschaften*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 109-140.
- Gensluckner, Lisa (2016): »Silvesternacht in Köln« oder: Wann reden »wir« über »uns«? Erschienen in: *IM Blog – Der politische Blog der Initiative*

- Minderheiten. Abrufbar unter: <https://www.imblog.at/silvesternacht-in-koeln-oder-wann-reden-wir-ueber-uns/> (Stand: 11.12.2018).
- Gensluckner, Lisa (2017): (Un-)Sicherheit, Gefahrenkonstruktion und Angstproduktion: eine Diskursanalyse zur »Nordafrikaner-Szene« in Innsbruck. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Innsbruck.
- Gibney, Matthew J. (2013): Is Deportation a Form of Forced Migration? In: *Refugee Survey Quarterly*, Volume 32, Issue 2, S. 116-129.
- Glaser, Barney/Strauss, Anselm L. (1967): *The Discovery of Grounded Theory*. Chicago: Aldine.
- Glokal e.V. (2012): Mit kolonialen Grüßen ... Berichte und Erzählungen von Auslandsaufenthalten rassistisch kritisch betrachtet. Eine Broschüre von glokal. Abrufbar unter: <https://www.glokal.org/wp-content/uploads/2011/05/BroschuereReiseberichteundRassismus.pdf> (Stand: 02.08.2018).
- Goffman, Erving (1973): *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Greenpeace (2012): Plündern um jeden Preis. EU-Fischfang vor Westafrika. Abrufbar unter: <https://www.greenpeace.de/files/20120227-Ueberfischung-Westafrika-mit-Steuersubventionen.pdf> (Stand: 06.08.2018).
- Griese, Hartmut M. (1984a): Kritisch-exemplarische Überlegungen zur Situation und Funktion der Ausländerforschung und einer verstehenden Ausländerpädagogik. In: Griese, Hartmut M. (Hg.): *Der gläserne Fremde. Bilanz und Kritik der Gastarbeiterforschung und der Ausländerpädagogik*. Opladen: Leske + Budrich, S. 43-58.
- Griese, Hartmut M. (1984b): Vorwort und Einleitung. Zur Entstehung des Bandes, »Ausländerpädagogik«, Inhalt und Fragen. Wem nützt das Ganze? In: Griese, Hartmut M. (Hg.): *Der gläserne Fremde. Bilanz und Kritik der Gastarbeiterforschung und Ausländerpädagogik*. Leverkusen: Leske + Budrich, S. 5-16.
- Grossberg, Lawrence (1999): Was sind Cultural Studies? In: Hörning, Karl H./Winter, Rainer (Hg.): *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 43-83.
- Günther, Marga (2009): *Adoleszenz und Migration. Adoleszenzverläufe weiblicher und männlicher Bildungsmigranten aus Westafrika*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ha, Kein Nghi (2007): Postkoloniale Kritik und Migration. Eine Annäherung. In: Ha, Kein Nghi/Mysorekar, Sheila (Hg.): *Re/vision. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast Verlag, S. 41-53

- Hajek, Peter (2016): Medienanalyse zur Flüchtlingsthematik. Analysezeiträume zwischen August 2015 und Juli 2016. Wien: ÖIF. Abrufbar unter: [https://www.integrationsfonds.at/publikationen/medienanalyse-zur-fluechtlingsthematik/\(Stand: 06.12.2018\)](https://www.integrationsfonds.at/publikationen/medienanalyse-zur-fluechtlingsthematik/(Stand: 06.12.2018)).
- Hall, Stuart (1994): Der Westen und der Rest. Diskurs und Macht. In: Hall, Stuart: Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg: Argument Verlag, S. 137-179.
- Hall, Stuart (1997): Wann war »der Postkolonialismus«? Denken an der Grenze. In: Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin/Steffen, Therese (Hg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg, S. 219-246.
- Hall, Stuart (2004a): Das Spektakel der Anderen. In: Koivisto, Juha/Merkens, Andreas (Hg.): Hall, Stuart: Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg: Argument Verlag, 108-166.
- Hall, Stuart (2004b): Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg: Argument Verlag.
- Haraway, Donna (1995): Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Haraway, Donna (Hg.): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag, S. 73-97.
- HAYS (2016): Integration von Flüchtlingen in den deutschen Arbeitsmarkt. Abrufbar unter: <https://www.hays.de/documents/10192/118775/hays-studie-fluechtlinge-unternehmen.pdf/93e1a902-232f-4f8c-a760-ado8836b1c6d> (Stand: 29.09.2017).
- Hemmelmann, Petra/Wegner, Susanne (2016): Flüchtlingsdebatte im Spiegel von Medien und Parteien. In: *Communicatio Socialis. Zeitschrift für Medienethik und Kommunikation in Kirche und Gesellschaft*. 49. Jahrgang, Heft 1, S. 21-38.
- Hess, Sabine/Heimeshoff, Lisa-Maria/Kron, Stefanie/Schwenken, Helen/Trzeciak, Miriam (2014): Einleitung. In: Hess, Sabine/Heimeshoff, Lisa-Maria/Kron, Stefanie/Schwenken, Helen/Trzeciak, Miriam (Hg.): Grenzregime II. Migration, Kontrolle, Wissen. Transnationale Perspektiven. Berlin/Hamburg: Assoziation A, S. 9-41.
- Hess, Sabine/Kasperek, Bernd/Kron, Stefanie/Radatz, Mathias/Schwertl, Maria/Sontowski, Simon (2017): Der lange Sommer der Migration. Krise, Konstruktion und ungewisse Zukunft des europäischen Grenzregimes. In: Hess, Sabine/Kasperek, Bernd/Kron, Stefanie/Radatz, Mathias/Schwertl,

- Maria/Sontowski, Simon (Hg.): Der lange Sommer der Migration. Grenzregime III. Berlin/Hamburg: Assoziation A, S. 6-25.
- Hess, Sabine/Kasperek, Bernd/Schwertl, Maria/Sontowski, Simon (2015): Europäisches Grenzregime. Einleitung zur ersten Ausgabe. In: *Movements. Journal für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung*. Abrufbar unter: <https://movements-journal.org/issues/01.grenzregime/02.einleitung.pdf> (Stand: 15.08.2018).
- Hess, Sabine/Tsianos, Vassilis (2004): »Killing me softly?«: »Festung Europa« oder Grenzregime als soziales Kräfteverhältnis? Europäisierung der Migrations- und Grenzpolitik. Vortrag bei der Heinrich Böll Stiftung Hessen e.V. in Frankfurt a.M. am 7.12.2004. Abrufbar unter: https://www.boell-hessen.de/archivseite/pol/Hess23_03-05.pdf (Stand: 22.01.2019).
- Hirschauer, Stefan (2014): Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. In: *Zeitschrift für Soziologie*. 43. Jahrgang, Heft 3, S. 170-191.
- Holzkamp, Klaus (1983): *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Holzkamp, Klaus (1997): *Schriften I. Normierung, Ausgrenzung, Widerstand*. Hamburg/Berlin: Argument Verlag.
- Holzkamp, Klaus (1990): Worauf bezieht sich das Begriffspaar »restriktive/verallgemeinerte Handlungsfähigkeit«? Zu Maretskys vorstehenden »Anmerkungen«. In: Holzkamp, Klaus (Hg.): *Selbstbestimmung und Methode, Kontroverse um Handlungsfähigkeit*. Forschung – Praxis – Politik. Hamburg: Argument Verlag, S. 35-45.
- Horn, Eva (2002): Der Flüchtling. In: Horn, Eva/Kaufmann, Stefan/Bröckling, Ulrich (Hg.): *Grenzverletzer. Von Schmugglern, Spionen und anderen subversiven Gestalten*. Berlin: Kadmos, S. 23-40.
- Human Rights Watch (2017): *World Report. Events of 2017*. Abrufbar unter: https://www.hrw.org/sites/default/files/world_report_download/201801world_report_web.pdf (Stand: 16.04.2019).
- Human Rights Watch (2019): *World Report. Events of 2018*. Abrufbar unter: https://www.hrw.org/sites/default/files/world_report_download/hrw_world_report_2019.pdf (Stand: 13.05.2019).
- IRB-Immigration and Refugee Board of Canada (2005): *Nigeria. Prevalence of Ritual Murder and Human Sacrifice and Reaction by Government Authorities (March 2000 – July 2005)*. Abrufbar unter: www.refworld.org/docid/440ed7372.html (Stand: 12.03.2019).

- Iz3w (2005): Debatte. Eine Frage der Rangordnung. Streitgespräch zwischen »Kanak Attak« und »Karawane« über unterschiedliche Ansätze antirassistischer Politik. In: Informationszentrum 3. Welt – iz3w. Vom Leiden mit den Kulturen. Realitäten des Multikulturalismus. Ausgabe 284, S. 18-20.
- Jäger, Margarete/Jäger, Siegfried (2007): Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jäger, Margarete/Wamper, Regina (2017): Von der Willkommenskultur zur Notstandsstimmung. Der Fluchtdiskurs in deutschen Medien 2015 und 2016. Duisburg: Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung. Abrufbar unter: www.diss-duisburg.de/2017/02/pdf-broschuere-von-der-willkommenskultur-zur-notstandsstimmung/(Stand: 04.12.2018).
- Jäger, Siegfried (2009): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Duisburg: Edition DISS.
- Jäger, Siegfried (2011): Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 91-124.
- Jäger, Siegfried/Zimmermann, Jens (Hg.) (2010): Lexikon kritischer Diskursanalyse. Eine Werkzeugkiste. Münster: Unrast Verlag.
- Kappeler, Andreas (2015): Die Ukraine – ein Land zwischen West und Ost. Info aktuell. Informationen zur politischen Bildung. Bundeszentrale für politische Bildung. Abrufbar unter: <https://www.bpb.de/izpb/209717/die-ukraine-ein-land-zwischen-west-und-ost> (Stand: 07.05.2015).
- Karakayalı, Serhat/Tsianos, Vassilis (2005): Mapping the Order of New Migration. Undokumentierte Arbeit und die Autonomie der Migration. In: Peripherie. Politik, Ökonomie, Kultur. Schwerpunkt: Weltmarkt für Arbeitskräfte. 25. Jahrgang, Heft 97/98, S. 35-65.
- Karakayalı, Serhat/Tsianos, Vassilis (2007): Movements that matter. Eine Einleitung. In: Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.): Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas. Bielefeld: transcript, S. 7-23.
- Kasperek, Bernd/Tsianos, Vassilis (2015): Zur Krise des europäischen Grenzregimes. Eine regimetheoretische Annäherung. In: Widersprüche – Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich. 35. Jahrgang, Heft 138/4, S. 8-22.

- Kaufmann, Jean-Claude (2015): Das verstehende Interview. Theorie und Praxis. München: UVK Verlagsgesellschaft.
- Keller, Reiner (2007): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kerner, Ina (2012): Postkoloniale Theorie zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag.
- Kleist, Olaf (2018): Flucht- und Flüchtlingsforschung in Deutschland. Akteure, Themen und Strukturen. State of Research Paper 01, Verbundprojekt »Flucht: Forschung und Transfer«. Osnabrück: Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück/Bonn: Internationales Konversionszentrum Bonn (BICC).
- Kratzmann, Katerina (2016): Resettlement und das humanitäre Aufnahmeprogramm in Österreich. Abrufbar unter: http://medienservicestelle.at/migration_bewegt/wp-content/uploads/2016/08/Studie_IOM_HAP_in_Oesterreich.pdf (Stand: 29.09.2017).
- Krause, Ulrike (2016): It Seems You Don't Have Identity, You Don't Belong. Reflexionen über das Flüchtlingslabel und dessen Implikationen. In: Zeitschrift für Internationale Beziehungen. 23. Jahrgang, Heft 11, S. 8-37.
- Krause, Ulrike (2017): Die Flüchtlinge – der Flüchtling als Frau. Genderreflexiver Zugang. In: Ghaderi, Cinur/Eppenstein, Thomas (Hg.): Flüchtlinge. Multiperspektivische Zugänge. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 79-95.
- Krauss, Hartmut (2002): Das umstrittene Subjekt der »Post-Moderne«. In: Kopp, Hermann/Seppmann, Werner (Hg.): Gescheiterte Moderne? Zur Ideologiekritik des Postmodernismus. Hamburg/Berlin: Argument Verlag, S. 11-54.
- Kumoll, Karsten (2009): Strategie. In: Fröhlich, Gerhard (Hg.): Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Meltzer, S. 225-227.
- Leiprecht, Rudolf (2001): Alltagsrassismus. Eine Untersuchung bei Jugendlichen in Deutschland und den Niederlanden. Köln/Münster: Waxmann.
- Leiprecht, Rudolf (2005): Rassismen (nicht nur) bei Jugendlichen. Beiträge zu Rassismusforschung und Rassismusprävention. Abrufbar unter: https://www.uni-oldenburg.de/fileadmin/user_upload/paedagogik/personen/rudolf.leiprecht/LeipRassismJugendNeu.pdf (Stand: 09.06.2018).
- Leiprecht, Rudolf (2014): Subjektformierungen in der Migrationsgesellschaft. Gehirn, Körper, Sprache und Diskurs im subjektiven Möglichkeitsraum. In: Mecheril, Paul (Hg.): Subjektbildung. Interdisziplinäre Analysen der Migrationsgesellschaft. Bielefeld: transcript, S. 253-271.

- Lessenich, Stephan (2016): *Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis*. Berlin: Hanser Literaturverlag.
- Link, Jürgen (2016): Die Massenflucht zwischen Denormalisierung, Normalisierung und transnormalistischen Alternativen. In: DISS-Journal. Zeitschrift des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung. Abrufbar unter: www.diss-duisburg.de/download/dissjournal-dl/DISS-Journal-31-2016.pdf (Stand: 30.11.2018).
- Ludwig, Bernadette (2016): »Wiping the Refugee Dust from My Feet«: Advantages and Burdens of Refugee Status and the Refugee Label. In: *International Migration*. Volume 54, Issue 1, S. 5-18.
- Luhmann, Niklas (2009): *Die Realität der Massenmedien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lutz Helma (2010): Biographieforschung im Lichte postkolonialer Theorien. In: Reuter, Julia/Villa, Paula-Irene (Hg.): *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Interventionen*. Bielefeld: transcript, S. 115-137.
- Lutz, Helma/Davis, Kathy (2005): Geschlechterforschung und Biographieforschung. Intersektionalität als biographische Ressource am Beispiel einer außergewöhnlichen Frau. In: Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 228-247.
- Lutz, Helma/Wenning, Norbert (2001): Differenzen über Differenz. Einführung in die Debatte. In: Lutz, Helma/Wenning, Norbert (Hg.): *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich, S. 11-24.
- Malkki, Liisa (1996): Speechless Emissaries. Refugees, Humanitarianism, and Dehistoricization. In: *Cultural Anthropology*. Volume 11, Issue 3, S. 377-404. Abrufbar unter: www.jstor.org/stable/656300?seq=1#page_scan_tab_contents (Stand: 04.12.2018)
- Mecheril, Paul (2007): Die Normalität des Rassismus. In: IDA-NRW (Hg.): *Normalität und Alltäglichkeit des Rassismus*. Abrufbar unter: https://www.ida-nrw.de/fileadmin/user_upload/ueberblick/Ueberblick_2_07.pdf (Stand: 11.06.2018).
- Mecheril, Paul (2011): *Wirklichkeit schaffen: Integration als Dispositiv – Essay*. In: APuZ. Aus Politik und Zeitgeschichte. 50 Jahre Anwerbeabkommen mit der Türkei. 61. Jahrgang, Heft 43, S. 49-54.
- Messerschmidt, Astrid (2016): *Nach Köln – sprechen über Sexismus und Rassismus*. Vortrag bei einer vom Netzwerk für Rassismuskritische Migrati-

- onspädagogik in Baden-Württemberg organisierten Veranstaltung an der Universität Tübingen am 28. Januar 2016. Abrufbar unter: [www.rassismuskritik-bw.de/\(Stand: 11.12.2018\)](http://www.rassismuskritik-bw.de/(Stand: 11.12.2018)).
- Messerschmidt, Astrid (2018): Migrationsgesellschaftliche Reflexivität im Kontext von Geschlechterverhältnissen. In: Blank, Beate/Göğercin, Süleyman/Sauer, Karin/Schramkowski, Barbara (Hg.): Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen – Konzepte – Handlungsfelder. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 379-387.
- Motakef, Mona (2014): Subjektposition. In: Wrana, Daniel (Hg.): DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung. Berlin: Suhrkamp Verlag, S. 394-395.
- Noack, Anna-Sophie (2016): Knast – Macht – Widerstand. Eine machtanalytische Annäherung an die Geschehnisse vom 28. Mai bis 01. Juni 1990 in der JVA Fuhlsbüttel. Berlin: Lit Verlag.
- Oels, Angela/Carvalho, Anabela (2012): Wer hat Angst vor »Klimaflüchtlingen«? Wie die mediale und politische Konstruktion des Klimawandels den politischen Handlungsspielraum strukturiert. In: Neverla, Irene/Schäfer, Mike S. (Hg.): Das Medien-Klima. Fragen und Befunde der kommunikationswissenschaftlichen Klimaforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 253-279.
- ÖIF (2018): Wertevermittlung: Breites Angebot des ÖIF. Abrufbar unter: [https://www.integrationsfonds.at/kurse/werte-und-orientierungskurse/werte-und-orientierungskurse/\(Stand: 28.11.2018\)](https://www.integrationsfonds.at/kurse/werte-und-orientierungskurse/werte-und-orientierungskurse/(Stand: 28.11.2018)).
- Pagenstecher, Cord (2012): »Das Boot ist voll.« Schreckensvision des vereinten Deutschland. In: Netzwerk MiRA (Hg.): Kritische Migrationsforschung? Da kann ja jedeR kommen, S. 123-136; Abrufbar unter: <https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/18546/mira.pdf?sequence=1&isAllowed=y> (Stand: 04.12.2018).
- Pallister-Wilkins, Polly (2015): The Humanitarian Politics of European Border Policing. Frontex and Border Police in Evros. In: International Political Sociology. Volume 9, Issue 1, S. 53-69.
- Perkowski, Nina (2016): Deaths, Interventions, Humanitarianism and Human Rights in the Mediterranean »Migration Crisis«. In: Mediterranean Politics. Volume 21, Issue 2, S. 331-335.
- Pollak, Alexander (2015): Vorwort. In: Peyrl, Johannes/Neugschwendtner, Thomas/Schmaus, Christian (Hg.): Fremdenrecht. Asyl – Ausländerbeschäftigungsgesetz – Einbürgerung – Einwanderung – Verwaltungsverfahren. Ratgeber. Wien: Verlag des ÖGB, S. 13-15.

- Pott, Andreas et al. (2016): Flucht: Forschung und Transfer. Flüchtlingsforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Abrufbar unter: https://flucht-forschung-transfer.de/wp-content/uploads/2018/04/ff_t_flyer_2017.pdf (Stand: 08.06.2019).
- Pries, Ludger (2008): Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Prüller, Michael (2016): Mobs aus dem Morgenland? Abrufbar unter: <https://diepresse.com/home/meinung/cultureclash/4901097/Mobs-aus-dem-Morgenland-?from=suche.intern.portal> (Stand: 10.12.2018).
- Randeria, Shalini (2013): Überzählig sind immer die Anderen. Die Anthropologin Shalini Randeria über die Aporien der Bevölkerungspolitik. Interview mit Shalini Randeria von Urs Hafner am 29.04.2013. Abrufbar unter: <https://www.nzz.ch/wissenschaft/bildung/ueberzaehlig-sind-immer-die-anderen-1.18072764> (Stand: 29.10.2018).
- Randeria, Shalini/Conrad, Sebastian (2002): Einleitung. Geteilte Geschichten. Europa in einer postkolonialen Welt. In: Randeria, Shalini/Conrad, Sebastian (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in der Geschichts- und Kulturwissenschaft. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 9-50.
- Randeria, Shalini/Eckert, Andreas (2009): Geteilte Globalisierung. In: Randeria, Shalini/Eckert, Andreas (Hg.): Vom Imperialismus zum Empire. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 9-37.
- Reckinger, Gilles (2018): Bittere Orangen. Ein neues Gesicht der Sklaverei in Europa. Wuppertal: Peter Hammer Verlag.
- Reckinger, Gilles (2014): Jenseits des Alarmismus. Lampedusa und die Notwendigkeit eingreifender Wissenschaft. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Band 117, Heft 3/4, S. 203-228.
- Reckinger, Carole/Reiners, Diana/Reckinger, Gilles (2013): Bittere Orangen. Die Obstplantagen Kalabriens und das europäische Grenzregime. In: forum für Politik, Gesellschaft und Kultur. Heft 330, S. 11-13.
- Reckwitz, Andreas (2008): Subjekt. Bielefeld: transcript.
- Rehbein, Boike/Saalmann, Gernot (2010): Feld (champ). In: Fröhlich Gerhard/Rehbein, Boike (Hg.): Bourdieu Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Verlag J.B. Metzler, S. 99-103.
- Reporter ohne Grenzen – RoG (2013): Pressemitteilung. Neue Bedrohungen für Journalisten in Syrien. Aktueller ROG-Bericht. Abrufbar

- unter: [www.rog.at/pm/neue_bedrohungen_fur_journalisten_in_syrien_-_aktueller_rog-bericht/\(Stand: 13.05.2019\)](http://www.rog.at/pm/neue_bedrohungen_fur_journalisten_in_syrien_-_aktueller_rog-bericht/(Stand: 13.05.2019)).
- Reporter ohne Grenzen – RoG (2019): Irak. Abrufbar unter: [https://www.reporter-ohne-grenzen.de/irak/\(Stand: 01.04.2019\)](https://www.reporter-ohne-grenzen.de/irak/(Stand: 01.04.2019)).
- Reuter, Julia (2002): Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden. Bielefeld: transcript.
- Riegel, Christine/Stauber, Barbara/Yıldız, Erol (2018): Überlegungen zur Konzeptionalisierung des Begriffes Lebensstrategie. Verschiebungen und Transkodierungen im Kontext hegemonialer Diskurs. In: Riegel, Christine/Stauber, Barbara/Yıldız, Erol (Hg.): LebensWegeStrategien. Familiäre Aushandlungsprozesse in der Migrationsgesellschaft. Berlin: Verlag Barbara Budrich, S. 17-26.
- Rohde, Achim (2018): Irak. Abrufbar unter: [https://www.bpb.de/international/weltweit/innerstaatliche-konflikte/54603/irak \(Stand: 30.03.2019\)](https://www.bpb.de/international/weltweit/innerstaatliche-konflikte/54603/irak (Stand: 30.03.2019)).
- Römhild, Regina (2015): Jenseits ethnischer Grenzen. Für eine postmigrantisches Kultur- und Gesellschaftsforschung. In: Yıldız, Erol/Hill, Marc (Hg.): Nach der Migration. Postmigrantisches Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld: transcript, S. 37-49.
- Rommelspacher, Birgit (2009): Was ist eigentlich Rassismus? In: Melter, Claus/Mecheril, Paul (Hg.): Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung. Schwalbach: Wochenschau Verlag, S. 25-38.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag.
- Rosenthal, Gabriele (2002): Biographische Forschung. In: Schaeffer, Doris/Müller-Mundt, Gabriele (Hg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle: Hans Huber Verlag, S. 221-232.
- Sahin-Klinserer, Nurcan (2012): Kulturelle Grenzüberschreitungen. Selbstbestimmte Lebensführung im deutsch-türkischen Raum. München: Inaugural-Dissertation. Abrufbar unter: [https://edoc.ub.uni-muenchen.de/14179/2/Sahin_Nurcan.pdf \(Stand: 04.01.2020\)](https://edoc.ub.uni-muenchen.de/14179/2/Sahin_Nurcan.pdf (Stand: 04.01.2020)).
- Said, Edward (1978): Orientalismus. Frankfurt a.M.: Ullstein.
- Said, Edward (1994): Kultur und Imperialismus. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.
- Said, Edward (1997): Götter, die keine sind. Der Ort des Intellektuellen. Frankfurt a.M.: Berlin Verlag.
- Said, Edward (2009): Orientalismus. Frankfurt a.M.: S. Fischer Wissenschaft.

- Sarasin, Philipp (2005): Michel Foucault zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag.
- Sassen, Saskia (2008): Territory, Authority, Rights. From Medieval to Global Assemblages. New York: Princeton University Press.
- Schacht, Frauke (2016): Zwischen Schwarz und Weiß gibt es viele Farben ... Eine kontrapunktische Perspektive auf den aktuellen Diskurs über geflüchtete Menschen. Unveröffentlichte Masterarbeit, Universität Innsbruck.
- Schacht, Frauke (2019): »So, we're civilized«. Eine kontrapunktische Perspektive auf die Flüchtlingskategorie. In: Böttcher, Alexander/Hill, Marc/Rotter, Anita/Schacht, Frauke/Wolf, Maria A./Yıldız, Erol (Hg.): Migration bewegt und bildet. Kontrapunktische Betrachtungen. Innsbruck: university press, S. 117-129.
- Scharathow, Wiebke (2014): Risiken des Widerstandes. Jugendliche und ihre Rassismuserfahrungen. Bielefeld: transcript.
- Scheibelhofer, Elisabeth (2011): Raumsensible Migrationsforschung. Methodologische Überlegungen und ihre empirische Relevanz für die Migrationssoziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Scheibelhofer, Paul (2016): Repräsentationen fremder Männlichkeit und die restriktive Bearbeitung der »Flüchtlingskrise«. In: Migrazine – Online Magazin von MigrantInnen für alle. Heft 1. Abrufbar unter: www.migrazine.at/artikel/repr-sentationen-fremder-m-nnlichkeit-und-die-restriktive-bearbeitung-der-fl-htlingskrise (Stand: 08.12.2018).
- Scheibelhofer, Paul (2018): Der fremd-gemachte Mann. Zur Konstruktion von Männlichkeiten im Migrationskontext. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Scherr, Albert (2013): Vorwort zur aktualisierten Neuausgabe. In: Willis, Paul (Hg.): Spaß am Widerstand. Learning to Labour. Hamburg: Argument Verlag, S. 5-11.
- Scherr, Albert/İnan, Çiğdem (2017): Flüchtlinge als gesellschaftliche Kategorien und als Konfliktfeld. Ein soziologischer Zugang. In: Ghaderi, Cinur/Eppenstein, Thomas (Hg.): Flüchtlinge. Multiperspektivische Zugänge. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 129-146.
- Scherr, Albert/Yüksel, Gökçen (2016): Vorwort. In: Scherr, Albert/Yüksel, Gökçen (Hg.): Flucht, Sozial Staat und Soziale Arbeit. Sonderheft 13. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. Lahnstein: Neue Praxis, S. 3-9.
- Scheuer, Andreas (2015): Scheuer zur Asylpolitik: »Können nicht die ganze Welt retten.« In: Passauer Neue Presse (Lokalteil) vom 20.07.2015.

- Abrufbar unter: www.pnp.de/region_und_lokal/stadt_und_landkreis_passau/passau_stadt/1749952_Scheuer-zur-Asylpolitik-Koennen-nicht-die-ganze-Welt-retten.html (Stand: 31.10.2018).
- Schiffauer, Werner (2017): Einleitung. Eine neue Bürgerbewegung. In: Schiffauer, Werner/Eilert, Anne/Rudloff, Marlene (Hg.): So schaffen wir das – eine Zivilgesellschaft im Aufbruch. 90 wegweisende Projekte mit Geflüchteten. Bielefeld: transcript, S. 13-36.
- Schmidt, Matthias (2015): Zwischen Moral und Skandal. Humanitarismus und Menschenrechte in der Migrations- und Grenzpolitik Marokkos. In: *Movements. Journal für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung*. 1. Jahrgang, Heft 1. Abrufbar unter: <http://movements-journal.org/issues/01.grenzregime/16.schmidt-moralskandal-marokko-humanitarismus-menschenrechte.html> (Stand: 27.11.2018).
- Schroeder, Joachim (2003): Umbruch und Bewältigung. Reflexionen zu einem widerständigen Kategorienpaar aus erziehungswissenschaftlicher Sicht. In: Neumann, Ursula/Niedrig, Heike/Schroeder, Joachim/Seukwa, Louis Henri (Hg.): Lernen am Rande der Gesellschaft. Bildungsinstitutionen im Spiegel von Flüchtlingsbiographien. Münster: Waxmann, S. 411-426.
- Schwab-Trapp, Michael (2006): Diskurs als soziologisches Konzept. Bausteine für eine soziologisch orientierte Diskursanalyse. In: Keller, Reiner/Hierse-land, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 263-287.
- Seier, Andrea (2001): Macht. In: Kleiner, Marcus (Hg.): Michel Foucault. Eine Einführung in sein Denken. Frankfurt/New York: Campus Verlag, S. 90-108.
- Seukwa, Louis Henri (2006): Der Habitus der Überlebenskunst. Zum Verhältnis von Kompetenz und Migration im Spiegel von Flüchtlingsbiographien. Münster: Waxmann.
- Seukwa, Louis Henri (2015): Flüchtlinge. Von der Kunst des Überlebens. Abrufbar unter: <https://www.dkjs.de/aktuell/meldung/news/fluechtlinge-von-der-kunst-des-ueberlebens/> (Stand 29.11.2018).
- Seukwa, Louis Henri/Niedrig, Heike (2010): Die Ordnung des Diskurses in der Flüchtlingskonstruktion. Eine postkoloniale Re-Lektüre. In: *Diskurs. Zeitschrift für Kindheits- und Jugendforschung*. 5. Jahrgang, Heft 2, S. 181-193.
- Spies, Tina (2010): Migration und Männlichkeit. Biographien junger Straffälliger im Diskurs. Bielefeld: transcript.

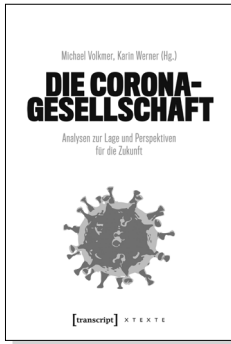
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2008): *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Verlag Turia + Kant.
- Steinberg, Guido (2014): *Der Islamische Staat im Irak und Syrien (ISIS)*. Abrufbar unter: <https://www.bpb.de/politik/extremismus/islamismus/190499/der-islamische-staat-im-irak-und-syrien-isis> (Stand: 01.04.2019).
- Steiner-Khamsi, Gita (1992): *Multikulturelle Bildungspolitik in der Postmoderne*. Opladen: Leske + Budrich.
- Strauss, Anselm L. (1994): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Wilhelm Fink.
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet (1996): *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Supik Linda (2005): *Dezentrierte Positionen. Stuart Halls Konzept der Identitätspolitik*. Bielefeld: transcript.
- Tabeling, Petra (2006): *Die Situation von Journalisten im Irak*. Abrufbar unter: https://www.deutschlandfunk.de/die-situation-von-journalisten-im-irak.761.de.html?dram:article_id=113804 (Stand: 01.04.2019).
- Täubig, Vicki (2009): *Totale Institution Asyl. Empirische Befunde zur alltäglichen Lebensführung in der organisierten Desintegration*. Weinheim: Juventa Verlag.
- Terkessidis, Mark (2000): *Migranten*. Hamburg: Rotbuch Verlag.
- Terkessidis, Mark (2004): *Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive*. Bielefeld: transcript.
- Thielen, Marc (2009): *Wo anders leben? Migration, Männlichkeit und Sexualität. Biografische Interviews mit iranischstämmigen Migranten in Deutschland*. Münster: Waxmann.
- Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.) (2007): *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*. Bielefeld: transcript.
- Trausch, Tilmann (2019): *Iran. Geschichte und Staat*. LIPortal. Das Länder-Informations-Portal. Abrufbar unter: <https://www.liportal.de/iran/geschichte-staat/> (Stand: 16.04.2019).
- Treibel, Anette (2011): *Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht*. Weinheim/München: Juventa-Verlag.
- UNEP (2016): *Global material Flows and Resource Productivity. Assessment Report for the UNEP International Resource Panel*. Abrufbar unter: https://wedocs.unep.org/bitstream/handle/20.500.11822/21557/global_material_flows_full_report_english.pdf?sequence=1&isAllowed=y (Stand: 03.08.2018).

- UNHCR (2014): Office of the United Nations High Commissioner for Human Rights: Report on the Human Rights Situation in Ukraine. Abrufbar unter: <https://www.ohchr.org/Documents/Countries/UA/HRMMUReport15June2014.pdf> (Stand: 08.05.2019)
- UNHCR (2015): Global Report. World of War. Abrufbar unter: www.unhcr.org/statistics/country/556725e69/unhcr-global-trends-2014.html (Stand: 09.11.2018).
- Von Grönheim, Hannah (2017): Solidarität bei geschlossenen Türen. Das Subjekt der Flucht zwischen diskursiven Konstruktionen und Gegenentwürfen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wacquant, Loïc (2006): Das Janusgesicht des Ghettos und andere Essays. Basel: Birkhäuser Verlag.
- Wakounig, Vladimir (2008): Der heimliche Lehrplan der Minderheitenbildung. Die zweisprachige Schule in Kärnten. Klagenfurt: DravaDiskurs.
- Wamper, Regina/Jäger, Margarete (2017): Verengungen, Verschiebungen und Auslassungen. Anmerkungen zum Fluchtdiskurs 2015/2016 in den Medien. In: Gruber, Bettina/Ratkovic, Viktorija (Hg.): Migration. Bildung. Frieden. Perspektiven für das Zusammenleben in der postmigrantischen Gesellschaft. Düsseldorf: Waxmann Verlag, S. 87-103.
- Wandler, Reiner (2015): Exklave Ceuta. 15 tote Flüchtlinge und keine Konsequenzen. Abrufbar unter: <https://derstandard.at/2000011425645/Exklave-Ceuta-15-tote-Fluechtlinge-und-keine-Konsequenzen> (Stand: 15.08.2018).
- Weiß, Anja (2017): Soziologie globaler Ungleichheiten. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Wimmen, Heiko (2011): Syriens langer Weg an den Rand des Abgrunds. Abrufbar unter: <https://www.bpb.de/internationales/afrika/arabischer-fruehling/52411/syrien> (Stand: 13.05.2019).
- Wimmer, Andreas/Glick-Schiller, Nina (2002): Methodological Nationalism and Beyond: Nation-State Building, Migration and the Social Sciences. In: Global Networks. Volume 2, Issue 4, S. 301-334.
- Winch, Peter (1966): Die Idee der Sozialwissenschaft und ihr Verhältnis zur Philosophie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Yıldız, Erol (2013): Die weltoffene Stadt. Wie Migration Globalisierung zum urbanen Alltag macht. Bielefeld: transcript.
- Yıldız, Erol (2006): Stigmatisierende Mediendiskurse in der kosmopolitanen Einwanderungsgesellschaft. In: Butterwegge, Christoph/Hentges, Gud-

- run (Hg.): Massenmedien, Migration und Integration. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 37-55.
- Yıldız, Erol (2009): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Von der hegemonialen Normalität zu den Niederungen des Alltags. In: Hess, Sabine/Binder, Jana/Moser, Johannes (Hg.): No Integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa. Bielefeld: transcript, S. 153-170.
- Yıldız, Erol (2016): Das strategische Geflecht von Migration, Ethnizität und Geschlecht. In: Gatt, Sabine/Hazibar, Kerstin/Sauermann, Verena/Preglau, Max/Ralser, Michaela (Hg.): Geschlechterverhältnisse der Migrationsgesellschaft. Repräsentationen, Kritik, Differenz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 29-45.
- Yıldız, Erol (2017a): Nach der Flucht. Vom Opferdiskurs zur (Über)Lebenskompetenz. Abrufbar unter: <https://www.imblog.at/nach-der-flucht-vom-opferdiskurs-zur-ueberlebenskompetenz/> (Stand: 04.01.2020).
- Yıldız, Erol (2017b): Postmigrantische Perspektiven auf Migration, Stadt und Urbanität. In: Geisen, Thomas/Riegel, Christine/Yıldız, Erol (Hg.): Migration, Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 19-35.
- Yıldız, Erol (2018): Vom methodologischen Orientalismus zur muslimischen Alltagspraxis. In: Sejdini, Zekirija (Hg.): Islam in Europa. Begegnung, Konflikte und Lösungen. Münster: Waxmann, S. 61-77.
- Yıldız, Erol/Hill, Marc (Hg.) (2015): Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Yıldız, Safiye (2009): Interkulturelle Erziehung und Pädagogik. Subjektivierung und Macht in den Ordnungen des nationalen Diskurses. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Yıldız, Miriam (2016b): Hybride Alltagswelten. Lebensstrategien und Diskriminierungserfahrungen Jugendlicher der 2. und 3. Generation aus Migrationsfamilien. Bielefeld: transcript.
- Zerr, Cristina Yurena (2015): Moments of Resistance. In: Migrazine. Online Magazin von Migrantinnen für Alle. Ein Projekt von Maiz. Ausgabe 1. Abrufbar unter: www.migrazine.at/artikel/moments-resistance#4 (Stand: 15.06.2018).
- Ziemen, Kerstin (2002): Das bislang ungeklärte Phänomen der Kompetenz. Kompetenzen von Eltern behinderter Kinder. Butzbach-Griedel: Afra-Verlag.

Zirfas, Jörg/Göhlich, Michael/Liebau, Eckart (2006): Transkulturalität und Pädagogik. Ergebnisse und Fragen. In: Zirfas, Jörg/Göhlich, Michael/Liebau, Eckart/Leonard, Hans-Walter (Hg.): Transkulturalität und Pädagogik. Interdisziplinäre Annäherungen an ein kulturwissenschaftliches Konzept und seine pädagogische Relevanz. Weinheim: Juventa Verlag, S. 185-195.

Soziologie



Michael Volkmer, Karin Werner (Hg.)

Die Corona-Gesellschaft

Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft

Juli 2020, 432 S., kart., 2 SW-Abbildungen

24,50 € (DE), 978-3-8376-5432-5

E-Book:

PDF: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5432-9

EPUB: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5432-5



Naika Foroutan

Die postmigrantische Gesellschaft

Ein Versprechen der pluralen Demokratie

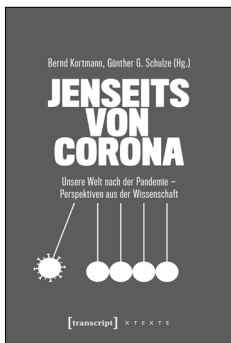
2019, 280 S., kart., 18 SW-Abbildungen

19,99 € (DE), 978-3-8376-4263-6

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4263-0

EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4263-6



Bernd Kortmann, Günther G. Schulze (Hg.)

Jenseits von Corona

Unsere Welt nach der Pandemie –
Perspektiven aus der Wissenschaft

September 2020, 320 S., 1 SW-Abbildung

22,50 € (DE), 978-3-8376-5517-9

E-Book:

PDF: 19,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5517-3

EPUB: 19,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5517-9

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Soziologie



Detlef Pollack

Das unzufriedene Volk

Protest und Ressentiment in Ostdeutschland
von der friedlichen Revolution bis heute

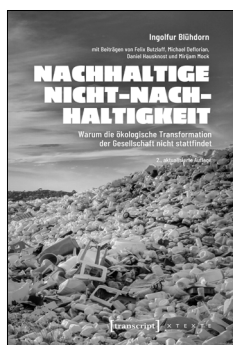
September 2020, 232 S., 6 SW-Abbildungen

20,00 € (DE), 978-3-8376-5238-3

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5238-7

EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5238-3



Ingolfur Blühdorn, Felix Butzlaff,

Michael Deflorian, Daniel Hausknost, Mirjam Mock

Nachhaltige Nicht-Nachhaltigkeit

Warum die ökologische Transformation der Gesellschaft
nicht stattfindet

Juni 2020, 350 S., kart.

20,00 € (DE), 978-3-8376-5442-4

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5442-8



Juliane Karakayali, Bernd Kasperek (Hg.)

movements.

**Journal for Critical Migration
and Border Regime Studies**

Jg. 4, Heft 2/2018

2019, 246 S., kart.

24,99 € (DE), 978-3-8376-4474-6

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**